

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798 /
II 1918 /

Bibliothek
der
Unter-
haltung
und des
Wissens

Jahrgang
1918
Band 1

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

40

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ im Loben des Weltkrieges ihren **zweiundvierzigsten Jahrgang.**

Auch in der schweren Zeit des Kampfes für die höchsten Güter der Nation, für Vaterland und Freiheit hat sie

Hunderttausenden Trost, Ablenkung und Erholung

gebracht, sie hat sich in der Heimat wie draußen bewährt als unerschöpfliche Quelle spannender Unterhaltung und als eine reiche Fundgrube nützlichen Wissens, bis in die Schützengräben vor dem Feinde hat sie ihren Weg gefunden und überall zur Verschönerung der Mußestunden beigetragen, alt und jung Befriedigung und Belehrung vermittelnd. Sie gibt jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zur Anlegung einer wirklich gediegenen

Hausbibliothek.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, reich illustrierten Bänden mit Goldbrücken und Deckelpressung.

Um die Anschaffung auch weiterhin jedermann so leicht als möglich zu machen, haben wir trotz der zum Teil auf das Mehrfache gestiegenen Herstellungskosten den Bezugspreis von

nur 90 Pfennig für den Band

nicht erhöht, wir wollen ungeachtet vieler Hemmnisse und Opfer mit diesem Preise durchhalten und bitten unsere Leser, dies auch zu tun, der Bibliothek treu zu bleiben, für sie zu werben und kleine, unvermeidliche, meist äußerliche Änderungen als Folgen des Kriegs mit in Kauf zu nehmen. Nach wie vor werden wir alle Aufwendungen machen, unsere Leser zu befriedigen. Näheres über den neuen Jahrgang enthält die nächste Seite.

Stuttgart.

Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.

Der neue Jahrgang wird unter anderem enthalten:

Romane und Erzählungen:

Die schöne Polin. Roman von Horst Bodemer.

Der Schmuck im Schaufenster. Kriminalerzählung von Karl Schüler.

Der schwarze Reiter von Caub. Novelle von Max Treu.

Tankmar. Erzählung von Edmund Schopen.

Als Mitarbeiter sind weiterhin gewonnen:

Gräfin Ballestrem, Victor Helling,

Friedrich Jacobsen, Reinhold Ortman,

Heinz Welten, Anna Wittula, Arthur

Zapp und andere mehr.

Allgemein verständliche Aufsätze

aus allen Gebieten des Wissens und des praktischen Lebens, Handel und Industrie, Haus- und Landwirtschaft, Kunst und Handwerk.

Zahlreiche Abbildungen

unter anderem auch hochinteressante Originalaufnahmen aus naturwissenschaftlichen Gebieten, sowie der Länder- und Völkerkunde.

Die angesehensten Mitarbeiter

die für alle Gebiete der

Unterhaltung und des Wissens

gewonnen wurden, bürgen dafür, daß der Inhalt auch dieses Jahrganges abwechslungsreich und lebendig gestaltet zu werden vermag.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Das Buch vom Großen Krieg

Von Generalleutn. v. Ardenne
& Dr. Hans f. Helmolt

2 Bände mit über 500 Abbildungen und Karten,
sowie vielen ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen.
In Leinen gebunden jeder Band 14 Mark 50 Pf.
Der erste Band liegt vor, der zweite folgt nach Friedensschluß.

Die erste Kriegsgeschichte, zu deren Herausgabe ein hoher Militärfachmann und ein Geschichtsgelehrter von Ruf sich vereinigten, die die Ereignisse politisch und militärisch zusammenhängend schildert und dadurch die ungeheure Fülle von Tatsachen für jedermann klar übersichtlich macht, in Wort und Bild fesselnd, großzügig und wirklich schön ausgestattet. „Das Buch vom Großen Krieg“ vermeidet es, über militärische Dinge einen Laien berichten zu lassen, die Geschichtsabschnitte hingegen entstammen der Feder eines bekannten Politikers und Geschichtskennners. Der Inhalt umfaßt die Vorgeschichte, den Land- und Seekrieg, die Verteidigung der Kolonien, die politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen, die Kriegsmittel in ihrer ganzen Vielseitigkeit, alles nach den besten Quellen. Hier ist ein Geschichts- und Nachschlagewerk von bleibendem Wert geboten, das neben dem geschriebenen Wort eine gewaltige Menge wichtiger Abbildungen bringt, die bei dem reichlichen Quartformat schön zur Geltung kommen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Unseren Lesern bieten wir

auch in diesem Jahr Gelegenheit zur Anschaffung
schöner und ungewöhnlich billiger, größtenteils farbiger

Kunstblätter als Wandschmuck im Preise von 1 Mark 50 Pf. bis 4 Mark

Ein vollständiges Verzeichnis mit stark verkleinerten
Abbildungen stellen wir gern zur Verfügung und
bitten dasselbe zu verlangen.

Besonders verweisen wir auf unsere äußerst wir-
kungsvollen und technisch vollendeten, zeitgemäßen



R. Eichstädt. Der wiedergeschenkte Sohn. Preis 4 Mark.

(Vielfarben-Licht- und Kunstdruck.) Papiergröße 70 : 57 cm.

Vielfarben-Licht- und Kunstdrucke:

	Papiergröße	Mark
In der Heimat. Von F. Leete	70 : 57 cm	3.—
Daheim — und Friede! Von F. Leete	70 : 57 „	3.—
Rückkehr ins Heimatdorf. Von W. Claudius	70 : 55 „	4.—
Der wiedergeföhenkte Sohn. Von R. Eichstädt	70 : 57 „	4.—
Wiedervereint. Von R. Eichstädt	70 : 57 „	4.—
Bundestreue. Von W. Ditz	44 : 59 „	1.50

Die ansprechenden Darstellungen dieser Blätter geben dem starken Empfinden vieler Tausender künstlerisch abgeklärten Ausdruck.

Bestellungen nehmen Buch- und Zeitschriftenhandlungen entgegen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich unmittelbar an die

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.



W. Claudius. Rückkehr ins Heimatdorf. Preis 4 Mark.

(Vielfarben-Licht- und Kunstdruck.) Papiergröße 70 : 55 cm.

Pfarrer Heumann über Nervenleiden.

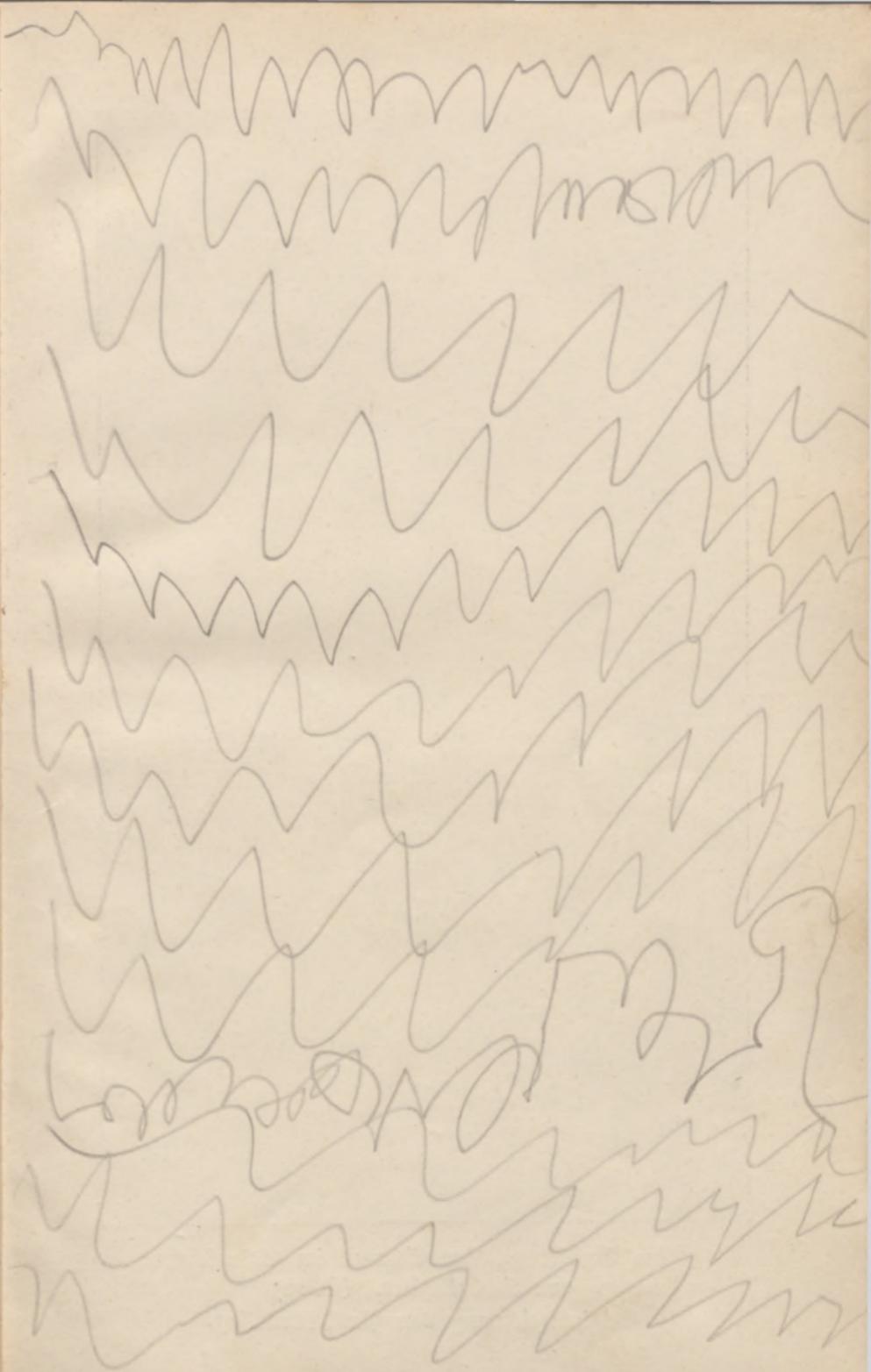


(Nachdruck verboten).

Wer kennt nicht die reizbaren Menschen, die aus den geringfügigsten Anlässen in Ärger, Zorn oder Gram geraten, immer gleich unfreundlich und heftig werden und immer schlecht aufgelegt sind? Wer kennt nicht die Menschen mit den 365 Krankheiten im Jahre? Sie gehören zu dem großen Heere der Nervenkranken, der Nervösen. Überempfindlichkeit der Gehörnerve ist eine der hauptsächlichsten Erscheinungen Nervenkranker. Das Rasseln eines Wagens, ein schrilles Pfeifen kann wie ein körperlicher Schmerz empfunden werden, ja das kann sich so weit steigern, daß einem schon ein laut sprechender Mensch, wie man sagt, „auf die Nerven fällt“. Ferner deuten Platzfurcht, Schwindelanfälle, Zerstreuung, Gedächtnisschwäche, nervöse Kopfschmerzen, nervöse Magenstörungen, Schlaflosigkeit, schwere Träume usw. auf kranke Nerven hin. Zeigen sich einige dieser Erscheinungen, so ist es höchste Zeit, etwas für seine Nerven zu tun, um von den weiteren, oft recht schweren Folgen verschont zu bleiben.

Ein großer Trost für Nervenleidende ist die bereits in erster Auflage erschienene Schrift, betitelt: „Pfarrer Heumann, Die neue Heilmethode“. In derselben werden die Ansichten des Herrn Pfarrer Ludwig Heumann in Ebersroth, Bayern, über die Ursachen, Entstehung und Heilung von Nervenkrankheiten wiedergegeben. Das 200 Seiten starke, reich illustrierte Buch wird an jedermann völlig kostenlos geliefert, wenn er an folgende Adresse darum schreibt: Ludwig Heumann & Co., Abt. G 225, Nürnberg 2, Brieffach 109.

Der Ruf des Herrn Pfarrer Heumann ist schon weit über Deutschlands Grenzen gedungen. Die weitberühmten Mittel gegen offene Füße und Flechten gaben zuerst Kunde von seiner segensreichen Tätigkeit. Später war es ihm beschieden, weitere hervorragend wirkende Mittel zusammenzustellen und zwar für Gicht und Rheumatismus, Magen-, Darm-, Hämorrhoiden-, Blasen-, Nieren- und Lungenleiden, Zuckerkrankheit, gegen Asthma, Gallen- und Leberleiden, Wassersucht, Blutarmut und Bleichsucht, Erkältungskrankheiten, Arterienverkalkung (Schlaganfall), offene Füße, Flechten, Krätze usw. Auch alle diese Krankheiten sind in obigem Gratisbuch beschrieben. Über 10000 Dankschreiben bezeugen den großen Erfolg eines rastlosen Menschenfreundes, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, der leidenden Menschheit zu helfen.





Zu der Erzählung „Der Schmuck im Schaufenster“
von Karl Schüler. (S. 10)
Originalzeichnung von Paul Wendling.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang

* 1918 *

Erster

Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

A g. XIII.

013798



II

Deud der Union Deutsche Verlagsgefellschaft in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Der Schmuck im Schaufenster	
Von Karl Schüler. Mit Bildern von Paul Wendling	5
Die schöne Polin	
Roman von Horst Bodemer	46
Totemismus bei den Naturvölkern	
Von E. Arriens. Mit 12 Bildern	108
Kriegsarbeit im Hochmoor	
Von Felix Baumann. Mit 6 Bildern	126
Argent	
Von Siegfried Baske	142
„Fallschirmtiere“	
Von Dr. Johannes Bergner. Mit 6 Bildern	151
Louise Germaine de Staël zum hundertsten Todestag	
Von Wolfgang Diller. Mit Bild	163
Der Trainesfel	
Von Francine Mannjoug	173
Der Weltkrieg. Achtunddreißigstes Kapitel	
Die geplante Aufteilung Europas. Mit 3 Bil- dern und 4 Karten	178
Generalstabskarten	
Von Friedrich Wilhelm. Mit Bild	205
Mannigfaltiges	
Krokodilsfang auf Borneo	214
Aus der Zeit der „schweren Not“	217
Admiral Ruffels Höllenmaschine	219

	Seite
Metalle in Theilen von Pflanzen und Thieren	221
Ein Held der Tiroler Freiheitskämpfe. Mit Bild	222
„Der Rhein ist nicht die natürliche Grenze“	223
Der Bart macht den Mann	225
Luther an die deutsche Jugend	226
Derb, aber wahr	227
Wie man Geschichte schrieb	228
Der letzte Meistersinger. Mit 2 Bildern	228
Greuel der französischen Revolution	235
Räbelsführer	237
Ums Honorar geprellt	237
Wo der „Spleen“ sitzt	238
Hundekadaver in den Staatskarossen	239
Ein weißer Rabe	240



Der Schmuck im Schaufenster

Von Karl Schüler

Mit Bildern von Paul Wendling

Herr v. Zennern, der Polizeipräsident einer mittel-deutschen Hauptstadt, saß mit Akten beschäftigt an seinem Schreibtisch, als der Kommissär Eichhorn ihm meldete, der Hofgoldschmied Bollmüller wünsche ihn zu sprechen.

„Lassen Sie ihn eintreten,“ ordnete Zennern an.

Der Kommissär öffnete die Tür und ließ einen Mann herein, der den Eindruck machte, als habe er sich zu einer Maskerade verkleidet. Trotz des warmen Wetters trug er einen dicken Wintermantel, ein offenbar falscher Vollbart sollte ihn wohl unkenntlich machen. Lachend rief Herr v. Zennern dem Eintretenden zu: „Aber Herr Bollmüller, wie sehen Sie denn aus?“

„Haben Sie mich denn gleich erkannt?“ fragte Bollmüller ängstlich.

„Herr Eichhorn sagte mir, daß Sie's wären. Wer denkt denn, daß ein vernünftiger Mensch sich um diese Zeit in einen Maskenanzug steckt!“

Bollmüller zog den lästigen Überzieher aus, nahm den Vollbart ab und begann aufgeregt: „Ich lebe seit heute früh in furchtbarer Aufregung, Herr Baron. Ich bitte zu entschuldigen, daß ich ver mummt zu Ihnen kam, aber man trachtet mir nach dem Leben.“

Herr v. Zennern schüttelte ungläubig den Kopf. „Erzählen Sie ruhig, was Sie zu uns führte.“

Der Juwelier nahm auf einem Stuhl Platz, trocknete sich die Stirn und zog einen Brief hervor; seine Hand zitterte, als er ihn dem Polizeipräsidenten überreichte: „Diesen Brief erhielt ich heute morgen. Bei Ihnen suche ich Schutz für mein Leben und mein Eigentum.“

Der Polizeipräsident las das Schreiben mit größter

Aufmerksamkeit und reichte es seinem Kommissär. Eichhorn prüfte nicht nur den Inhalt, sondern auch Blatt und Umschlag sorgfältig.

„Was sagen Sie zu dem Wisch?“ fragte Herr v. Zennern.

„Eine sehr dreiste und plumpe Erpressung,“ antwortete Eichhorn.

„Das scheint auch mir so. Der Kerl verlangt einen bestimmten Schmuck aus dem Schaufenster. Wieviel ist der Schmuck wert, Herr Bollmüller?“

„Fünzigtausend Mark, Herr Baron.“

„Wenn Sie dem Gauner den Schmuck nicht ausliefern, will er Sie und Ihr Geschäft mit einer Bombe in die Luft sprengen. Kein ganz einfaches Verfahren.“

„Ich bin furchtbar erregt,“ stöhnte Bollmüller.

„Haben Sie an dem im Brief bezeichneten Ort die Revolverkugel gefunden, von der der Erpresser faselt?“

Bollmüller entnahm seiner Geldtasche eine Revolverkugel: „Hier ist sie; sie lag unter meinem Pult, genau an der im Brief angegebenen Stelle. Hätte der Verbrecher statt der Kugel eine kleine Höllenmaschine unter mein Pult gelegt, dann würde ich nicht mehr hier sitzen.“

„Na,“ beruhigte Herr v. Zennern den ängstlichen Mann, „zwischen einer Revolverkugel und einer Höllenmaschine ist denn doch noch ein nicht geringer Unterschied. Der Gauner sucht Ihnen wie alle Erpresser vor allem Furcht einzujagen. Es war richtig, daß Sie gleich zu uns kamen.“

„Ja, aber auch dafür bedroht man mich mit dem Tod,“ sagte Bollmüller gepreßt.

„Einstweilen wissen nur wir von Ihrem Besuch bei uns, und Ihr Geheimnis ist damit sicher bewahrt. Vor allem beruhigen Sie sich. Wir werden dem Erpresser

eine Falle stellen; vielleicht sind Sie Ihrer Sorge rascher ledig, als Sie glauben wollen. Zunächst sagen Sie einmal, ob Ihnen irgend jemand verdächtig scheint. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sich der Gauner oder ein Helfershelfer in Ihrer Umgebung befindet. Der Fundort der Kugel läßt darauf schließen und, wie ich annehme, eine nicht falsche Beurteilung Ihres Wesens."

"Herr Baron, ich verstehe nicht ganz."

"Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Vollmüller, aber ein Held sind Sie nicht."

"Bedenken Sie meine Lage, Herr Baron!"

Herr v. Zennern beriet sich mit dem Kommissär und entließ dann den Goldschmied mit beruhigenden Worten.

Am Spätnachmittag fuhr der Wagen des Polizeipräsidenten vor der Villa der Gräfin Büding vor. Die Gräfin, seit Jahren verwitwet, war eine auffallende Schönheit, die durch kleine Absonderlichkeiten den Gesellschaftskreisen der Hauptstadt manchen Gesprächsstoff lieferte. Herr v. Zennern verkehrte oft bei der ebenso schönen als geistreichen Frau. Man erzählte sich, daß er eifrig um ihre Gunst warb, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Jawort der lebensfrohen Witwe zu erlangen.

Als die Kammerzofe Lisbeth ihrer Herrin den Besuch meldete, war die Gräfin damit beschäftigt, ihrem Papagei das Wort „Schwäger“ beizubringen. Als Herr v. Zennern der Gräfin die Hand küßte und ihr Schmeichelhaftes über ihr Aussehen sagte, rief der Papagei mit schriller Stimme dem Besucher das eben gelernte Wort zu. Die Gräfin lachte, der Baron lächelte.

"Du bist zu dreist!" schalt sie den Papagei und reichte ihm ein Stück Zucker.

Eine breite Tür des Salons führte auf eine Veranda,

auf der sich die Gräfin und ihr Besucher in zwei Sesseln niederließen.

„Was gibt es Neues?“ fragte die Gräfin. „Ich hoffe, Sie werden mir endlich einmal über einen geheimnisvollen Mord oder sonstige gruselige Dinge berichten können. Das ist doch das Wenigste, was man von einem Mann in Ihrer Stellung erwarten darf.“

„Sie wissen ja selbst, daß bei uns nichts Außergewöhnliches geschieht,“ entgegnete Zennern. „Heute hätte ich allerdings einen Fall, der eine Ausnahme macht. Der Hofgoldschmied Bollmüller kam in tausend Ängsten zu mir. Irgend jemand schrieb ihm einen Drohbrief.“

„Einen Drohbrief?“ fragte die Gräfin. „Das ist allerdings merkwürdig. Ich kenne Herrn Bollmüller, er arbeitet für mich. Der Mann kam mir wegen seines ängstlichen Wesens immer ein bißchen komisch vor.“

Der Polizeipräsident schilderte seiner Zuhörerin, daß der aufgeregte Mann verkleidet bei ihm erschienen sei, machte sie auch mit dem Inhalt des Briefes bekannt und schloß: „Der Schmuck, den man Herrn Bollmüller abdringen will, soll fünfzigtausend Mark wert sein.“

„Das kann ich bestätigen,“ fiel die Gräfin ein. „Ich hatte den Schmuck selbst in den Händen und hätte ihn gerne erworben, wenn er mir nicht zu teuer wäre. Die Fassung ist geradezu ein Kunstwerk. Ich gestehe, daß ich in den Schmuck ganz verliebt bin.“

„Teuere Gräfin, Sie besitzen so viel schöne, ja außergewöhnlich prächtige Schmucksachen, daß Sie wirklich nicht nötig haben, sich noch mehr zu wünschen.“

„Ach, das verstehen Sie nicht; verzeihen Sie, kein Mann kann das verstehen. Ich liebe den wundervollen Märchenglanz der Perlen, das blitzende, sprühende Feuer

der Diamanten leidenschaftlich. Ich gestehe offen, diese Liebhaberei ist meine einzige echte Leidenschaft."

"Eine allerdings sehr kostspielige Leidenschaft."

"Was werden Sie nun zunächst in dieser Erpressergeschichte unternehmen?" fragte die Gräfin.

Der Polizeipräsident kam nicht mehr zur Beantwortung der Frage.

Ein älterer Herr war durch eine Seitentür des Gartens eingetreten.

"Sie kamen, um nach mir zu sehen, Herr Sanitätsrat?" fragte die Gräfin nach der ersten Begrüßung. "Ich fühle mich heute besser."

"Ich wollte nur im Vorbeigehen Guten Tag sagen, ich habe nebenan einen Besuch zu machen; die Frau des Kutschers bei Kommerzienrat Bloch erwartet mich. Der Storch kam gestern in die Kutscherwohnung. Wie sind Sie übrigens mit Ihrem neuen Kutscher zufrieden, Frau Gräfin?"

"Ganz gut. Er behandelt die Pferde vorzüglich und fährt ausgezeichnet. Ich muß sagen, der Mann macht Ihrer Empfehlung alle Ehre."

"Das freut mich. Er hatte sich bei mir gemeldet, als ich schon einen anderen Kutscher angenommen hatte. Da er ausgezeichnete Zeugnisse aufwies und den besten Eindruck machte, schickte ich ihn zu Ihnen."

"Er ist ein stattlicher Mann und sieht in der Livree ausgezeichnet aus," warf Zennern ein.

"Ein Schmuckstück also," sagte der Sanitätsrat lächelnd. Er verabschiedete sich und Zennern schloß sich ihm an. Als der Baron in seinen Überrock schlüpfte, fragte ihn die Gräfin noch einmal, was er zunächst versuchen würde, um den Erpresser zu entdecken.

"Ich kann nicht mehr sagen, als daß wir ihm eine

Falle stellen.“ Zennern küßte der Gräfin die Hand und schritt mit dem Sanitätsrat dem Gartentor zu.

Am anderen Morgen fuhr die Gräfin in einem flotten Einspänner aus. Sie lenkte selbst die hohe, schlanke Rappstute *). Neben ihr saß der Rutscher Hartmann mit untergeschlagenen Armen. Er war wirklich ein Schmuckstück, wie ihn der Sanitätsrat genannt hatte. Sein glattrasiertes, gutgeschnittenes Gesicht, mit dem hochmütigen Zug des herrschaftlichen Dieners, seine hohe Gestalt und seine Art, sich außer dem Dienst zu benehmen, machten ihn zum Abgott der weiblichen Dienerschaft des Hauses.

Eine Stunde später jagte das Auto des Polizeipräsidenten durch die Stadt und hielt vor der Villa der Gräfin BÜding. Als Lisbeth dem Baron v. Zennern meldete, daß die Gräfin spazieren gefahren sei, sagte er ärgerlich: „Ich werde warten, bis sie zurückkommt.“

Zennern war in übelster Laune. Als die schöne Frau zurückkehrte, mußte er sich noch eine weitere Viertelstunde gedulden, ehe sie umgekleidet erschien. Glück und Lebensfreude strahlten aus ihren Augen: „Denken Sie, lieber Baron, ich fahre jetzt selbst. Ich lade Sie ein, sich morgen von mir ausfahren zu lassen.“

An dem Ton, in dem Zennern für die Einladung dankte, fühlte sie, daß er verstimmt war, und sagte: „Sie haben leider lange auf mich gewartet. Hätte ich Ihren Besuch geahnt, wäre ich gern zu Hause geblieben.“

Der Polizeipräsident begann mit einer gewissen Feierlichkeit: „Ich wünschte Sie heute zu sprechen, nur um Ihnen zu sagen, daß ich heute zu büßen habe, weil ich gestern so unvorsichtig war, Ihnen etwas zu erzählen.“

*) Siehe das Titelbild.

Die Gräfin blickte ihn lächelnd an und fragte harmlos: „Was vertrauten Sie mir denn so Wichtiges an?“

„Ich sprach zu Ihnen über den Fall Bollmüller.“

„Ach! Das hatte ich schon wieder vergessen. Was ist denn geschehen?“

„Ich wiederhole, es war eine große Unvorsichtigkeit von mir, Ihnen auch nur ein Wort darüber zu sagen. Ich rechnete auf Ihre Verschwiegenheit. Leider enttäuschten Sie mich. Ich bin genötigt, Sie zu ersuchen, mir diejenigen Personen zu nennen, denen Sie wiedererzählt haben, was ich Ihnen gestern hier anvertraute.“

Gräfin Büding blickte den Baron erstaunt an und entgegnete lächelnd: „Das finde ich köstlich! Warum soll ich denn der Sündenbock sein? Lieber Baron, fragen Sie lieber sich selbst, wem Sie vielleicht außer mir die Geschichte noch erzählt haben. Ich sprach mit keiner Seele darüber; nicht einmal mit meinem Papagei.“

Nach dieser Erklärung hielt es Herr v. Zennern für seine Pflicht, sich wegen seines Verdachtes zu entschuldigen.

„Aber was konnte Sie denn veranlassen, mich für Klatschsuchtig zu halten?“ fragte sie.

„Meine einzige Rechtfertigung ist dieser Brief,“ antwortete der Präsident. „Daß ich Ihnen diese Zeilen zu lesen gebe, soll Ihnen außer meinen bedauernden Worten den hohen Grad meines Vertrauens bestätigen.“

„Ihr Vertrauen scheint starken Schwankungen unterworfen zu sein,“ erwiderte die Gräfin mit leisem Spott; sie entfaltete das Schreiben und las:

„Herrn Bollmüller!

Sie sind für Ihr Alter leichtsinnig genug. Sie glaubten die Mitteilungen in meinem gestrigen Brief nicht ernst nehmen zu sollen. Trotz meiner Warnung gingen Sie zum Polizeipräsidenten. Ihre lächerliche,

plumpe Verkleidung nützte Ihnen nichts; auch Ihre weiteren Winkelzüge werden zwecklos sein. Sie glauben nun wohl, daß die Polizei Ihr Leben schützen wird und daß Sie nicht auf meine Forderung zu achten brauchen. Ich erkläre Ihnen, daß die Polizei nicht imstande ist, Ihnen zu nützen. Gestern forderte ich nur den Schmuck, der den Mittelpunkt Ihrer Schaufensterausstellung bildet, heute verlange ich noch das Diadem, das Sie oberhalb des von mir bezeichneten Schmuckes ausstellten. Ich warne Sie davor, die echten Steine durch unechte Stücke ersetzen zu wollen. Es wird Ihnen nicht gelingen, mich zu betrügen.

Ich ersuche Sie, auch diesen Brief der Polizei zu übergeben. Versuchen Sie es so heimlich wie Sie wollen und können, es wird mir nichts verborgen bleiben, was Sie auch unternehmen mögen. Morgen werde ich Ihnen mitteilen, ob Sie den Brief der Polizei übergeben haben oder nicht. Sie sollen daraus sehen, daß meine Macht weiter reicht, als Sie auch nur zu ahnen vermögen. Nach diesem Beweis werden Sie wohl überzeugt sein, daß ich ein Gegner bin, mit dem Sie sehr ernsthaft zu rechnen haben werden.

Reisen Sie mit den beiden Schmucksachen, die ich um den Preis Ihres Lebens von Ihnen verlange, am Sonntag nach Berlin. Benutzen Sie den ersten Zug, der hier abfährt. Sie werden um zwei Uhr in Berlin auf dem Potsdamer Bahnhof ankommen. Am Speisensabgabefisch des Wartesaals zweiter Klasse finden Sie einen Brief vor, der Ihre Adresse trägt. Lesen Sie seinen Inhalt und fahren Sie unmittelbar darauf in einem Auto nach dem Ort, der in dem Brief angegeben ist. Zeigen Sie diesen Brief niemand, sprechen Sie auch mit niemand und suchen Sie sich mit

anderen nicht durch Zeichen zu verständigen. Sie werden nicht nur von den Kriminalbeamten, die sich im Wartesaal einfinden werden, scharf beobachtet. Der Brief wird von einem Dienstmann abgegeben werden. Sollte vor Ihrer Ankunft ein Kriminalbeamter den Brief öffnen und lesen, so gilt die Verabredung als nichtig. In diesem Falle verlange ich, daß Sie sofort hierher zurückkehren, wo Sie neue Nachrichten verfinden werden, um daraus zu entnehmen, was weiter zu geschehen hat. Glauben Sie nicht, mich überlisten zu können, und bedenken Sie, daß Ihr Leben, das Ihrer Angehörigen und Ihr ganzer Reichtum auf dem Spiele steht."

Das Schriftstück war mit einem Kreuz unterzeichnet.

Die Gräfin gab das Schreiben an den Polizeipräsidenten zurück. „Das klingt wirklich beängstigend.“

Der Polizeipräsident sagte: „Liebe Gräfin, dem Kerl gegenüber reicht unsere Erfahrung nicht aus. Ich werde einen von den Berliner Kriminalbeamten hierherkommen lassen.“

Er verabschiedete sich und fuhr in die Stadt zurück.

Friedrich Bollmüller war vorsichtig genug, den zweiten Expressbrief nicht persönlich bei Zennern abzugeben. Er fügte dem Schriftstück ein Begleitschreiben bei, steckte beides in einen Umschlag ohne Firma und fuhr in einem Kraftwagen nach einem kleinen, benachbarten Dorf. Von dort erst schickte er einen Boten mit dem Brief nach dem Polizeipräsidium. Später überzeugte er sich durch den Fernsprecher davon, daß der Brief unverfehrt an die richtige Stelle gelangt war.

Trotz dieser Vorsicht erhielt er schon am Morgen darauf wieder einen Brief mit folgendem Inhalt:

„Herrn Bollmüller!

Meinen Brief, den Sie gestern mit der ersten Post

erhielten, haben Sie richtig in die Hände des Polizeipräsidenten gelangen lassen. Herr v. Zennern will einen Berliner Kriminalbeamten hierherkommen lassen. Das kümmert mich nicht. Ich lache darüber. Fahren Sie am Sonntag nach Berlin und handeln Sie genau nach meinen Vorschriften."

Die Gräfin Büding sah am Abend im Theater, daß in einer Loge ihr gegenüber der Polizeipräsident saß. Er grüßte, suchte sie aber nicht auf, wie er sonst zu tun pflegte. Kurz vor dem letzten Akt verließ sie das Theater. Im Vorraum erwartete sie der Diener und geleitete sie zum Wagen. Vor der Thür der Villa öffnete der Kutscher Hartmann die Wagentür. Den Zylinder lüftend, sagte er: „Ich möchte die gnädige Frau Gräfin um zwei Tage Urlaub bitten. Ich will in meine Heimat reisen. Ich habe eine kleine Erbschaft gemacht!"

Noch ehe die Gräfin ihren Schmuck abgelegt hatte, setzte sie sich an den Tisch und schrieb:

„Mein lieber, verehrter Baron!

Warum suchten Sie mich heute im Theater nicht auf? Zürnen Sie mir doch? Und wenn, darf ich fragen weshalb? Klären Sie mich selbst darüber auf. Ich erwarte Sie morgen um zwölf Uhr.

Gräfin Büding."

Am Sonntag verließ Lisbeth um vier Uhr nachmittags die gräfliche Villa. Es war ihr erlaubt worden, bis Mitternacht frei über ihre Zeit zu verfügen. Ein Kleid, das sie der Freigebigkeit ihrer Herrin verdankte, saß ihr ausgezeichnet, und sie verstand es geschickt zu tragen. In der öffentlichen Gartenanlage, die von der Villa nach der Stadt führte, erregte sie die Aufmerksamkeit eines gutgekleideten Herrn, der ihr in geringer Entfer-

nung folgte. Zunächst achtete sie nicht auf ihn; als er ihr aber auch in den Straßen der Stadt folgte und neben ihr stehend die Anzeigen einer Anschlagtafel musterte, sah sie ihn unauffällig aufmerksamer an. Der Unbekannte machte einen guten Eindruck auf Lisbeth. Als sie in eine Seitenstraße einbog, zog er den Hut und nannte einen Namen, den sie nicht sofort behielt, nahm aber seine Begleitung an. Der Herr erzählte ihr, daß er von einem kleinen Städtchen erst kürzlich nach der Hauptstadt versetzt worden sei. Dann plauderte er vertrauensfelig über seine Familie, seine Eltern seien früh gestorben und hätten ihm ein ansehnliches Vermögen zurückgelassen. Der Begleiter führte Lisbeth in eine Konditorei, die zu dieser Stunde wenig besucht wurde. Beide fühlten sich bei Kaffee und Kuchen auf dem kleinen Plüschsofa des menschenleeren Lokals sehr wohl. Die Treuherzigkeit ihres Begleiters gefiel Lisbeth. Er sprach es ganz offen aus, daß er sich danach sehne, recht bald eine liebe Frau in sein vollkommen eingerichtetes Heim zu führen. Sein höchster Wunsch war, ein armes Mädchen als Lebensgefährtin glücklich machen zu dürfen. Lisbeth wünschte sich zu dieser Bekanntschaft Glück und erzählte mit verschiedenen Ausschmückungen einiges aus ihrem Leben. Ihren Vater, der Ziegeleiarbeiter gewesen war, beförderte sie zum Ziegeleibesitzer. Ihre Mutter, deren Eltern brave Tagelöhner gewesen waren, ließ sie aus einer Gutsbesitzersfamilie stammen. Sie selbst habe Lehrerin werden wollen, wäre aber durch unverschuldeten, geschäftlichen Zusammenbruch ihres Vaters gezwungen worden, darauf zu verzichten, und hätte die Stelle einer Gesellschaftsdame im Hause einer Gräfin übernommen. In dieser Stellung werde sie wie das Kind vom Hause behandelt. Dabei flocht sie die Be-

merkung ein, daß sie das Wirken der Hausfrau im eigenen Heim der Stellung des Liebblings im Haus der Gräfin vorziehen würde. Ihr Gegenüber war ganz der gleichen Ansicht. Auch in weiteren Gesprächen begegneten sich beide in seltener Übereinstimmung in ihren Hoffnungen und Wünschen. Sie fühlte für den vermögenden, selbstlosen Mann warme Zuneigung, und er ließ sich von seiner hübschen Begleiterin das Leben im Hause der Gräfin und der Personen, mit denen Lisbeth täglich zu tun hatte, schildern. Sie plauderte über alle, die bei der Gräfin verkehrten, und vergaß auch nicht, als sie über die „Dienerschaft“ berichtete, den schönen Kutscher Hartmann zu erwähnen, der zwei Tage Urlaub erhalten habe, um in seine Heimat zu reisen. Auch darüber wußte sie allerlei zu sagen, daß der Polizeipräsident v. Zennern die Gräfin heiraten wolle.

Lisbeth zeigte immer offener ihre Freude über die neue Bekanntschaft und nahm gern seine Einladung nach einem benachbarten Ausflugsort zu fahren, willig an. —

Im Wartesaal zweiter Klasse des Potsdamer Bahnhofes in Berlin herrschte reges Leben. Reisende nahmen ihr Mittagessen ein oder schiefen sitzend vor der kalt gewordenen Tasse Kaffee. Kellner eilten geschäftig zwischen vollbesetzten Tischen hin und her. Abfahrende Züge wurden ausgerufen, truppweise verließen Wartende den Saal und machten Neuankommenden Platz. Wenige Minuten vor zwei Uhr drängte sich ein Dienstmann durch die Menge und übergab der Dame hinter dem Speisegabebüsch einen Brief.

Das Erscheinen des Dienstmannes war kaum bemerkt worden. Nur ein Kellner sah etwas schärfer nach ihm hin und beobachtete, wie er den Brief übergab. Eine junge Dame, in Reisemantel und Reiseumge, die



an einem Tisch eifrig Ansichtspostkarten schrieb, notierte sich auf einer Karte die Nummer des Dienstmanns.

Die Dame am Anrichtetisch hatte nur einen flüchtigen Blick auf die Adresse des Briefes geworfen und schob ihn gleichgültig in einen Schubkasten unterhalb der Tischplatte. Dort blieb er nur einen Augenblick liegen. Die Dame drückte unauffällig an dem Knopf an der Vorderseite des Kastens und sogleich senkte sich der Boden des Kastens und ließ den Brief auf ein loses Bündel gebrauchter Schürzen und Wischtücher fallen. Gleich darauf kam eine Aufräumerfrau und raffte die Schürzen und Wischtücher zusammen und mit ihnen auch den Brief. In dem Hinterzimmer wurde sie von zwei Männern erwartet. Einer griff rasch nach dem Brief und öffnete ihn auf der Rückseite. In einer Ecke des Zimmers wurde in Eile eine Abschrift angefertigt. Der Brief lautete:

„Herrn Bollmüller!

Ich warne Sie noch einmal, diesen Brief jemand zum Lesen zu geben oder mit jemand über seinen Inhalt zu reden. Denken Sie daran, daß Sie in jedem Augenblick scharf beobachtet werden. Verlassen Sie sofort den Bahnhof und nehmen Sie einen der Kraftwagen an der Ecke der Königgräzer Straße. Nehmen Sie keinen der Wagen, die vor dem Bahnhof halten. Ich wünsche nicht, daß Sie mit einem Wagen fahren, dessen Führer ein Kriminalbeamter sein könnte. Lassen Sie sich so schnell es möglich ist nach der Wirtschaft ‚Zum letzten Berliner‘ nach der Prenzlauer Allee fahren. Fragen Sie dort nach einem Brief, der Ihre Adresse trägt. Hüten Sie sich, mir eine Falle zu stellen.“

Die Abschrift des Briefes wurde zwischen einem Stoß reiner Mundtücher von der Scheuerfrau wieder in dem

Kästen untergebracht, nachdem die Rückseite des Umschlages sorgfältig zugefleht worden war. Als die Frau zurückkehrte und die Unterbringung des Briefes meldete, sagte der ältere der Herren zu ihr: „Liebes Fräulein Helmholz, gehen Sie sofort zu Brutschke und sagen Sie ihm, er solle sich mit seinem Automobil an der Ecke der Königgräzer Straße aufstellen, dann fahren Sie zum Polizeipräsidium und übergeben Sie meinem Kollegen Klinger diesen Brief.“ Damit reichte er der Scheuerfrau jenes Schreiben. Die Polizeiagentin verließ das Zimmer.

„Ist Ihr Revolver in Ordnung?“ fragte der Kommissär seinen Beamten. „Wir haben es mit einer gefährlichen Bande zu tun, die alles aufs feinste ausgeklügelt hat. Geben Sie acht, die Kerle heizen uns noch durch die ganze Stadt. Kommen Sie, wir müssen ‚Zum letzten Berliner‘.“

Pünktlich ließ der von Bollmüller benützte Zug in der Bahnhofshalle ein. Im Wartesaal ließ er sich den an ihn gerichteten Brief geben. Das Bewußtsein, von Leuten beobachtet zu werden, die ihm nach dem Leben trachteten, brachte ihn fast einer Ohnmacht nahe. Die kostbaren Schmuckstücke, die er dem Erpresser und seinen Leuten ausliefern sollte, waren anscheinend in eine schwarze Ledertasche gepackt; auf Anraten der Polizei sollte sie nur wertlose Dinge enthalten, die nur das Gewicht des Schmuckes hatten. Der begehrte Schatz lag in seinem Geldschrank. Bollmüller wußte, daß die Polizei eine ganze Reihe von Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um sein Leben und sein Eigentum zu schützen; aber dies Bewußtsein beruhigte ihn nicht; längst bereute er, Herrn v. Zennern die Erpressergeschichte mitgeteilt zu haben. Die Reise nach Berlin, zu der er

sich nur auf den dringenden Wunsch der Polizei bereit erklärte, erfüllte ihn mit wachsender Angst und Besorgnis. Kurz vor seiner Abreise trug er sich noch mit der Absicht, sich von dem Erpresser durch einen größeren Betrag, den er ihm bezahlen wollte, zu befreien. Nur die Furcht, daß doch immer wieder neue Versuche gemacht werden würden, ihm weitere Summen abzudringen, hielt ihn davon zurück.

Vollmüller nahm sich vor, streng nach den Vorschriften des Brieffschreibers zu handeln. Dem Kellner, der ihn fragte, ob ihm eine Tasse Kaffee gefällig sei, gab er keine Antwort. Er verließ den Wartesaal sofort und bestieg an der Ecke der Königgräzer Straße ein zur Abfahrt bereitstehendes Automobil. Der Führer, dem er die Wirttschaft in der Prenzlauer Allee als Fahrziel angab, nannte ihn beim Namen und sprach noch ein paar Worte, die Vollmüller die Gewißheit gaben, daß der Mann ein Polizeibeamter war; nun fiel ihm ein, daß auch dem Kellner im Wartesaal sein Name bekannt gewesen war. Wenn die Berliner Polizei so arbeitete, dann befand er sich unter sicherem Schutz. Um noch weiteres über die Vorkehrungen der Polizei zu erfahren, fragte er den Führer: „Wäre es nicht gut, einem Schußmann mitzuteilen, wohin wir fahren?“

„Die Kneipe, in die Sie bestellt sind, steht jetzt schon unter polizeilicher Bewachung,“ antwortete der Kriminalbeamte. „Wenn Sie sich umwenden, werden Sie uns ein Pärchen in grauen Radfahreranzügen auf einem Doppelsitzer folgen sehen, beide sind Kriminalbeamte. Sie können ganz unbesorgt bleiben.“

In der Tat sah er in einiger Entfernung ein Paar auf einem Zweirad. Jetzt fiel ihm erst ein, daß die Kriminalpolizei auch schon wußte, wohin er von dem

Erpresser bestellt worden war. Im Augenblick glaubte er, daß alles weitere ein gutes Ende nehmen würde. Der Gedanke, ohne Geldverlust durchzukommen, ließ ihn freier aufatmen. Was nun noch kommen würde, war wohl weit weniger zu fürchten, als er zu Hause noch geglaubt hatte.

Auf der Prenzlauer Allee im Norden Berlins verlebte das Leben der Großstadt allmählich. Zwischen den Häuserreihen klasten große Lücken, hier und da stand noch ein altes Bauernhaus zwischen den großen Mietskasernen und dann öffnete sich freies Feld, das sich bis zu den ersten Häusern von Neu-Weißensee erstreckte. Im letzten Haus, das noch zum Stadtgebiet Berlins gehörte, hatte ein Budiker eine Aneipe eingerichtet, die den Namen „Zum letzten Berliner“ trug. Der Schankraum bestand nur aus einer Stube. Unter der Woche besuchten nur Fuhrleute das kleine, dürftige Vorstadtwirtschaftshaus; aber an schönen Sonntagnachmittagen war die Stube und das kleine Gärtchen vor der Tür dauernd überfüllt. Als Gäste fanden sich Arbeiterfamilien ein, die auf ein paar Stunden aus der stickigen Luft der Hinterhäuser flüchteten.

Mit scharfem Ruck hielt das Automobil. An einem der Tische saß der Kriminalkommissär und ein Polizeibeamter, die beide alle ein und aus gehenden Personen beobachteten. Im Schankzimmer hielt sich außer dem Wirt zu dieser Stunde niemand auf.

Der Budiker im „Letzten Berliner“ war ein großer, breitschulteriger Mann in den fünfziger Jahren. Bei der Polizei stand er nicht in schlechtem Ruf, weil er für pünktliche Einhaltung der Feierabendstunde sorgte und Streitigkeiten unter seinen Gästen meist mit starker Hand allein zu schlichten wußte. Die Leute, die bei ihm

verkehrten, gehörten auch nicht zu den bekannten Verbrecherkreisen. Der Kriminalkommissär glaubte darum nicht, daß der Wirt mit den Erpressern unter einer Decke stecke; die Gauner hatten seine Wirtschaft wohl nur gewählt, weil sie in einer stillen, leicht zu beobachtenden Gegend lag.

Der Polizeikommissär war mit seinem Beamten vor Bollmüller eingetroffen. Als er sich bei dem Wirt erkundigte, ob ein Brief abgegeben worden sei, erhielt er eine verneinende Antwort und setzte sich enttäuscht in den Vorgarten. Als Bollmüller ankam, ließ er ihn an sich vorbeigehen und folgte ihm dann in den inneren Raum. Der Goldwarenhändler wandte sich an den hinter dem Schanktisch stehenden Wirt: „Ist ein Brief für mich bei Ihnen abgegeben worden? Mein Name ist Bollmüller!“

„Bedaure, hier is keen Brief abjegeben, der Herr hat ooch schon danach jefragt,“ erwiderte der Wirt und deutete auf den Kriminalkommissär.

Bollmüller blickte den Beamten überrascht an, der sich ihm vorstellte: „Doktor Krummhübel, königlicher Polizeikommissär. Ich bin mit den Nachforschungen in Ihrem Fall betraut.“ An den Wirt gewendet, fuhr er fort: „Die Sache ist so ernst, daß ich, obwohl mir Ihre Angabe nicht unwahr erscheint, doch durch meinen Dienst verpflichtet bin, Haussuchung nach dem Brief vorzunehmen. Bitte, kommen Sie hinter Ihrem Schanktisch vor.“

Der Wirt ließ es ruhig geschehen, daß seine Taschen durchsucht wurden; der Brief fand sich nicht bei ihm. Weiteres Suchen im Schankraum verlief gleichfalls ergebnislos. Als der Beamte eben seine Nachforschungen abgeschlossen hatte, traf das Radfahrerpärdchen ein und nahm an einem der Tische Platz.

Der Kommissär ging mit Vollmüller in den Vorgarten. Draußen sagte er: „Wir haben es mit einer gerissenen Gesellschaft zu tun. Es scheint mir, daß die Kerls Lunte gerochen haben.“

Vollmüller, von neuem unruhig, erwiderte: „Sie werden wohl recht haben, Herr Doktor.“

„Zunächst werden wir die Schriften vergleichen müssen,“ fuhr der Beamte fort. „Den Originalbrief schickte ich schon nach dem Polizeipräsidium; in Ihrem Umschlag steckte nur eine Abschrift. Vielleicht bringt die Schrift uns auf die richtige Spur.“

Eben wollte Vollmüller fragen, wie der Kommissär in den Besitz des Briefes gelangt war, als ein Botenjunge auf einem Fahrrad vor dem Wirtshaus eintraf und dem Wirt einen Brief gab, der als Aufschrift Vollmüllers Namen trug.

Als der Botenjunge sich entfernen wollte, hielt ihn Doktor Krummhübel zurück. „Ich bin Kriminalkommissär; sagen Sie, wer gab Ihnen diesen Brief zu besorgen?“

Der Junge erzählte: „Ich war eben von einer Fahrt in unsere Anstalt zurückgekommen, als uns jemand durch den Fernsprecher anrief und verlangte, daß ein Bote an die Ecke der Prenzlauer und Alexanderstraße kommen solle. Unser Geschäftsführer schickte mich ab. An der Ecke der Prenzlauer Straße trat ein Herr auf mich zu und gab mir diesen Brief. Er beschrieb mir das Haus und schärfte mir ein, den Brief nur dem Wirt zu geben; der Wirt solle ihn einem Herrn aushändigen, der schon nach dem Brief gefragt hätte.“

„Wie sah der Mann aus, der Ihnen den Brief gab?“

„Es war ein großer Mann, er hatte einen Strohhut auf und einen hellen Überzieher an.“

„Trug er einen Bart?“

„Nein.“

„Denhard,“ sagte der Kommissär zu seinem Beamten. „Notieren Sie die Adresse.“ Dann reichte er Bollmüller den Brief. „Bitte, lesen Sie, was die Kerls schreiben!“

Mit zitternden Händen öffnete der Goldschmied den Umschlag und gab das beschriebene Blatt dem Kommissär zurück: „Bitte, lesen Sie, ich bin zu aufgeregt.“

Doktor Krummhübel las:

„Herr Bollmüller!

Sie waren also doch töricht genug, sich der Polizei in die Arme zu stürzen. Der Fahrer, der Sie nach dem Wirtshaus ‚Zum letzten Berliner‘ brachte, war ein Kriminalbeamter. Auch der Kommissär Krummhübel bemühte sich mit einem seiner Fahnder in die Schenke. Wie können Sie mich für so dumm halten und glauben, daß ich so ohne weiteres in eine Falle gehe? Diese lächerlichen Versuche nützen Ihnen doch nichts. Ich werde Sie zu fassen wissen, wenn Sie noch länger zögern, meine Wünsche zu erfüllen. Sie können keinen Schritt tun, ohne beobachtet zu werden. Wenn Ihnen darum zu tun ist, der Sache ein Ende zu machen, dann entschließen Sie sich, ehe es zu spät für Sie ist. Wenn in der schwarzen Tasche, die Sie bei sich haben, wirklich die Schmucksachen enthalten sind, fordere ich Sie auf, zu Fuß das Wirtshaus ‚Zum letzten Berliner‘ zu verlassen und Ihre polizeilichen Bedeckungsmannschaften zu ersuchen, erst zehn Minuten nach Ihnen von dort fortzugehen. Eilen Sie rasch bis zur Ecke der Lothringer Straße. Nehmen Sie sich dort eine Droschke und lassen Sie sich bis zur Haltestelle am Gendarmenmarkt bringen. Nehmen Sie dort einen Kraftwagen und fahren Sie dahin, wo Sie sich vor zwei Jahren, als Sie sich in

Berlin aufhielten, in lustiger Gesellschaft so gut unterhielten. Meine nächsten Mittheilungen werden Sie in Ihrer Heimatsstadt erhalten. Nun haben Sie Ihr Schicksal selbst in der Hand."

Auch dieser Brief war mit einem Kreuz unterzeichnet.

Vollmüller sank erschöpft auf einen Stuhl und sah stier ins Leere.

Krummhübel blickte ihm in die verängstigten Augen und fragte: „Wo war denn das, wo Sie sich vor zwei Jahren so wundervoll unterhalten haben?“

„Das sage ich nicht,“ stammelte Vollmüller. „Dieser Expresser, der mich fortwährend beobachtet, der über alles unterrichtet ist, bringt mich noch um meinen Verstand. Ich ertrage diese Bedrohungen nicht mehr.“

Der Kommissär suchte den Gequälten zu beruhigen: „Diesmal hat der Tölpel sich selbst verraten. Nun wissen wir, daß er Sie schon seit längerer Zeit kennt; er muß es von Ihnen erfahren haben, wo Sie sich vor zwei Jahren in Berlin aufhielten. Das wird uns der Bande näher bringen. Wir haben es nicht mit einem einzelnen, sondern mit einer Reihe von Gaunern zu tun.“

Vollmüller hörte ruhig zu, aber die Worte wirkten nicht überzeugend auf ihn. Verlegen erwiderte er: „Herr Kommissär, ich bin in einer verzweifelten Lage, und sie wird immer schlimmer. Wenn es mehrere Spitzbuben sind, dann wird die erbärmliche Treiberei nur um so aussichtsloser für mich. Ich habe die feste Absicht, allen Widerstand aufzugeben. Ich werde nach Hause reisen und abwarten, was weiter geschieht.“

Krummhübel lächelte: „Verzeihen Sie, aber Sie sind wirklich wie geschaffen, um von solchen Leuten geprellt zu werden.“

„Wenn ich feig wäre,“ verteidigte sich Voll-

müller, „hätte ich doch die Fahrt nach Berlin bleiben lassen.“

„Halten Sie es für mutig, wieder abzureisen, ohne das Letzte versucht zu haben? Zu Hause werden Sie noch ganz andere Dinge erleben. Sie geben sich ja den Erpressern in die Hände. Das dürfen Sie nicht.“

„Ich bin Familienvater. Ich habe die Verpflichtung, mich meiner Frau und meinen Kindern zu erhalten,“ stöhnte Vollmüller gepreßt.

„Sie müssen nach Kräften daran mitarbeiten, dieses Erpressergesindel unschädlich zu machen. Glauben Sie mir, Herr Vollmüller, wir sind den Burschen heute um ein gutes Stück näher gekommen. Sagen Sie mir wenigstens, wo Sie damals sich so gut unterhielten?“

„In den Terrassen in Halensee,“ antwortete er tonlos.

Doktor Krummhübel reichte dem bleich gewordenen Mann die Hand: „Ich danke Ihnen. Und nun gehen Sie. Wir werden Ihnen jetzt nicht folgen; aber in Halensee sehe ich Sie wieder. Erschrecken Sie nicht, mein Lieber, Sie werden mich nicht erkennen.“

Vollmüller ging zu Fuß nach der Ecke der Lothringer Straße, wo er eine Droschke bestieg.

Der Kriminalkommissär fragte den Wirt: „Wie sind Sie mit dem Geschäft zufrieden?“

„Et jeht. Ich hänge ganz vom Wetter ab. Meine Käste wollen im Garten sitzen.“

„Sie haben doch diese Wirtschaft erst gegründet, soviel ich mich erinnere? Was war denn eigentlich früher hier?“

„Hier war, ehe ich herkam, een Fuhrjeschäft.“

„Wissen Sie vielleicht, warum der Mann sein Fuhrgeschäft aufgegeben hat?“

„Et jing wohl nich so, wie et von allene sollte. Der

Mann war een fauler Kunde. Nu is er nach auswärts verzogen. Übrigens war mir so, als wenn ick ihn heute morgen gesehen hätte. Es muß ihm jetzt besser jehn; er hatte een jelben Sommerüberzieher un een Panama!"

Der Kriminalkommissär horchte auf. Die Angaben stimmten wenigstens äußerlich mit der Erscheinung überein, die der Botenjunge ähnlich geschildert hatte.

"Wo haben Sie ihn denn gesehen?"

"Er jing drüben in det Haus, da hat er wohl noch Bekannte zu wohnen." Der Wirt zeigte auf ein vierstöckiges Haus, das auf der anderen Straßenseite lag.

"Trug er einen Bart?"

"Ne. Früher hat er eenen Schnurrbart jetragen."

Doktor Krummhübel gab dem Radfahrerpärchen ein Zeichen; beide setzten sich auf ihr Rad und fuhren auf einem Seitenweg in höchster Eile nach Berlin zurück. Noch ehe Bollmüller die Lothringer Straße erreichte, hatten die Radfahrer ihn eingeholt; als er eine Droschke bestieg, folgte ihm das Pärchen in angemessener Entfernung. In der Nähe des Rathauses wurden die Radfahrer durch einen Unfall in ihrer Verfolgung gestört.

Auf der Fahrt nach dem Gendarmenmarkt hatte sich Bollmüller nun zu einem Entschluß durchgerungen. Er wollte endlich Frieden haben. Eine Bande gefährlicher Verbrecher festzunehmen, war Sache der Polizei, und die sollte sehen, wie sie ohne ihn mit den Spitzbuben fertig wurde. Er gab dem Kutscher die Weisung, ihn nicht nach dem Gendarmenmarkt, sondern nach einem Gasthaus am Potsdamer Platz zu fahren. Irgend ein dunkler Trieb spornte ihn an, sich vor dem Verfolger und der Polizei zu verbergen. Die Aufregungen der letzten Tage, das Geheß durch die Stadt hatten ihn so heruntergebracht, daß er keinen klaren Gedanken mehr

fassen konnte. Vor jedem Menschen, der ihn ansah, erschrak er und zitterte minutenlang. Er wollte sich nur einen Tag ausruhen und überlegen, was er tun konnte, um seinen Frieden wieder zu gewinnen.

In das Fremdenbuch des Gasthauses trug er nur Müller aus Hannover ein. Nach den Aufregungen der letzten Stunden fühlte er sich zum ersten Male sicher und ließ sich das Essen vorzüglich munden. Dann kleidete er sich um und besuchte den Wintergarten.

Ehe er das Gasthaus verließ, schloß er die schwarze Ledertasche mit einigen anderen Sachen zusammen im Kleiderschrank seines Zimmers ein. Als er aus der Vorstellung zurückkehrte und den Schrank öffnete, fehlte die Tasche. An ihrer Stelle lag ein Zettel: „Wir haben uns das Gewünschte abgeholt.“

Bollmüller schwankte auf den nächsten Stuhl zu. Jetzt war alles verloren. Im ersten Augenblick wollte er klingeln und so rasch als möglich das Haus verlassen. Aber die Kerle lauerten ihm gewiß auf der Straße auf. Es war zwecklos, zu fliehen; sie würden ihn überall finden. Wenn sie entdeckten, daß der Schmuck nicht in der Tasche war, und das war sicher schon geschehen, war sein Leben verspielt. Jeden Augenblick konnte einer der Kerle kommen, um mit ihm abzurechnen. Er begann zu grübeln, wie er seinem Schicksal entrinnen könne. Hier war er nicht mehr sicher. Es blieb ihm kein Ausweg, als in der gleichen Stunde ein anderes Gasthaus aufzusuchen. Er packte seinen Koffer, bezahlte und ließ sich in einem geschlossenen Wagen durch halb Berlin fahren. Vor einem kleinen Gasthaus am Stettiner Bahnhof ließ er halten. In einem Augenblick, wo er keinen Menschen auf der Straße sah, schlüpfte er aus dem Wagen ins Haus.

In der Nacht quälten ihn schreckliche Träume; schweißgebadet wachte er immer wieder auf. Das leise Knabbern einer Maus hielt er für das Geräusch einer Stichsäge. Zwischen Traum und Wachen schien es ihm, als versuchte jemand, eine Füllung aus der Thür herauszusagen. Nach langem Zaudern entschloß er sich, das elektrische Licht anzudrehen, und atmete erleichtert auf; es war wirklich nur eine Maus, die irgendwo unter den Dielen knabberte. Er ließ das Licht brennen und starrte mit offenen Augen nach der Decke.

Er dachte an den Schmuck, die wundervolle Arbeit, die ihn ein ganzes Jahr lang fast allein beschäftigt hatte. Er sah die schönen Abbildungen, die in einem Fachblatt erschienen waren. Einzelne Säge fielen ihm wörtlich ein, die in dem begleitenden Text standen. Dann überwältigte ihn eine so namenlose stumme Verzweiflung, daß er nicht mehr im Bett bleiben konnte. Er kleidete sich halb an und kauerte sich ermattet und stumpf vor Kummer in ein kleines altmodisches Sitzmöbel.

Wie so oft seit er den ersten Drohbrief erhalten hatte, klagte er sich der Eitelkeit an, die an allem Unglück schuld war. Warum mußte er auch den Schmuck im Schaufenster öffentlich ausstellen. Was hatte er davon, daß die Zeitungen lang und breit über seine Geschicklichkeit, seinen erlesenen Geschmack schrieben. Wie stolz fühlte er sich, wenn sich die Leute vor dem Fenster drängten, als der Schmuck die ersten Tage ausgestellt war. Jetzt grämte er sich über die eitle Schwäche. Es waren nicht nur Gaffer gewesen, die den Schmuck bewunderten. Damen vom Hof erkundigten sich nach seinem Preis. Gräfin Büding war wiederholt bei ihm gewesen und hatte Stein für Stein einer genauen Prüfung unterzogen. Sie wußte edle Steine zu schätzen und zu be-

urteilen, wie ein Fachmann es nicht besser vermochte. Er sah die Gräfin noch vor sich, wie sie die Steine nach allen Seiten drehte und wendete und im Licht der elektrischen Krone funkeln und blitzen ließ. Oh, er kannte die Käufer und wußte fast nach dem ersten Blick, ob jemand nur kaufte, um schöne Dinge zu besitzen, oder ob es Verstandnis und Liebe zu edlen Steinen war, die ihn anzogen. Er hatte sofort beobachtet, daß die Gräfin Schmucksachen nicht nur liebte, um damit zu glänzen. Sie bemühte sich gleichgültig zu scheinen, aber in ihren Augen flimmerte jenes Begehren, das für ihn, den erfahrenen Geschäftsmann, ein sicheres Zeichen war, daß die Gräfin in den Schmuck vernarrt war. Um sich selbst vielleicht zu ernüchtern, fand sie die Fassung nicht ganz geglückt. Sie bemühte sich, Fehler an den Steinen zu entdecken, und fand den geforderten Preis viel zu hoch. Fünfundvierzigtausend Mark wollte sie dafür geben, wenn sie auch das erstemal versicherte, er könne gewiß sein, daß sie einen schöneren Schmuck um eine weit weniger hohe Summe überall finden würde. Damals, als sie gegangen war, wußte er, daß sie wiederkommen würde.

Ein paar Tage später hatte sich die Gräfin durch einen Diener danach erkundigt, ob er den Schmuck für die gebotene Summe verkaufen wolle. Wer fünfundvierzigtausend Mark bot, zahlte zuletzt auch fünfzigtausend.

Merkwürdig war es doch gewesen, daß die Gräfin sich nicht mehr sehen ließ. Nach Wochen, er erinnerte sich noch sehr genau daran, wollte er ihr mitteilen, daß eine Hofdame den Schmuck kaufen wollte. Gewiß hätte sich dann die Gräfin entschlossen. Aber er sollte unglücklich werden. Es mußte so kommen, daß man ihm Erpresserbriefe schrieb und ihn ins Elend stürzte.

Das fahle Grau des erwachenden Tages drang durch die Fenster, als Bollmüller ermattet einschlies.

Es war gegen Mittag, als jemand wiederholt heftig an die Tür pochte; er mußte das erste Klopfen wohl überhört haben. Wer mochte das sein? Er richtete sich im Bett auf und rief ärgerlich: „Wer ist da?“

„Doktor Krummhübel! Ich muß Sie unbedingt sprechen!“

Bollmüller wäre am liebsten zum Fenster hinausgeklettert, um sich irgendwo zu verkriechen. Aber die Fenster mündeten auf den belebten Platz vor dem Stettiner Bahnhof. Schnell sprang er aus dem Bett; während er seine Weinkleider anzog, rief er dem Polizeibeamten zu: „Ich stehe gleich zu Ihren Diensten!“

Als der Kriminalkommissär die Tür öffnete, stellte er die elektrische Leitung ab und fragte lachend: „Sie haben wohl bei Licht geschlafen? Angstigten Sie sich wirklich so, weil die Kerls die schwarze Tasche geholt haben. Sie glaubten wohl, in der Nacht überfallen zu werden?“

Verlegen erwiderte Bollmüller: „Ich war sehr müde gestern abend und vergaß das Licht auszudrehen.“ Und um dem Polizeibeamten zu zeigen, daß er auch zu spotten verstand, fragte er: „Sie kamen wohl, um mir zu berichten, daß man die Spitzbuben erwischte?“

Krummhübel nahm Platz, blies gemächlich den Rauch einer Zigarre vor sich hin und sagte: „Erraten. Deshalb kam ich.“

Bollmüller starrte den Beamten betroffen an: „Was? Sie haben die Kerls, Sie haben sie wirklich?“

„Einer sitzt schon am Alexanderplatz; die beiden anderen werden wir noch heute oder morgen hinter Schloß und Riegel bringen. Der oberste der Bande ist ein gewisser Hartmann. Vielleicht kennen Sie ihn;

seit einiger Zeit lebt er in Ihrer Heimatstadt. Es ist der Kutscher der Gräfin Büding.“

Erstaunt rief Bollmüller: „Ist es möglich! Der lange Kerl ist der Halunke? Der Mann machte auf mich den besten Eindruck.“

„Tja, wenn man jedem Menschen ansehen könnte, ob er ein Gauner ist, wäre unsere Arbeit leicht.“

Bollmüllers Gesicht nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck an. Sein ganzes Wesen schien wie umgewandelt. „Herr Doktor, meine Hochachtung. Ich bin im höchsten Grad überrascht; ich sage ganz offen, daß ich nicht daran glaubte, daß Sie die Gauner entlarven würden. Sagen Sie mir vor allem, wie Sie mich so schnell ausfindig machen konnten. In Berlin gibt es doch tausend Gasthöfe.“

„Und noch mehr Müllers, mein Bester. Es war kein Kunststück, Sie zu finden; wenn nur alles so einfach wäre als das. Als Sie gestern nicht nach Halensee kamen, wo ich am Nachmittag als Verkäufer von Ansichtspostkarten nach Ihnen suchte, war mir sofort klar, daß Sie sich verstecken wollten. Ich wußte, daß Ihr Gepäck noch auf dem Potsdamer Bahnhof lagerte, und schickte einen Beamten fort, der mir berichtete, daß der Koffer abends von einem Hausburschen eines bestimmten Gasthofes für Sie abgeholt worden war. Heute morgen erfuhr ich dort, daß Sie noch in der Nacht fortgefahren seien. In Ihrem Zimmer fand sich dieser Zettel.“ Er zeigte Bollmüller das Papier, auf dem die Worte standen: Wir haben uns das Gewünschte abgeholt. „An der Schrift erkannte ich die Herkunft deszettels, und konnte mir denken, warum Sie den Gasthof so schnell verlassen hatten. Die Kerle waren in Ihrem Zimmer gewesen, um die schwarze Tasche zu stehlen.“

Bollmüller nickte.

„Der Mann, der Sie hierhergefahren hat, hielt mit seinem Kraftwagen wieder am Potsdamer Platz. Da ihn der Pfortner kannte, so war es durch ihn zu erfahren, wohin er Sie in der Nacht gebracht hatte. Sie sehen, daß es nicht allzu schwer war, Sie zu finden.“

Bollmüller fühlte sich sicher und hielt es für richtig, dem Kriminalkommissär durch einige Kraftausdrücke zu zeigen, daß er nicht mehr ängstlich war. Er schimpfte über den „frechen Kerl“, der ihm so viel Verdruß und Aufregungen verursacht hatte. Krummhübel hörte ihm belustigt zu, wie er den wilden Mann spielte. Plötzlich fragte Bollmüller: „Wie kam es nur, daß der Mensch über den Besuch bei Baron Zennern und alles unterrichtet sein konnte, was die Polizei unternommen hatte?“

„Auch das kann ich Ihnen erklären. Heute morgen erhielt ich einen Bericht meines Kollegen Eichhorn, der beauftragt war, über diese Dinge Klarheit zu schaffen. Er erfuhr durch einen seiner Beamten allerlei merkwürdige Sachen von der Zofe der Gräfin Büding.“

„Wie? Die Kammerzofe? Das hübsche Mädchen, gehört sie auch zu der Gaunerbande?“

„Nein, das Mädchen leistete dem Kutscher Hartmann wichtige Dienste, ohne zu ahnen, daß der Kerl ein Gauner ist. Alles, was er von ihr erfuhr, benutzte er in den Briefen, die er an Sie schrieb, um Ihnen durch seine Kenntnisse Furcht einzusößen.“

„Herr v. Zennern hatte sich mit der Gräfin Büding über Ihren Fall unterhalten, die Zofe fing alles auf und erzählte dem Kutscher das Erlauschte wieder.“

Doktor Krummhübel erhob sich: „Ich bitte Sie, mit mir nach dem Alexanderplatz zu fahren; dort sollen Sie einem der Mithelfer Hartmanns gegenübergestellt wer-

den. Der Bursche hält mit seinen Aussagen noch zurück, aber ich hoffe, daß Sie ihm die Zunge lösen."

Erstaunt fragte Vollmüller: „Ich sollte das können?"

„Ja, Sie kennen den Mann; bis vor kurzem arbeitete er als Geselle bei Ihnen: Richard Lebrecht!"

Vollmüller starrte den Kriminalkommissär fassungslos an und rief: „Lebrecht! Der Mensch macht solche Sachen? Der wollte mich bestehlen, berauben, ermorden! Das ist nicht möglich. Wie einen Sohn habe ich den Menschen behandelt, und der soll mit Verbrechern gegen mich im Bund gewesen sein.

Krummhübel erwiderte: „Es ist aber doch so, wie ich Ihnen sage. Wir waren dem Kerl schon lange auf den Fersen. Er kauft gestohlene Schmucksachen und schreckt auch vor einem Einbruch nicht zurück; aber gestern bekam ihm seine Frechheit übel. Zu Ihrem Schutz hatte ich gestern zwei meiner Beamten auf einem Fahrrad Ihnen nachgeschickt; Lebrecht, der fast alle Beamten der Kriminalpolizei kennt, muß meine Absicht durchschaut haben. Er wohnt in einem Haus, das der Wirtschaft ‚Zum letzten Berliner‘ gegenüberliegt; von dort konnte er uns gut beobachten. Als Sie von dort weggingen, machte er sich hinter Ihnen her und stieß, anscheinend ganz zufällig, mit meinen beiden Radfahrern so heftig zusammen, daß die Leute zu Fall kamen. Er rechnete wohl damit, unter der Menge verschwinden zu können, aber meine Beamten, denen er verdächtig vorkam, verwickelten ihn in einen Streit und ließen sich mit ihm von einem Schutzmann zur Polizeiwache bringen. Dort hielt man ihn fest, und heute morgen habe ich ihn verhört. Erinnern Sie sich, daß Sie dem Lebrecht erzählten, daß Sie vor zwei Jahren in Halensee einen vergnügten Abend verlebt haben?"

„Das ist wohl möglich. Ich plauderte nicht selten mit ihm über alles mögliche.“

Krummhübel fragte: „Warum entließen Sie den Mann?“

„Er ging selbst. Er war ein sehr geschickter Arbeiter; aber mit meinen Leuten vertrug er sich nicht und kam eines Tages nach einem Streit nicht mehr zu mir.“

„Wissen Sie, ob er mit Hartmann verkehrte?“

„Ich habe mich nicht darum gekümmert.“

„Irgend eine Person gehört noch zu der Erpressergesellschaft. Bis jetzt konnte ich nichts darüber erfahren; Lebrecht will nicht mit der Sprache heraus.“

„Ich will ihm schon ins Gewissen reden,“ versicherte Vollmüller. „Eine Frage, Herr Doktor: Wie stellte es dieser Hartmann nur an, um herauszubringen, in welchem Gasthaus ich mich aufhielt? Es ist mir unerklärlich, wie die schwarze Ledertasche aus dem Schrank gestohlen werden konnte.“

„Das kann ich Ihnen erklären. Ehe Hartmann bei der Gräfin Büding in Dienst trat, besaß er hier eine Lohnkutscherei. Ich bin sicher, daß er den Kutscher, mit dem Sie fuhren, kannte; von ihm konnte er hören, daß Sie in einem Gasthaus am Potsdamer Platz abgestiegen waren. Alles andere ist nicht schwer zu verstehen. Er wartete, bis Sie fortgingen, und benützte den Augenblick, um Ihr Zimmer zu durchsuchen.“

Vollmüller, der sich während des Gespräches anfleidete, sagte gutgelaunt: „Er wird sich geärgert haben, als er entdeckte, daß er geprellt war. Sind Sie übrigens sicher, daß er nicht entkommt?“

„Alle Bahnhöfe sind besetzt. Wir erhielten eine ziemlich genaue Beschreibung von ihm. Vermutlich wird er nur über geringe Geldmittel verfügen, wenn ihn die uns

noch unbekannte dritte Person nicht mit Geld unterstützt. Wir müssen noch dahinterkommen, wer als dritter die Hand im Spiel hatte.“

Frau Knapp, die in einer großen Wohnung am Bayerischen Platz Zimmer an Fremde vermietete, war sehr zufrieden damit, daß ein Doktor Strom ein Zimmer bei ihr mietete. Am Abend vorher war nämlich ein Herr gekommen, der einen leidenden Eindruck gemacht hatte. Trotzdem er sichtlich krank war, wünschte er nicht, daß ein Arzt ihn besuche. Nun war ein Helfer in der Not im Hause. Frau Helene klopfte an die Thür ihres kranken Gastes. Eine schwache Stimme rief: „Herein.“

Als Frau Helene Knapp das Zimmer betrat, saß der Kranke, die Beine in eine Steppdecke gehüllt, auf dem Sofa. Der Raum, in dem die Fenstervorhänge noch nicht zurückgezogen waren, lag im Dämmer. Teilnehmend fragte sie: „Wie fühlen Sie sich heute, Herr Bollmüller?“

„Schlecht,“ stöhnte der Kranke. „Sie werden doch zu einem Arzt schicken müssen.“

„Deswegen kam ich zu Ihnen, eben mietete sich ein Doktor bei mir ein. Soll ich ihn bitten, mal nach Ihnen zu sehen?“

„Wollen Sie mir seinen Namen nennen?“

„Doktor Strom.“

„Bitten Sie den Herrn zu mir. Ich werde mich ins Bett legen. Ich fühle mich schrecklich elend.“ Der Kranke humpelte, die Decke hinter sich her schleifend, in sein Schlafzimmer. An der Thür wandte er sich noch einmal Frau Knapp zu: „Ich erwarte einen jungen Mann, der für mich etwas abgeben soll. Wenn er kommt, lassen Sie ihn im Vorzimmer warten und geben

Sie mir Bescheid. Ich habe gräßliche Schmerzen. Bitten Sie den Arzt, daß er gleich kommt."

Frau Knapp klopfte an die Thür ihres neuesten Mieters.

"Herein."

"Herr Doktor," begann die Frau Knapp, "ich bitte Sie, einen Herrn zu besuchen, der seit gestern hier wohnt und plötzlich erkrankte. Heute morgen klagte er schon über Schmerzen und nun scheint es schlimmer geworden zu sein. Ich bitte Sie, den Herrn zu besuchen."

"Darf ich um seinen Namen bitten?"

"Friedrich Bollmüller."

"Ich werde sofort zu ihm gehen!"

Doktor Strom ging, von Frau Knapp geleitet, nach dem Zimmer des Kranken. Sie öffnete ihm die Thür und ließ den Arzt mit dem Erkrankten allein.

Doktor Strom drehte hinter ihr den Schlüssel im Türschloß um und betrat das Schlafzimmer. Unter der Thür trat ihm der Kranke entgegen. Er schien keine Schmerzen mehr zu haben, nur tiefe Besorgnis sprach aus seinen Blicken. Er streckte dem Eintretenden die Hand entgegen: "Gut, daß du da bist. Hast du Nachricht von Richard?"

"Ja; leider keine gute. Richard ist gestern nachmittag von der Polizei festgenommen worden. Er rempelte die beiden Greifer an und die Kerle brachten ihn auf die Wache. Heute morgen wurde er nach dem Alexanderplatz gebracht. Wenn er nur dicht hält."

"Sie werden ihn gehörig in die Schere nehmen. Mit Krummhübel ist nicht zu spaßen. Aber Richard ist auch nicht auf den Kopf gefallen."

"Sie können ihm ja nichts beweisen. Gar nichts!"

"Du weißt, Hartmann, daß mein Bruder auch sonst noch Gründe hatte, den Blauen aus dem Wege zu

gehen. Wenn sie Hausfuchung halten, werden sie allerlei finden.“

„Ach was, er wird sich schon 'raushelfen.“

„Glaubst du, man könnte in seiner Wohnung noch aufräumen?“

„Die wird bewacht. Wenn du hingehst, steckst du in der Falle. Da könntest du dich gleich in Moabit melden, das wäre einfacher!“

„Hier sitzen wir auch auf einem Pulverfaß. Wenn Vollmüller an seine Frau deposeschiert, liegen wir drin!“

Richard Hartmann, der sich bei Frau Helene Knapp als Arzt Doktor Strom eingemietet hatte, warf dem Sprecher einen verächtlichen Blick zu und knurrte halblaut: „Angsthasse! Kriech in dein Bett und nimm dich zusammen. Du weißt, was du zu tun hast.“

Max, der Bruder Richard Lebrechts, legte sich wieder in das Bett. Er besaß nicht die kaltblütige Ruhe Hartmanns. Die Verhaftung seines Bruders machte ihn ängstlich und unsicher. Am liebsten hätte er sich in irgend einem Winkel verborgen und bei der nächsten Gelegenheit versucht, aus Berlin fortzukommen. Aber Hartmann bestand darauf, daß er eine Rolle in einem neuen Plan, den er sich ausgedacht, spielen müsse. Wenn er gelang, war Vollmüller doch der Geprellte. Leider waren die Hoffnungen nicht allzu aussichtsvoll, und wenn nicht alles ging wie es sollte, saß er mit Richard in der Tinte. Unter der Bettdecke unruhig sich hin und her werfend, dachte Richard an seinen Bruder, der voraussichtlich die Folter eines stundenlangen Verhörs aushalten mußte. Und er war schuld daran, daß Richard Lebrecht auf die schiefe Bahn geraten war. Noch vor einem Jahr durfte er als ehrlicher Mensch gelten. Max lockte ihn auf die Bahn des Verbrechens. Er brachte den Bruder so weit,

daß er seine Stellung bei Bollmüller aufgab, um in den Kaschemmen Berlins gestohlene Schmucksachen aufzukaufen, zu verändern, soweit es möglich war, oder die Steine auszubrechen und die Fassungen einzuschmelzen. Das Geschäft ging gut, und die ersparten Hundertmarkscheine, die Richard mit nach Berlin gebracht hatte, trugen reichlich Zinsen. Trotz aller Vorsicht war ihnen die Polizei auf der Spur; das wußten beide. Sie wollten auf andere Weise zu Geld kommen, und Max schlug zuerst einen Einbruch bei Bollmüller vor. Richard war es, der auf den Gedanken kam, es mit Erpressung zu versuchen. Er kannte den früheren Meister gut genug und hoffte, daß man ihn leicht durch Drohbriefe dazu bringen könne, eine runde Summe zu bezahlen. Das schien weniger gefährlich als ein Einbruch. Max zog Richard Hartmann, der mit gefälschten Zeugnissen als Kutscher bei der Gräfin Büding Stellung fand, ins Vertrauen, war sofort bereit mitzumachen. Er fühlte sich in der gutbezahlten, aber langweiligen Stellung im Haus der Gräfin nicht mehr wohl und hoffte mit einem Schlag sich Mittel zu verschaffen, um sein Leben nach seinem Geschmack einzurichten. Zuerst war auch er der Meinung, ein Einbruch bei Bollmüller führe am raschesten zum Erfolg; dann überzeugte auch er sich, daß Richards Plan weniger gefährlich sei. Er schrieb Erpresserbriefe an Bollmüller, nachdem es ihm gelang, an dem Tage, an dem er im Auftrage der Gräfin Büding bei ihm gewesen war, die Revolverkugel unter das Pult zu schieben. Auch der letzte Versuch, dem geängstigten Bollmüller das Schmuckstück doch noch abzujagen, war sein Werk.

Nun war Richard der Polizei ins Garn geraten. Max lag in der verzweifeltsten Stimmung im Bett;

jeder Augenblick konnte ihnen das gleiche Schicksal bringen. Bekommen fragte er: „Wieviel Uhr ist es?“

Hartmann saß nebenan auf dem Sofa und rauchte erregt eine Zigarette nach der anderen. Er zog seine Taschenuhr und rief: „Es fehlen noch zehn Minuten an zwölf Uhr!“

„Eine Viertelstunde wollen wir noch warten, dann machen wir uns davon. Ich halt's nicht mehr aus.“

„Unsinn. Der Zug kann verspätet eingetroffen sein; der junge Mann findet sich in Berlin auch nicht gleich zurecht. Bis ein Uhr müssen wir warten. Wenn er dann noch nicht da ist, ist es immer noch Zeit, daß wir uns der Frau Knapp auf englisch empfehlen.“

Max seufzte laut unter der Bettdecke. Die eigensinnige Starrköpfigkeit Hartmanns brachte ihn um seinen Rest von Verstand. Er fühlte, daß sie allen zum Verhängnis werden mußte. Solange er Bollmüller nur durch Briefe einzuschüchtern suchte, war Hartmann Herr der ganzen Lage gewesen. Wie er seine Trümpfe gegen den Angstlichen auszuspielen verstand, war nicht weniger geschickt. Als Bollmüller gegen alle Erwartung zur Polizei um Hilfe gegangen war, fing die Narrheit bei Hartmann an. Jetzt war es zu spät. Max verzweifelte, denn er glaubte nicht mehr an ein gutes Ende.

Es klingelte an der Bortür.

Mit einem Satz fuhr Max aus dem Bett und stellte sich neben Hartmann, der, an der Tür horchend, den Schlüssel in der Hand hielt. Hartmann flüsterte: „Er ist's!“

Max grinste vergnügt; alle Angst war verflogen.

„Schnell ins Bett!“ rief ihm Hartmann halblaut zu und drehte leise den Schlüssel im Schloß. Max eilte in das Schlafzimmer.

Als es an der Thür klopfte, rief Hartmann mit fester, sicherer Stimme: „Herein.“

Frau Knapp trat in das Zimmer: „Ein junger Mann wünscht Sie zu sprechen. Frau Bollmüller schickt ihn her. Er soll etwas für seinen Meister abgeben.“

„Lassen Sie ihn eintreten!“ rief Max aus dem Schlafzimmer mit schwacher Stimme.

Frau Knapp hielt sich bescheiden an der Thür; gleich darauf kam ein junger, flachsköpfiger Mensch herein, der sich verlegen im Zimmer umsah.

„Herr Doktor, wie geht es Herrn Bollmüller?“ fragte Frau Knapp.

„Schlecht,“ antwortete Hartmann kurz. Dann wandte er sich an den jungen Mann: „Sie sind von Frau Bollmüller hierhergeschickt worden?“ fragte er.

„Jawohl,“ antwortete der Junge. „Frau Bollmüller gab mir einen Brief und dies Paket mit.“

„Herr Bollmüller ist erkrankt, schwer erkrankt. Gehen Sie hinein zu ihm, geben Sie ihm die Sachen und fahren Sie mit dem nächsten Zug wieder nach Hause, und bitten Sie Frau Bollmüller, sie möge sobald als möglich hierher kommen.“

Der junge Mensch nickte und fragte ängstlich: „Steht es denn so schlimm mit dem Meister?“

Hartmann erwiderte ernst: „Ja; er ist gefährlich erkrankt. Nun gehen Sie hinein; treten Sie leise auf. Unterhalten dürfen Sie sich nicht mit ihm. Ich mußte ihm das Sprechen verbieten, es strengt ihn zu sehr an.“

Der junge Mensch schlich auf den Zehenspitzen in das Schlafzimmer, ging in dem Halbdämmer bis zu dem Bett, legte vor dem Kranken Brief und Paket auf die Bettdecke und sagte leise: „Guten Tag, Meister!“

Gleich darauf fühlte er sich von dem sorgsam um

den Kranken bemühten Arzt am Arm gefaßt: „Gehen Sie!“ flüsterte ihm Hartmann zu. „Sie versäumen sonst den nächsten Zug!“

Der junge Mensch war kaum aus dem Zimmer, da sprang Max aus dem Bett. Hartmann riß hastig die Umhüllung von dem Paket. Gleich darauf warf er es wütend auf den Teppich. Es enthielt nichts als Zeichnungen und Musterkataloge von Schmucksachen.

Hartmann öffnete den Brief und las:

„Lieber Friedrich! Ich empfang Dein Telegramm, in dem Du mich aufforderst, Dir den Schmuck nach Berlin zu senden, weil Du ihn dort verkaufen könntest. August war schon reisefertig, da kam die Gräfin Büding und kaufte ihn für den vollen Preis. Ich sende Dir August nach Berlin mit Deinen Musterbüchern. Vielleicht erhältst Du eine Bestellung auf einen neuen Schmuck.

Ich freue mich, daß es Dir gut geht, denn ich lebte in großer Angst um Dich. Wenn doch die Polizei die Spitzbuben bald fassen würde.“

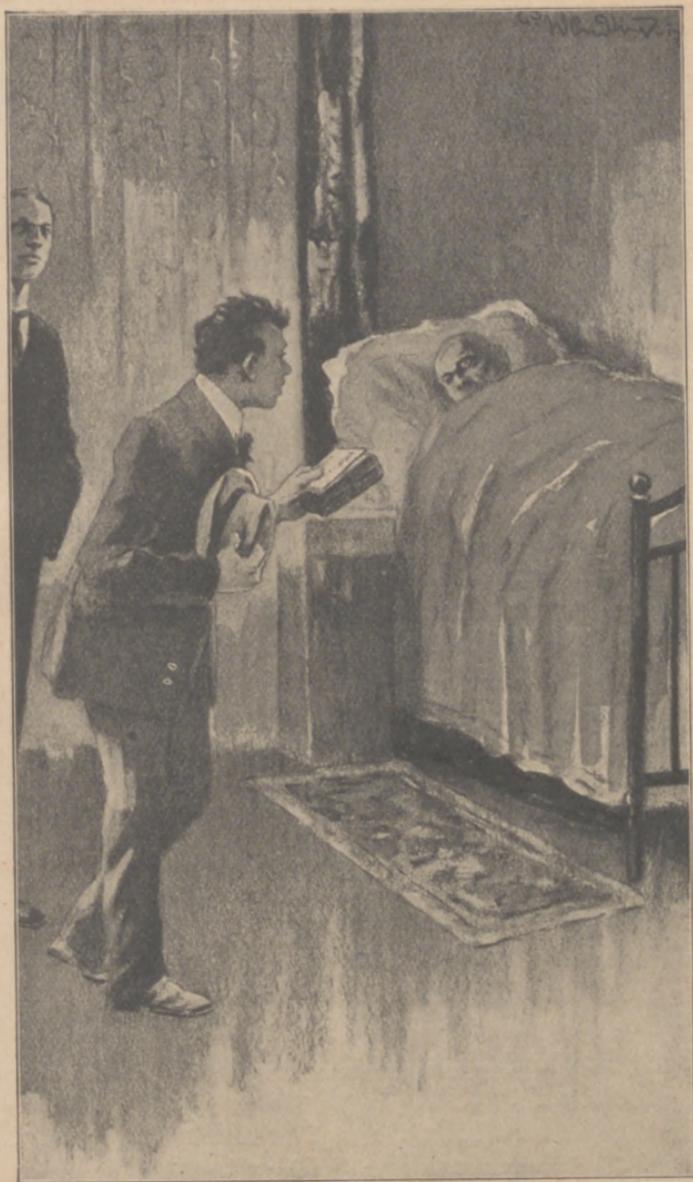
Hartmann knüllte den Brief ärgerlich zusammen und sagte wütend: „Das soll die Polizei nicht.“ Dann schlug er Max auf die Schulter: „Mensch, jetzt müssen wir uns dünne machen, sonst essen wir heute abend Graupen!“

Als der Bote der Frau Bollmüller den Potsdamer Bahnhof mit der elektrischen Straßenbahn möglichst schnell erreichen wollte, geriet er in eine falsche Linie. Der Schaffner klärte ihn über seinen Irrtum auf, und er verließ an der nächsten Haltestelle den Wagen.

Da rief jemand dicht neben ihm: „Junge, wie kommst du denn nach Berlin?“

August blickte den Frager betroffen an.

„Was ist denn los? Kennst du mich denn nicht?“



Fassungslos stammelte der Junge: „Sie sind doch krank?“

„Ich? Du scheinst da oben nicht ganz richtig zu sein,“ sagte Vollmüller und tippte seinem Lehrling mit dem Zeigefinger auf die Stirn. Plötzlich stieg ein schlimmer Verdacht in ihm auf. „Kerl, bist du durchgebrannt?“ schrie er den Jungen an. „Dieser Herr ist ein Kriminalbeamter!“ Er deutete auf Doktor Krummhübel, mit dem er eben nach dem Alexanderplatz fahren wollte. „Sage die Wahrheit. Leugnen hilft dir nichts!“

August erzählte, weshalb er nach Berlin reisen mußte. Kaum hatte er das Nötigste gesagt, da winkte Doktor Krummhübel einen Kraftwagen heran und nannte Straße und Hausnummer der Wohnung. Das Gefährt brauste los.

Frau Knapp öffnete Krummhübel und seinen Begleitern die Bortüre ihrer Wohnung. Der Kommissär fragte: „Wohnt Herr Vollmüller noch bei Ihnen? Ist der Arzt noch da?“

„Herr Vollmüller ist krank,“ erwiderte Frau Knapp; „Doktor Strom ist noch bei ihm.“

„Wo ist sein Zimmer?“

„Dort!“

Doktor Krummhübel zog einen Revolver und riß die Türe auf, die in das Zimmer des Kranken führte. Der Raum war leer. Er drang in den anstoßenden Schlafraum. Auch hier war kein Mensch mehr.

„Die Kerls sind uns entwischt!“

Ärgerlich über den Fehlschlag fuhr Krummhübel mit Vollmüller und August nach dem Polizeipräsidium.

Am Abend desselben Tages erschien Herr v. Zennern zum Tee bei der Gräfin Büding. Er war in bester Laune. Am späten Nachmittag war ihm die telegraphische Nach-

richt aus Berlin zugestellt worden, daß man Max Lebrecht und Hartmann auf dem Bahnhof Friedrichstraße verhaftet hatte. Inzwischen hatte er auch mit Bollmüller gesprochen, der wieder eingetroffen war und ihm erzählte, wie es den Spitzbuben beinahe gelungen wäre, den Schmuck doch herauszulocken.

„Daß den Kerls der Streich nicht glückte, haben Sie eigentlich mir zu verdanken,“ sagte die Gräfin mit leisem Spott. „Ich brachte den Schmuck noch rechtzeitig in Sicherheit.“

Jennern küßte ihr die Hand. „Wollen Sie nicht ganz in den Dienst der Polizei treten, Gräfin?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Wenigstens als Frau Polizeipräsident!“

Am anderen Tag brachten die Zeitungen die Verlobungsanzeige der Gräfin Büding mit dem Baron v. Jennern.



Die schöne Polin

Roman von Horst Bodemer

Roi Soleil“, der edle Fuchshengst Monsieur de Mervignys, galoppierte mit mehr als einer Pferdelänge durchs Ziel. Ein rasender Beifallsturm brach los, die Pariser waren außer sich vor Freude. Frankreich hatte soeben den „Prix du jockey-club“, das französische Derby, ein Zweihunderttausendfrankenrennen, gewonnen. Unter den vierzehn Pferden, die vom Start liefen, waren drei Engländer gewesen, sehr gefährliche Renngegner, und sie hatten nicht einen der drei ersten Plätze belegen können. Auf „Roi Soleil“ waren bei den Buchmachern und am Totalisator Millionen gesetzt — und gewonnen worden.

Mit erhobener linker Hand drängte sich Monsieur de Mervigny durch die aufgeregte Menge. Er wollte sich mit seinem Pferd vor den Tribünen zeigen. Welcher Franzose ließe sich auch so etwas nehmen, wenn noch dazukommt, daß er Deputierter ist. Deputierter der in der Oberschicht noch immer gut königstreuen Bende, dem politischen Bollwerk der Bourbonen. Monsieur de Mervigny schüttelte einige Hände, die sich ihm entgegenstreckten; der graue Zylinder saß schief auf seinem Kopf, lachend schob er das Kinn vor, dessen Form ein grauer Spitzbart verbarg. Grau war auch sein Anzug; über den Lackstiefeln trug er blendendweiße Gamaschen. Als einer der größten Rennstallbesitzer Frankreichs war er noch bekannter wie als Deputierter, obgleich er auch da seinen Mann stand. Nicht als glänzender Redner, aber als geistreicher Witzbold, der oft mit kurzen Zwischenrufen die ganze Deputiertenkammer zu lautem Lachen brachte. Seine geistreiche Schlagfertigkeit kannte und fürchtete man seit mehr als fünfundzwanzig Jahren. Es gab Leute, die sich noch gut zu erinnern wußten, wie

er das Ministerium Clemenceau in einer aufregenden Tagung durch seine wüthigen Zwischenrufe zu stürzen verstand; das war Monsieur Mervignys glänzendster Erfolg, sein größter Tag gewesen. Nichts habe ihm vorher und nachher in seinem Leben so viel Spaß verursacht, pflegte er oft zu versichern. Monsieur de Mervigny war eigentlich immer ein Glückspilz gewesen, nur eines war ihm versagt geblieben, seine Ehe blieb ohne Kindersegen. Aber auch diese Schicksalsfügung ertrug er mit einem kurzen, bedauernden Achselzucken. Seine fromme Frau litt allerdings schwer darunter. Sie pflegte immer nur ein paar Wintermonate in Paris zu verleben, in dem schönen großen Palais der Mervignys am Boulevard Haupmann, wo die alten französischen Adelsgeschlechter dicht nebeneinander wohnen. Madame de Mervigny hatte nachsichtiges Verzeihen lernen müssen, aber auf ihrem Schlosse in der Vendee führte sie ein stilles, gesegnetes Leben als Helferin der Armen in weitem Umkreise. Ihr Mann wendete nie etwas dagegen ein, er stellte ihr bereitwillig große Summen zur Verfügung, dafür wählte man ihn bei jeder politischen Gelegenheit mit großer Mehrheit wieder in die Deputiertenkammer. Und Paris war schließlich doch die Welt.

Monsieur de Mervigny klopfte seinem Fuchs den weichen, schlanken Hals, schüttelte seinem Stallhockei die Hand, griff in die Zügel und führte den Sieger nach alter, schöner Sitte an den Tribünen vorbei. Da loderte die gallische Lebhaftigkeit zu hellen Flammen auf, Beifallstürme brausten über Monsieur de Mervigny hin, lachend winkte er mit der rechten, freien Hand — und ließ sie plötzlich sinken; sein Gesicht nahm einen finsternen Ausdruck an, denn die Musikkapelle setzte mit der Marseillaise, der Nationalhymne der Republik, ein. Das

Revolutionslied „Allons enfants de la patrie“ war ein Greuel für einen Anhänger der Bourbonen. Mervigny grüßte auch nicht hinauf zur Loge, in der dieser behäbige Monsieur Fallières, der Präsident der Republik, saß, der nach seiner Ansicht so gar nicht das stolze, elegante, aber nach der Überzeugung des Bourbonen gefährlich mißleitete Frankreich verkörperte, die graublauen Augen sahen kühl über den Präsidenten hinweg und richteten sich nach einer Loge, in der der russische Botschafter mit einigen Damen und Herren seines Landes Platz genommen. Als Herr v. Iswolsky ihm freundlich zuwinkte, zog Monsieur de Mervigny seinen grauen Zylinder sehr tief und lächelte dann stillvergnügt vor sich hin, denn neben einer bildhübschen, sehr jungen, blonden Dame, die in der großen Loge des russischen Botschafters saß, stand Mervignys jüngerer Freund, der Vicomte Gaston de Rancourt, ein sehr begabter Mensch, der eine große Zukunft sicher vor sich gehabt hätte — wenn Frankreich nicht Republik gewesen wäre. Neben dem alten Rancourt saß Mervigny lange Jahre in der Deputiertenkammer und hatte Schulter an Schulter mit ihm gekämpft. Nach dessen Tode waren die Wähler des Peronner Kreises in der Pikardie mit fliegenden Fahnen ins republikanische Lager übergegangen. Die Regierung kargte damals nicht mit Mitteln, um den Sieg zu erzwingen; damit war der Wahlkreis vorläufig für die königstreu Gesinnten verloren. Monsieur de Mervigny hoffte auf andere Zeiten; er wußte sehr wohl, warum er dem russischen Botschafter so auffällig seine Achtung bezeugte. Der große Umschwung pfliegte in Frankreich nach altem, sicherem Herkommen immer während oder nach einem Kriege zu erfolgen. Nach menschlicher Voraussicht konnte es nicht mehr allzulange

wahren; der Krieg stand dichter an der Tür, als man allgemein annahm. Mervigny, der sein sechzigstes Lebensjahr schon überschritten hatte, hoffte zuversichtlicher denn je, den Umschwung noch zu erleben. Da wurde er, dem sein Lieblingsgedanke gerade wieder durch den Sinn gehuscht war, mit einem neuen Beifallsturm überschüttet. Der alte, königstreue Adel Frankreichs hielt dreißig, vierzig Logen am äußersten rechten Ende der Haupttribüne besetzt, da saßen die Rohans, Lignys, Castellanes und die Vertreter vieler der ersten Familien. Sie erhoben sich von ihren Plätzen, klatschten Beifall und riefen: „Koi Soleil!“ . . . „Koi Soleil!“ . . . So nannten einst die Vorfahren dieser Geschlechter den glänzendsten Vertreter des alten Königshauses der Bourbonen, Ludwig XIV., den „Sonnenkönig“ . . . Die wiederholten Rufe: „Koi Soleil!“ wurden als kleine politische Demonstration aufgefaßt, die manche schmunzelnd mitanhörten; die meisten zogen die Mundwinkel verächtlich herab. Die Zeit Ludwigs XIV. war ja längst vergangen, sie würde niemals wiederkehren; man grüßte sie achtungsvoll trotz ihrer Schattenseiten, denn sie hatte Frankreich groß gemacht, den französischen Fahnen unvergänglichen, strahlenden Waffenruhm gebracht. Nun, man schickte sich ja auch in diesen Tagen an, neuen Waffenruhm dem alten hinzuzufügen; hoffentlich würde man Elsaß-Lothringen mit Straßburg, der erinnerungsreichen Stadt, in der die Nationalhymne der Franzosen gedichtet worden war, mit Frankreich wieder vereinigen. Brannte doch die Schmach von 1870 schmerzlicher als je im Herzen jedes echten Franzosen. Unwillkürlich wandten sich die Blicke vieler nach der Loge des russischen Botschafters Iswolsky, der mit gleichgültigem Gesicht in seinem Sessel zurückgelehnt saß, als sei er taub. Erst

als die Zurufe verebbt waren, zog er die Augenbrauen hoch und lächelte jenes schwer zu deutende Diplomatenlächeln, aus dem selbst die phantasiebegabten Franzosen nicht immer klug geworden waren. Monsieur de Mervigny schwenkte seinen grauen Zylinder immer wieder grüßend nach seinen Freunden und Freundinnen; dann gab er seinem Fuchs einen freundlichen Klaps auf die Kruppe, der Jockei wendete und ritt nach dem Platz, wo die Wage stand, zur letzten Prüfung, ob er auch das vorgeschriebene Gewicht gehabt. Monsieur de Mervigny rieb sich lachend die Hände, sah befriedigt hinter seinem edlen, selbstgezogenen Fuchs her und ging dann zu den Damen der Rohans, Rignys und Castellanes, um sich von ihnen beglückwünschen zu lassen. Er lud sie alle für den Abend zur Siegesfeier in das „Palais Mervigny“ ein und fügte bedauernd hinzu: „Schade, daß Madame nicht da sein wird. Sie wissen ja, sie ist schon längst wieder in der Vendee. Ich habe sie gebeten, wenigstens zu dem heutigen Tag nach Paris zu kommen. Leider vergeblich, wie ich schon vorher annahm. Sie richtet da etwas ein für die Kinder der Fischer an der Küste; was, kann ich im Augenblick nicht genau sagen. Ich werde schon freudig überrascht sein, wenn ich nach Hause komme . . . Ah, da ist ja mein lieber junger Freund, Gaston Mancourt! Danke, danke, ich weiß, Sie haben sich mit mir über ‚Roi Soleil‘ ehrlich gefreut! Nicht wahr, lieber Gaston, Sie helfen mir doch, die Feier für heute abend vorzubereiten? Um acht Uhr, meine Herrschaften! Je größer der Kreis sein wird, um so mehr Ehre wird es mir sein! Entschuldigen Sie mich, ich muß an meine Frau telegraphieren!“

Er wiederholte es, obgleich alle seine Freunde wußten, daß Madame de Mervigny das Telegramm gelassen

beiseite legen würde; er spendete ihr in seiner Freude gewiß für wohltätige Zwecke eine größere Summe, denn die Mervignys waren sehr reich und brauchten sich nicht um die Zukunft von Kindern zu sorgen.

Monsieur de Mervigny fuhr mit dem Vicomte de Rancourt im Kraftwagen nach dem Boulevard Hausmann. Er schlug seinem jungen Freund mit der flachen Hand auf das Knie. „Mein Lieber, was macht man doch für reizende Entdeckungen. Die schöne Polin mit dem unaussprechlichen Namen und dem riesigen Geldbeutel! Ich deute nur an, was man so hört. Man weiß ja, Gaston, der Mund wird immer ein bißchen zu voll genommen. Schließlich wäre das ja auch Ihre Sache. Sehr fromm soll die Dame übrigens sein. Das ist vortrefflich, denn es gibt in der That nichts Besseres in der Welt, als eine fromme Frau! Ich weiß wirklich nicht, wie dieser Engel heißt! Unmöglich kann man sich diesen Namen aufs erste Mal merken!“

„Maria Derzschwinewska.“

„Danke, gut! Wenn sie erst Madame la Vicomtesse de Rancourt sein wird, werde ich wissen, wie sie heißt! Darf man Sie schon beglückwünschen, lieber Gaston?“

„Ich kenne die Dame ja kaum.“

Monsieur de Mervigny drehte sich jäh halb um, sah den Vicomte an und lachte so herzlich und lustig, daß er sich die Tränen aus den Augenwinkeln wischen mußte.

„Sie sind köstlich! Hinreißend sind Sie! Wie lange sind Sie mit dieser schönen Polin bekannt? Mindestens drei Wochen! Jetzt weiß ich es ganz genau, fast vier Wochen sind es her. Beim Prinzen Rohan lernten wir sie kennen, ich durfte Sie vorstellen, sah, wie es wirkte, daß Sie fließend Polnisch sprachen. Verzeihen Sie,

Gaston, aber wenn man Sie ansieht, wissen Sie, für wen man Sie halten könnte? Ich will Sie gewiß nicht beleidigen, aber Sie gleichen einem deutschen Reiteroffizier in Zivil. Man muß es gestehen, wir haben da wirklich ganz prächtige Menschen hier bei der deutschen Botschaft. Ja, man muß gerecht sein, man muß es diesen Leuten lassen, sie stellen etwas vor, sie wissen sich zu halten. Und Haltung verfehlte nie ihren Eindruck auf mich. Wahre Haltung findet man überhaupt nur in alten Familien. Sie verstehen, wie ich es meine, wenn ich sage, die Monarchie gibt den Auserwählten jenes Unausprechliche, was ich mit diesem Wort bezeichne. Trotzdem ich Franzose bin, kann ich das viele Reden, das Fuchteln mit den Händen nicht leiden!"

Gaston Rancourt lächelte vor sich hin. Der gute Mervigny redete gerne und viel, besonders in Gesellschaften; daß er sich in der Deputiertenkammer nicht darauf einließ, lag wohl daran, daß er keine Geduld besaß, Reden auszuarbeiten oder auswendig zu lernen. Er wußte ja, daß man ihn auch so wiederwählen würde.

Da Rancourt schwieg, fuhr Mervigny lebhaft fort: „Als Ihr vortrefflicher Vater seinerzeit für Sie eine polnische Erzieherin ins Haus nahm, begriff ich ihn nicht; ich fragte ihn damals: ‚Louis, wozu das?‘ Ich höre ihn noch sagen: ‚Weil Polen Frankreich wieder näher gebracht werden muß.‘ Ich zuckte die Achseln, dachte an Poniatowsky, der 1813 nach dieser elenden Schlacht von Leipzig jämmerlich zugrunde ging. Als Ihr Vater aber nachher noch eine deutsche Erzieherin für Sie ins Haus brachte, erboste ich mich ernstlich. Und was antwortete er mir darauf? ‚Lieber Henri Mervigny, Sie denken nicht weit genug! Der Tag kommt, er muß

kommen, an dem die schwärende Wunde an unserem Leibe geschlossen werden muß, an dem das unglückliche, geraubte Elsaß-Lothringen wieder mit Frankreich vereint sein wird; natürlich durch Waffengewalt, ein anderer Weg ist undenkbar. Wenn dieser Tag kommen wird, sagte Ihr Vater damals, kann es nicht genug Franzosen geben, die diese barbarische deutsche Sprache, diese Pferdesprache, fließend sprechen. Ich werde Gaston sogar nach Deutschland schicken und ihn dort studieren lassen, denn je mehr er sich mit allem, was unsere Feinde angeht, vertraut macht, um so besser wird es für Frankreich sein. Ich schwieg und bewunderte meinen Freund Louis Rancourt, und freute mich über Ihre Begabung für fremde Sprachen. Sie wenden Sie ja auch glänzend an, Ihre Abhandlungen über Deutschland, besonders aber über die Polen in Deutschland, in den besten Zeitschriften Frankreichs und in unserem Parteiblatt, dem Gaulois, sind geradezu bewunderungswürdig."

"Aber nicht immer ganz aufrichtig, Monsieur de Merzigny," sagte Rancourt hastig und runzelte die Stirn dazu.

"Nah, was will das sagen? Man muß die Menschen bei der Stange halten. Sie sind in den polnischen Kreisen von Paris hoch angesehen, lieber Gaston!"

"Gewiß, es sind viele Polen, und nicht nur in Frankreich, die ihre Hoffnung auf uns setzen!"

"Darauf kommt es vor allem an! Es ist ein sehr kluger Schachzug von Ihnen, mein Lieber, wenn Sie diese schöne und wie man wissen will auch sehr reiche Polin zur Französin machen. Sie wird gut zu uns passen und uns hochwillkommen sein!"

Gaston Rancourt erwiderte abwehrend: "Ich bemühe mich nicht allein um Maria Derzschwinewska."

„Das will ich glauben; das galante Frankreich wäre sonst ausgestorben,“ unterbrach ihn Mervigny lachend.

Rancourt sagte ernst: „Ich weiß selbst nicht, was das sein mag, wenn ich in ihrer Nähe bin, habe ich nur für sie Auge und Ohr; ich fühle mich, als wär' ich neunzehn; sowie ich sie verlassen habe, denke ich nur selten und ohne eigentlich tiefere Empfindung an sie!“

Mervigny fand dieses Eingeständnis köstlich. Lachend tippte er Rancourt auf die rechte Schulter.

„Oh — oh — oh! Daß Sie mir das sagen, finde ich erfreulich, möchte Ihnen aber doch andern gegenüber zur Vorsicht raten. Man muß uns Franzosen nehmen, wie wir nun einmal sind. Leicht entzündlich sind wir ja, Gott sei Dank! Deshalb versteht auch niemand so das Leben in vollen Zügen zu genießen wie gerade wir! Ich meine unseren alten Adel! Nicht diese vertrackten Pariser Advokaten. Ah, der Satan möge sie holen; man redet am besten nicht über diese Leute. Es ist genug, daß man sich mit ihnen in der Deputiertenkammer herumärgern muß. Wie mir scheint, lieber Gaston, ist der Tag nicht mehr fern, an dem Sie Bonn und Heidelberg, wo Sie anderthalb Jahre studierten, in Uniform wiedersehen werden. Es ist wahr, Ihr guter Vater war weitsichtiger als ich und viele andere. Übrigens muß man es gestehen, diese Advokaten verstanden es, unser Verhältnis zu Rußland so gut zu gestalten, wie wir es uns nur wünschen können; das ist immerhin ein Verdienst. Hätten wir einen König, dann würde es natürlich noch viel inniger sein. Nun, nun, man muß warten können. Frankreich wird sich seinen ersten Platz in der Welt wiedererobern. Gaston, dann schlägt auch für Sie die große Stunde. Sie werden einen ausgezeichneten Botschafter abgeben, sei es in Berlin oder Petersburg.“

Ich wünschte Sie am Zarenhofe zu wissen. Die schöne Polin würde Ihnen nicht hinderlich sein!"

Der Kraftwagen bog in die Einfahrt des Mervigny'schen Palais ein, der alte Hausmeister, in schwarzen seidnen Kniehosen, weißen Strümpfen, dunkelblauem, mit goldenen Tressen besetztem Rock, öffnete den Wagenschlag und trat ehrerbietig zurück.

"Emile, wir haben gewonnen," rief ihm Mervigny zu.

"*Roi Soleil*," antwortete leise, geradezu andächtig, der Hausmeister. Über das von Runzeln durchfurchte, bartlose, crnste Gesicht flog der Schatten eines Lächelns.

Der russische Botschaftsrat Michael Iwanowitsch Stschourowff, ein älterer Herr mit einer großen Glaze, spitz gedrehtem grauem Schnurrbart unter einer kräftigen Hakennase im hageren, nervösen Gesicht, saß am Frühstückstisch seiner Frau gegenüber. Behaglich löffelte sie sich Marmelade in ihren Tee; Brillanten blitzten an ihren Händen. Sie mußte in jüngeren Jahren eine auffallend schöne Frau gewesen sein; der immer noch fein geschwungene Mund, die großen rehbraunen Augen zeugten noch davon. Seit ihre Söhne als Offiziere bei der Gardékavallerie standen, der eine bei den Kürassieren, der andere bei den Ulanen der Kaiserin, wünschte sie mehr als je, Paris nicht mehr dauernd verlassen zu müssen, seit ihr Mann aus Buenos Aires hierher versetzt worden war. Sie stammte aus einer polnischen Familie, sie war die Schwester von Maria Derzschwiznewskas Vater, und hatte es schließlich erreicht, Michael Iwanowitsch Stschourowff heiraten zu dürfen. Nicht wenige von den polnischen Adelsfamilien verstanden sich im Laufe der Zeit mit den russischen Machthabern

gut zu stehen, deren einflußreichste Persönlichkeit, Iswolsky, polnischer Abstammung war. Marias Mutter starb bei der Geburt dieses einzigen Kindes; acht Jahre später verunglückte ihr Vater auf einer Jagd tödlich. Seitdem war Stschourowff der Vormund der Doppelwaise. Die Verwaltung des Erbes, der bei Lomsha gelegene große Grundbesitz seiner Nichte bürdete dem Onkel manche Last auf, und die ewigen Verdrießlichkeiten konnten nicht beseitigt werden, denn sein Schwager hatte in seinem letzten Willen den Verkauf verboten. Maria war bis vor kurzem von Fremden erzogen worden und erhielt den letzten Schluß im „Sacré Coeur“ in Brüssel, einem Kloster, in dem die jungen Mädchen der ersten Familien Frankreichs und Belgiens für die große Welt gebildet werden. Flattern sie dann heraus aus dem Kloster, lebensdurstig, vergnügungssüchtig mit ihren sechzehn oder siebzehn Jahren, so gilt es in diesen Kreisen als wünschenswert, daß sich bald ein Freier einstellt. Stschourowffs rechneten um so bestimmter damit, da Maria um ihrer Schönheit wie ihres Reichthums willen Freier anziehen mußte. Beide wünschten sie den Tag herbei, der sie ihren Verpflichtungen gegen Maria entheben würde. An Ostern war ihre Nichte, die sie aus Bequemlichkeit ein Jahr länger im „Sacré Coeur“ gelassen hatten, zu ihnen gekommen, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Stschourowffs sahen es mit Erleichterung, wie rasch Maria sich zurechtzufinden wußte; es war als sicher anzunehmen, daß man sie höchstens einen Winter im Hause behalten mußte. Wo sie auch mit ihrer Nichte erschienen, waren sie rasch von einer Schar junger Herren umgeben, von denen sich einige ernstlich um Maria bemühten. Die nächste Sorge war, einen Mann für sie auszuwählen, dem man sie an-

vertrauen konnte. Stschouroffs fügten sich gern der Landesitte, nach der die jungen Damen in Frankreich bei Abschluß einer Verlobung nicht allzuviel zu sagen haben.

Der Botschaftsrat brannte sich eine Zigarette an, blies ein paar Züge vor sich hin und sagte mit nachdenklichem Ausdruck: „Gestern wurde dieser Vicomte de Rancourt sichtlich von unserem Botschafter ausgezeichnet!“

„Nun ja, er schrieb viel Günstiges über Polen und Rußland!“

„Liebe Stasia, das kann man heute bald von jedem Franzosen erwarten. Um das zu können, muß er Deutschland gebührend in den Schatten stellen oder in das rechte Licht, wie man es braucht. Das wirkt auf jeden Franzosen wie ein angenehmer Rauschzustand.“ Stschouroff machte eine Pause; da seine Frau sich im Sessel zurücklehnte und nichts erwiderte, fuhr er fort: „Mir wäre eine Verlobung des Vicomte mit Maria sehr erwünscht. Du bist klug, liebe Stasia, ich hoffe, du wirst mich verstehen!“

Frau v. Stschouroff lächelte ihrem Gatten mit leichtem, bejahendem Nicken zu. Der Botschaftsrat legte die zu Ende gerauchte Zigarette in den Aschenbecher und warf leicht hin: „Eine sehr aussichtsreiche Zukunft möchte ich Rancourt allerdings nicht voraussagen.“

„Das hat uns nicht zu kümmern. Vielleicht wird er durch Rußland seinen Weg machen, wenn man es an der Newa wünscht; es wäre nicht der erste Wunsch, den Paris erfüllt. Sagtest du nicht, daß unser Botschafter den Vicomte de Rancourt besonders ausgezeichnete? . . .“

„Er sprach mit mir über den Vicomte und andeu-

tungsweise auch über Maria. Es lag ein merkwürdiges Drängen in seinen Worten, ich muß sagen, daß ich ihn nicht recht begriff."

Frau v. Stschouroff lächelte überlegen und erwiderte: „Ich bitte dich! Denke an Stanislaw Felician Brassowsky.“

„Ah! Unsern jungen Botschaftssekretär — so — so! Ich verstehe es nicht, aber der Botschafter scheint ihm nicht sehr wohlgesinnt. Brassowsky ist doch ein Pole.“

„Seine Güter liegen dicht an der preussischen Grenze bei Kalisch! Er hat Verwandte in Deutschland, einer von ihnen ist in Berlin in vorteilhafter Stellung. Man empfängt ihn am Hofe. Ich glaube, Brassowsky wird nicht mehr lange in Paris bleiben!“

„Er könnte auch hier unentbehrlich sein, liebe Stasia. In seine letzten Karten läßt sich der Botschafter auch von mir, seinem ersten Berater, nicht sehen, trotzdem er nicht zweifelt, daß ich ihm blind ergeben bin.“

Frau v. Stschouroff erwiderte ausweichend: „Ich werde mich bemühen, Maria und Rancourt einander nahe zu bringen. Ich bitte dich, geh jetzt, Michael Zwanowitsch, du siehst, Maria hat noch nicht gefrühstückt. Ich glaube, daß sie nachher mit Brassowsky ins Bois reiten will. Ich werde vorsichtig in meinen Worten, aber geschickt in meinen Werken sein.“

Der Botschaftsrat küßte seiner Frau die Hand und ging an seine Arbeit. Er verließ sie beruhigt, wußte er doch, daß sie in allem, trotz äußerlich zur Schau getragener Lässigkeit, sehr umsichtig und zielbewußt zu handeln verstand.

Wenige Minuten später betrat Maria Derzschwinewska das Zimmer, im schwarzen Reitkleide, einen

Panamahut mit schwarzem Bande auf dem vollen Blondhaar. Sie küßte Frau v. Etschouroff die Hand. „Verzeih, Tantchen, ich verspätete mich.“

„Nun, der Samowar brennt! Frühstücke nur tüchtig, Kind!“

Maria begann zu plaudern. Gestern abend habe sie ein Buch gelesen, dessen Inhalt so spannend war, daß sie es nicht mehr aus den Händen legen konnte. Darüber habe sie beinahe die Zeit verschlafen; in zehn Minuten wolle Herr v. Brassowsky sie abholen.

Frau v. Etschouroff lächelte. Maria war wirklich, trotz ihrer achtzehn Jahre, noch ein vollkommenes Kind. Bei ihrer Schönheit war das gefährlich; es war wohl auch nötig, sich zu überzeugen, welche Bücher das Mädchen eigentlich las. Sie nahm sich vor, ihr einige schwärmerische Romane, in denen die Liebe eine große Rolle spielte, in ihr Zimmer zu legen. Dies junge Herz sollte ein wenig schneller zu schlagen lernen. Sie musterte wohlgefällig die munter Plaudernde. Wie taufrisch sah sie aus, wie zierlich geschwungen waren diese kleinen, rotblühenden Lippen. Das junge Mädchen erhob sich. Schlank, etwas über Mittelgröße, stand sie vor der Tante. Das eng anliegende Reitkleid ließ ihren ebenmäßigen Wuchs hervortreten; das spitze Näschen gab ihr etwas knabenhaft Keckes. Die blauen Augen strahlten, als sie sagte: „Nun bin ich bereit. Was für herrliches Wetter ist heute!“

„Einen Augenblick, liebe Maria! Es fiel nicht nur mir, sondern auch Onkel auf, daß du sehr oft mit Herrn v. Brassowsky ausreitest!“

„Ja, mit wem sollte ich es denn sonst tun?“

„Oh, wir haben gar nichts dagegen. Im Gegenteil, wir sind Herrn v. Brassowsky nur dankbar, eines vor-

ausgesetzt, daß er keine Ansprüche auf deine Hand macht."

Maria horchte überrascht auf, doch verzog sie keine Miene. „Ich weiß nicht, was ihr wollt. Muß ich denn jetzt schon heiraten? Das Leben bei euch ist ja so wunderschön und ich bin euch so dankbar!“

Frau v. Stschouroff wurde stutzig. Irgend etwas schien doch anders zu sein, als sie dachte.

„Ein ernstes Wort, Maria. Wir schätzen Brassowsky sehr hoch, grüß ihn schön von uns, aber denke lieber nicht daran, ihn zu heiraten, du könntest möglicherweise unglücklich werden; in seiner Familie sollen mehrere Fälle von Schwermut vorgekommen sein. Ich fürchte sehr, daß auch er Anlage dazu hat. Wir werden uns genau erkundigen; ich bitte dich nur, eine Liebeserklärung zu verhindern, wenigstens einstweilen. Ich bin in Sorge um dich, und es wäre uns schmerzlich, wenn wir dem guten Brassowsky eine Hoffnung rauben müßten.“

Maria Derzschwinewska blickte die Tante nachdenklich an; dann sagte sie ernst: „Es täte mir leid, wenn er schwermütig würde. Manchmal wunderte ich mich schon über ihn, weil er so ganz anders mit mir spricht als die übrigen jungen Herren unserer Bekanntschaft. Doch da hör' ich auf der Straße den Tritt seines Pferdes. Guten Morgen, liebe Tante, mach dir keine Sorge.“

Nachdem sie Frau v. Stschouroff einen flüchtigen Kuß auf die Stirn gegeben hatte, lief sie schnell aus dem Zimmer.

Brassowsky hob Maria Derzschwinewska wie sonst in den Sattel. Heute fing ihr das Herz an ängstlich zu schlagen. Sie ordnete die Zügel länger als sonst, hielt den Blick gesenkt. Brassowsky grüßte hinauf nach dem

Fenster, an dem Frau v. Stschourowff zu stehen pflegte. Die braunen Augen hatten einen versonnenen Ausdruck, ein voller, brauner Schnurrbart hob die Blässe seines Gesichtes noch besonders hervor. Er war ein gewandter Reiter, der seinen vorwärts drängenden Fuchs sicher zwischen den Schenkeln hielt. Mit zehn Pferdelängen Abstand folgte der Stschourowffsche Reitknecht. Damit er nicht verstand, was sie sprachen, unterhielten sich die beiden französisch. Am Triumphbogen ritten sie vorbei und bogen links ins Bois de Boulogne ab. Das Gespräch wollte an diesem Morgen nicht recht in Gang kommen; geduldig wartete Brassowsky. Er war gestern auch bei den Rennen gewesen und hatte Maria Derzschwinewska und den Vicomte de Rancourt beobachtet. Er erinnerte sich, daß die junge Landsmännin öfters über den Vicomte mit ihm plauderte. Bisher war ihm nie der Gedanke gekommen, daß Maria Derzschwinewska einen Franzosen heiraten könne. Hatte der Vicomte ernstliche Absichten auf ihre Hand? Unmöglich war es nicht; es konnte auf eine junge Dame Eindruck machen, wenn ein Ausländer sie in ihrer Muttersprache anredete und an Polen so viel Anteil zeigte, daß er über ihr Vaterland schrieb, in einer Art schrieb, die verlockend wirkte. Eine Polin von achtzehn Jahren mochte nur zu leicht in dem Vicomte einen Streiter für ihr Vaterland erblicken. Die tieferen Zusammenhänge begriff sie ja doch nicht.

Maria Derzschwinewska sah Brassowsky öfters von der Seite an. Er war wirklich anders als die übrigen jungen Herren, die sie kannte. Heute fiel es ihr besonders auf. Bald fühlte sie Mitleid, bald Furcht. Sie malte sich aus, wie sein Leben in Trübsinn endigen würde. Plötzlich fragte sie: „Was ist Ihnen heute?“

Er preßte die Schenkel fester an den Fuchs, zog die Zügel leicht an; das edle Tier warf den Kopf hoch, legte sich gegen das Gebiß und tänzelte, als sehne es sich nach einem gestreckten Galopp. „Ich bin nicht anders wie immer! Ich fühlte bis jetzt nur, daß ich warten müsse, bis Sie sprechen würden. Manchmal wünscht man in seinen Gedanken nicht gestört zu werden!“

Maria lachte: „Und ich glaubte, Sie wären trüb gestimmt, und wollte Sie nicht stören.“

Brassowsky sah ihr voll ins Gesicht: „Das beweist nur, daß wir uns sehr gut verstehen. Wir sind heute beide nicht wie sonst!“

„Lassen Sie uns galoppieren. Dort kommen ein paar Offiziere geritten, die ich kenne; ich wünsche nicht, daß sie uns ein Stück Wegs begleiten.“

Sie gaben ihren Pferden die Köpfe frei und stoben an den Offizieren mit kurzem Gruß vorüber.

In der Nähe der Rennbahn ließen sie ihre Pferde wieder in Schritt gehen, sahen sich mit geröteten Wangen an und lachten. Fast eine Viertelstunde waren sie in ruhigem Tempo galoppiert.

Brassowsky sagte: „So ein Ritt hilft einem über schwere Gedanken hinweg!“

„Ich wußte es ja, Sie ärgerten sich heute also doch über etwas.“

„Geärgert, nein! Gestern bedrückten mich allerlei Gedanken. Der Vicomte de Rancourt macht Ihnen sehr stark den Hof, Maria Derzschwinewska!“

Sie entsann sich, was Frau v. Stschourowff ihr gesagt. Stanislaw Felicyan Brassowsky durfte diesen Faden nicht weiterspinnen.

„Der Vicomte versteht besser zu unterhalten, als Sie das heute zu tun vermögen.“

Seine braunen Augen sahen sie eindringlich an. Er überlegte, dann neigte er sich im Sattel vor, strich seinem Fuchs über die Mähne und sagte: „Wir Polen haben im allgemeinen viel für Frankreich übrig, ich bin allerdings anders gesinnt.“

Neckend fragte sie: „Verbirgt sich hinter diesem Bekenntnis ein diplomatisches Geheimnis?“

„Jedenfalls ist es nur für Sie bestimmt, Maria Derzschwinewska! Die Franzosen wollen wieder einmal ihre Revanche an Deutschland üben; wer ihnen zu diesem Zweck brauchbar scheint, dem werfen sie sich an den Hals. Seine Eitelkeit läßt es dieses Volk niemals überwinden, daß sie von den Deutschen geschlagen wurden. Wenn ein ganzes Volk an Eitelkeit krankt, ist auch der einzelne Mann von dieser Schwäche selten frei. Wenn ihn der Ehrgeiz anspornt, eine politische Rolle zu spielen, unterliegt auch der sonst Besonnenere dieser Verblendung.“

„Spielen Sie damit auf den Vicomte de Rancourt an?“

Brassowsky erwiderte mit kaum verhaltener Erregung: „Ja. Und mit vollem Bewußtsein. Er schreibt über Polen, nicht wie er selbst darüber denkt, sondern in einer Weise, die sich der Politik seines Landes anpaßt. Nun, wie Gott will! Maria Derzschwinewska, vergessen Sie nie, was ich Ihnen jetzt sage. Heute leben wir im Jahre neunzehnhundertdreizehn. In vier Jahren wird der Krieg unausbleiblich sein. Furchtbare Kämpfe werden sich auf polnischem Boden abspielen; es wird schwer sein, mit den Deutschen fertig zu werden, wenn es Rußland mit Frankreich zusammen überhaupt gelingt. Allein wird keines der beiden Völker sich gegen Deutschland entscheiden. Aber auch dafür ist jetzt schon gesorgt, und für mehr!“

Maria sah ihn erstaunt an. Kindlich sagte sie: „Wenn es so kommen sollte, werden Ihre wie meine Güter schwer darunter leiden.“

„Allerdings. Meine, an der Grenze, sicher mehr als Ihre, die von der Festung Lomscha gedeckt werden. Aber was hat das zu sagen; es handelt sich um unser Vaterland Polen.“

„Glauben Sie wirklich, daß es so kommen wird? Ach, unser unglückliches Land.“

„Man muß weiter sehen, Maria Derzschwinewska! Es wird für Polen sein Gutes haben, denn unser Vaterland wird nicht bleiben wie es heute ist. Wird der Krieg entschieden werden, wie ich glaube, dann, Maria Derzschwinewska, stände Polen vor Möglichkeiten, über die ich nur andeutungsweise mit Ihnen sprechen kann. Es könnte sein, daß dann das polnische Lied in Warschau ungestraft gesungen werden darf. Wenn Sie das Ihrem Herrn Onkel sagen, würde ich bald danach hier nicht mehr Botschaftsekretär sein!“

Betroffen von dem Ernst seiner Worte, reichte sie ihm die Hand: „Stanislaw Felicyan Brassowsky, ich bin ja noch ein dummes, junges Ding;“ sie warf den Kopf in den Nacken; „aber vergessen Sie nicht, daß ich Polin bin.“

„Wie dieser Krieg auch enden mag, Polen wird großen Schicksalen entgegengehen,“ sagte er feierlich.

Lächelnd griff er nach der schmalen Mädchenhand und drückte sie herzlich.

Das Bois wimmelte von Reitern und Reiterinnen, bei denen man zu Hause die Koffer packte; es war die Zeit, da man auf die Landsitze oder in die Bäder reiste.

Da Brassowsky schweigend weiterritt, fragte sie erregt: „Warum haben Sie so großes Vertrauen zu mir?“

Ruhig, fast kühl erwiderte er: „Weil mich das Gefühl beseelt, daß Sie vor einer wichtigen Entscheidung stehen, Maria Derzschwinewska. Lassen Sie sich zu nichts drängen!“

Im nächsten Augenblick begegnete der junge Graf René Nun auf einem Araberschimmel den beiden, grüßte und wich erst vor dem Stschourowffschen Hause von Maria Derzschwinewskas Seite.

Frau v. Stschourowff entnahm unterdessen einer Truhe, die bis zum Rande mit Büchern gefüllt war, einige Romane und trug sie nach dem Wohnzimmer ihrer Nichte. Romane, die ein junges Mädchenherz schneller schlagen ließen; je mehr von Liebe darin die Rede war, um so besser. Die kluge Frau lächelte. Mitunter las auch sie solche Bücher gern zum zweiten Male.

An den nächsten Tagen konnte Brassowsky nicht mit Maria Derzschwinewska ausreiten, es gab zu viel Unruhe und Arbeit auf der Botschaft. Auch Herr v. Stschourowff verließ seinen Schreibtisch nur für kurze Stunden; er arbeitete nach den Wünschen des Botschafters einen Bericht für das Auswärtige Amt aus. Brassowsky kam nicht von seiner Seite.

Frau v. Stschourowff fuhr nachmittags in ihrer Troika mit ihrer Nichte ins Bois, plauderte mit ihr über Romane und freute sich, daß sie ein Buch nach dem anderen las. Maria erzählte: „Gestern habe ich von ‚La petite Désirée‘ nach den ersten vier Kapiteln erst einmal den Schluß gelesen, ich konnte nicht abwarten, wie das Buch endete.“

Frau v. Stschourowff war über diese Antwort befriedigt. Was für ein Kind Maria noch war! „La petite Désirée“ triefte geradezu von Sehnsucht und unglücklicher

Liebe; ein Buch, so recht geschrieben für junge Mädchen. Ein paar verhängliche Stellen kamen allerdings darin vor, aber das gehörte nun einmal zu einem französischen Roman und würde Maria nichts schaden. Gerade solche Schilderungen machten junges Blut für die Ehe empfänglich.

„Das mußt du nicht tun, das Ende gleich nach dem Anfang lesen, du bringst dich ja um die ganze Spannung!“

Maria plauderte harmlos weiter und stellte so merkwürdige Fragen, daß Frau v. Stschoureff ein paarmal laut auflachen mußte.

„Was hast du denn, Lante?“

„Nichts, gar nichts! Ich finde dich entzückend. Wenn du einmal verlobt sein wirst, wird dein Bräutigam seine helle Freude an dir haben! Und das bleibt die Hauptsache, mein Kind! Merk dir, man muß sich in allen Lebenslagen seinem Manne unentbehrlich machen. Besonders, wenn du etwa die Absicht haben solltest, einen Franzosen zu heiraten!“

„Ich denke wirklich nicht daran, zu heiraten.“

„Nun, wie Gott will! An solche Dinge denkt man einmal ganz plötzlich. Ich weiß das aus Erfahrung! Im übrigen, Maria, wollen alle Evasstöchter geheiratet sein!“

Dann befahl sie dem Kutscher, nach Hause zu fahren.

Sie waren kaum angekommen, als sich Stanislaw Felicyan Brassowski melden ließ.

„Ist das nett!“ rief Frau v. Stschoureff. „Wir behalten ihn zum Tee da, Maria!“

Brassowsky kam, um sich von den Damen zu verabschieden.

„Morgen mittag fahre ich mit dem Nordexpress in dienstlichen Angelegenheiten nach Petersburg!“

„Sie werden doch nicht längere Zeit abwesend sein?“ fragte Frau v. Etschouroff teilnehmend.

„Ich kann im Augenblick nichts Bestimmtes sagen.“ Er sah Maria Derzschwinewska an und fügte hinzu: „Ich hoffe es aber nicht.“

„Bringen Sie nur recht viel Neuigkeiten aus Petersburg mit,“ sagte Frau v. Etschouroff.

Maria bedauerte, daß sie nun für einige Zeit nicht mehr mit ihm ausreiten könne.

Frau v. Etschouroff sagte rasch: „Wenn Sie länger bleiben sollten, wird es fraglich sein, ob Sie uns bei Ihrer Rückkehr noch hier antreffen. Meines Mannes wegen werden wir nach Ostende oder Biarritz reisen.“

„Aber im Winter werden wir zusammen tanzen. Nicht wahr, Maria Derzschwinewska?“

„Ich werde für Sie den ersten Tanz aufheben, Stanislaw Felician Brassowsky, den ich nach Ihrer Rückkehr tanzen werde!“

„Ich werde es eilig haben, zurückzukehren! Haben Sie Dank!“

Er erhob sich zum Abschied.

Als er gegangen war, drohte Frau v. Etschouroff lachend ihrer Nichte mit dem Finger.

„Du fängst ja bereits an, mit dem Feuer zu spielen!“

„Aber Tante. Er ist doch immer so gut zu mir. Er wird doch die Worte nicht auf die Goldwage legen?“

„Kind, das weiß man bei den Männern nie! Nun, sie waren ja nicht ernstlich gemeint. Vergiß nicht, was ich dir über seine Familie sagte.“

Am späten Abend sagte Herr v. Etschouroff zu seiner Frau: „Eine ausgezeichnete Moskauer Kapelle konzertiert jetzt im Grandhotel. Ich habe sie für nächsten Dienstmittag zu meinem Gartenfest bestellt. Unten, im

großen Saale, kann die Jugend ein wenig tanzen! Ich bitte dich, vergiß unter den Eingeladenen nicht den Vicomte de Rancourt. Herrn v. Mervigny traf ich heute nachmittag, er wird auch sehr gern auf eine Stunde kommen."

Frau v. Stschouroff erwiderte launig: „Lieber Michael Iwanowitsch, sprich doch mit mir nicht in dunklen Wendungen. Ich verstehe, daß Brassowsky reisen mußte; ich bin mir klar, wie wichtig der Besuch des Monsieur de Mervigny ist. Du wirst zufrieden sein mit mir."

Herr v. Stschouroff verneigte sich lächelnd und küßte seiner Frau die Hand.

Als Maria Derzschwinewska von dem Gartenfest erfuhr, fiel sie freudig der Tante um den Hals. . . Kein Wort des Bedauerns kam aus ihrem Munde, daß Brassowsky gerade jetzt verreißt sei.

„Wir wollen die Einladungsliste aufstellen, Kind! . . . Gleich! Es wird höchste Zeit!"

Viele Namen wurden genannt, vorwiegend französische, aber auch die jungen Herren der anderen Botschaften und Gesandtschaften hatten bei Stschouroffs ihre Karten abgegeben. Es fiel auch der Name Rancourt. Nicht unter den ersten. Frau v. Stschouroff nannte, nachdem die Liste abgeschlossen, noch einmal den Namen. „Ob der Vicomte noch in Paris ist? Neulich bei dem Rennen glaube ich gehört zu haben, daß er auf sein Gut reisen wolle!"

„Ich besinne mich wirklich nicht, Tante."

„Nun, wie Gott will! Aber ich würde mich freuen, wenn er käme! Er ist mir noch lieber als René Nun!"

„Sie sind beide sehr nett! An Rancourt gefällt mir, daß er so gut Polnisch spricht."

„Er ist außerordentlich begabt; man sagt ihm eine glänzende Zukunft voraus,“ warf Frau v. Stschouroff leicht hin und sah an ihrer Nichte vorbei. „Gab ich dir eigentlich seine letzte Arbeit über Stanislaus Leszczyński zu lesen? Du findest sie in der Revue des deux Mondes. Dunkel brachte sie mir mit.“

„Nein, Tanten, aber . . .“

„Ich werde sie dir heraussuchen. *Erinnere mich, falls ich es vergessen sollte. Dieser arme polnische König fand in Frankreich eine zweite Heimat. Ich selbst habe Rancourts Arbeit noch nicht gelesen! Es eilt mir auch nicht damit.“

„Ich werde sie lesen, noch vor dem Gartenfest. Damit ich mit dem Vicomte darüber sprechen kann, wenn er kommen sollte.“

Frau v. Stschouroff sah ihre Nichte scharf an. „Wissen möchte ich, Maria, ob ich mich irre; aber mir scheint, du hast viel für Rancourt übrig!“

„Gewiß, er ist sehr unterhaltend! Er spricht über Polen wie ein Gelehrter, und noch dazu in unserer Muttersprache.“

„Ich gestehe, daß ich sehr für ihn eingenommen bin. Ich sehe da, was dich betrifft, vielleicht am hellen Tage Gespenster!“

Maria Derzschwinewska lachte hell auf. „Tante, du siehst wahrhaftig in jedem Manne, mit dem ich mich gut unterhalte, schon einen Freier!“

„Fast glaube ich, der Vicomte würde sehr glücklich sein, wenn du ihm deine Hand reichtest! Aber das ist deine Sache. Ich würde ja gar nicht immer wieder darüber mit dir sprechen, wir behalten dich sehr gern, denn du bringst Leben in unser Haus, wenn ich nicht das Gefühl hätte, eines Tages könnte dein Herz sich

Brassowsky zuwenden. Bei seiner erblichen Belastung würde das ein schlimmes Ende nehmen, und das wollen wir dir ersparen, obgleich deinem Onkel und mir Brassowsky viel näher steht als der Vicomte de Rancourt."

Frau v. Etshoureff war gespannt, ob dieses Ausspielen der beiden gegeneinander Eindruck auf ihre Nichte machte. Die wenigen Tage bis zum Fest wollten ausgenutzt sein.

Maria Derzschwinewska sah nachdenklich vor sich hin. „Es tut mir leid, daß Brassowsky nicht da sein wird. Ich glaube, wenn er nicht oft so ernst sein würde, hätte ich ihn noch viel lieber!“

„Das ist es ja, liebes Kind. Wir vertreten Elternstelle an dir und erfüllten unsere Pflichten immer gewissenhaft, denn wir wollen doch nur dein Glück und verlangen dafür nicht mehr von dir, als daß du auf uns hörst; kein Mensch kann es besser mit dir meinen als wir!“

Maria Derzschwinewska umarmte die Tante, küßte sie und dankte mit Tränen in den Augen für all die Liebe und Güte.

In Mervignys Zimmer saßen sich der Hausherr und der Vicomte de Rancourt gegenüber. Elektrisches Licht strahlte aus der breiten Krone aus Hirschgeweihen, die Wände waren bedeckt mit Jagdtrophäen und Pferdebildern; auf einem breiten Bord standen die Ehrenpreise, mit denen die Mervignysche Zucht da und dort ausgezeichnet worden war. Die silbernen Gegenstände hoben sich funkelnd von der kostbaren alten Ledertapete ab, in der weiße Lilien eingepreßt waren, die Wappenblume des alten Bourbonengeschlechts. Schwer und massig

waren die Möbel; die bequemen Ledersessel trugen das gleiche Muster wie die Tapete.

Monsieur de Mervigny schlug, nachdem er seinen jungen Freund begrüßt und ihn gebeten, Platz zu nehmen, ein Bein über das andere und strich sich dann lächelnd seinen grauen Spitzbart glatt.

„Na, lieber Gaston, auch eingeladen zu dem Stschourowffischen Gartenfest?“

„Ja! Aber Sie doch wohl nicht, Monsieur de Mervigny?“

„Doch! Doch! Deshalb ließ ich Sie ja bitten, mich heute aufzusuchen. Vielleicht geht nur meine Phantasie mit mir durch, aber es war mir immer allerlei sehr auffällig. Denken Sie, vorgestern traf ich in der Wandelhalle der Deputiertenkammer mit Herrn v. Stschourowff zusammen, den ich noch nie da gesehen hatte. Und es war wahrhaftig gar kein großer Tag bei uns. Zufällig war ich da. Ich kenne den russischen Botschaftsrat eigentlich nur flüchtig, obgleich wir Karten gewechselt haben. Er begrüßte mich sehr herzlich und fragte mich im Gespräch so nebenbei, ob ich ihm die Freude machen wolle, das Gartenfest zu besuchen, das er am nächsten Dienstag zu geben gedenke. Eigentlich sei es für die Jugend, er habe ja eine Nichte im Hause, aber wenn ich gegen halb sechs auf eine Stunde käme, würde er sich sehr freuen, um diese Zeit würde auch sein Botschafter anwesend sein! Ja, und ich wüßte wohl, ob der Vicomte de Mancourt noch in Paris weile; auch ihn würde er gerne bei sich sehen vor seinem längeren Urlaub, den er in vierzehn Tagen anzutreten gedenke. Ich erwiderte Herrn v. Stschourowff, daß ich sehr gern kommen und dafür Sorge tragen würde, daß Sie, lieber Gaston, dort auch erscheinen würden.“

„Ich habe bereits zugesagt.“

Mervigny zwinkerte mit den Augen. „Natürlich haben Sie das. Es wäre ja auch noch schöner! . . . Sie können sich wohl denken, warum sich Herr v. Stschourovff abmühte, mich zu treffen, mich, Ihren väterlichen Freund. Mag der Himmel wissen, wo mich dieser Russe überall zu treffen versuchte.“

Gaston Rancourt war auch ein eitler Franzose. Er neigte den blonden Kopf ein wenig zur Seite und sah Monsieur de Mervigny mit verständnisvollem Lächeln an: „Ich hielt meine Aussichten — trotz des anderen — schon seit einiger Zeit für gut.“

„Oh, sie müssen sogar ausgezeichnet sein, sonst würde man mich nicht bemühen. Man wird Ihnen die schöne junge Polin vertrauensvoll in die Arme legen, mein Lieber, wenn Sie mit einem festen Entschluß zu diesem Gartenfeste kommen. Sonst freilich würde ich an Ihrer Stelle abschreiben. Ihr beiden schönen, blonden Menschen würdet ein ausgezeichnetes Paar geben. Und mit offenen Armen wird das alte Frankreich euch beide empfangen. Und da wir so gemütlich zu zweien sind, darf ich wohl sagen, ich kenne doch ungefähr Ihre Verhältnisse, eine reiche Heirat muß Ihnen doppelt willkommen sein. Wenn sich der alte Adel nicht frei bewegen kann, wird er von den reichen Republikanern an die Wand gedrückt. Wir können es nicht ändern, daß Geld die Welt regiert. Wenn Sie wollen, daß ich diesem Russen einmal vorher auf den Zahn fühlen soll —“

„Nein, nein, Monsieur de Mervigny,“ fiel Rancourt rasch ein.

„Ganz wie Sie wünschen, aber Sie werden ganz bestimmt zu dem Gartenfest kommen?“

„Ganz bestimmt, Monsieur de Mervigny!“

„Ausgezeichnet, mein lieber Freund! Und noch einen Rat! Keine lange Verlobung; die Flitterwochen auf Ihrem Schlosse in der Pikardie, dazu die Herbstjagden hinter den Hundsn, dann nach Neujahr an die Riviera. Weiter würde ich keine Pläne, vorläufig wenigstens, machen.“ Mervigny lachte laut und glücklich; er reichte dem Vicomte die Hand, die er herzlich drückte.

Im Auswärtigen Amte in Petersburg war Brassowsky, als er den Bericht ablieferte, gesagt worden, er solle sich jederzeit zur Rückreise nach Paris bereit halten und täglich um die Mittagszeit einmal vorsprechen. Von Tag zu Tag wurde er getröstet. Alte Bekannte, gute Freunde hatte er in Petersburg genug, und die Zeit verging. Einmal lud er auch die Stschourosschen Söhne ein; Grüße waren ihm an sie aufgetragen worden. Die beiden jungen Offiziere aßen mit ihm in einem der ersten Gasthäuser auf dem Newskij-Prospekt. Nach Tisch ließ sich Brassowsky die eben angekommenen Pariser Zeitungen geben. Den Figaro und die Pariser Ausgabe des New York Herald, Blätter, die ausführlich zu bringen pflegen, was in der Gesellschaft der Seinestadt sich ereignete oder demnächst ereignen sollte.

Eine kurze Nachricht im Figaro erregte sein besonderes Interesse. Er las:

„Der russische Erste Botschaftsrat Herr v. Stschourossch und Frau v. Stschourossch geben in ihrem entzückenden Hause an der Pont de Jéna, zu dem ein großer Garten gehört, nächsten Dienstag ein Sommerfest, bei dem die berühmte Moskauer Kapelle Pressiziew, die sich augenblicklich im Grandhotel mit so großem Erfolg hören läßt, spielen wird. Herr und Frau v. Stschourossch vertreten Elternstelle an dem reizenden jungen Fräulein

Maria de Derzschwinewska, einer nahen Verwandten, die wir wegen ihrer anmutigen Schönheit schon öfters Gelegenheit hatten in der Öffentlichkeit zu bewundern. Fräulein Maria de Derzschwinewska ist Polin und alleinige Besitzerin mehrerer großer Güter bei Komsha. Wie es heißt, wird Seine Exzellenz der russische Herr Botschafter auch anwesend sein."

Von dem Gartenfeste hatte man ihm gar nichts gesagt, heute war dieser Dienstag, das mußte ein plötzlicher Entschluß gewesen sein. Er gab die Notiz den beiden Leutnanten zu lesen. Die Herren hatten nichts davon erfahren.

Stanislaw Felicyan Brassowsky bedauerte sehr, daß er dem Gartenfeste beizuwohnen verhindert war. Daß der Botschafter ein Gartenfest besuchte, an dem keine Persönlichkeit von den Spitzen der Republik teilnahm, war überraschend. Es mußte wohl eine besondere Auszeichnung für Herrn v. Stschourowff sein, des Botschafters rechte Hand in diplomatischen Geschäften.

In dem großen Saale im Erdgeschoß, von dem eine breite Freitreppe in den großangelegten Garten führte, der bis zur Seine reichte, empfingen Herr und Frau v. Stschourowff mit ihrer Nichte die Gäste. Maria Derzschwinewska trug ein enganliegendes weißes, kostbares Spitzenkleid. Aus ihren blauen Augen strahlte Lebensfreude. Alle Botschaften und Gesandtschaften hatten Vertreter gesandt, außerdem waren viele Herren aus der ersten Gesellschaft von Paris anwesend, darunter ein paar Duzend Offiziere — und natürlich eine Unmenge junge und ältere Damen, die sich freuten, vor dem Verlassen der Hauptstadt noch einmal den Gastgebern die Hand drücken zu dürfen. Ganz abgesehen

davon, daß man mit viel Selbstbewußtsein und Anmut die neuesten Schöpfungen der Pariser ersten Schneider vorführte. Nach der Begrüßung gingen die Gäste die Freitreppe hinab in den Garten, in dem die russische Musikkapelle spielte.

Man plauderte, ließ die Blicke über den immer mehr sich füllenden Garten schweifen und begrüßte Bekannte. Von einem Schwarm junger Herren umgeben, kam der Vicomte de Rancourt. Er wurde auf das herzlichste von Stschouroffs begrüßt und auch von Maria Derzschwinewska.

„Ich habe Ihre Abhandlung in der Revue des deux Mondes gelesen!“

„Ich bin entzückt darüber; hoffentlich gefiel sie Ihnen so gut, daß Sie mir den ersten Tanz bewilligen!“

„Ja, eine Masurka!“

„Kind, du könntest in den Garten gehen und ein bißchen mit nach dem Rechten sehen. — Vicomte, wir dürfen doch wohl auch auf Sie zählen?“

Er verstand und bot Maria Derzschwinewska den Arm.

„Mit tausend Freuden!“

Sie kamen nicht weit, schon auf der Freitreppe wurden sie umringt. Rancourt aber ließ sich nicht abdrängen. Er fühlte, daß er an diesem Tag mit Maria Derzschwinewska der Mittelpunkt werden würde. Er fand das junge Mädchen entzückend; niemand sollte ihm sein Glück aus den Händen winden. Aber Menschenkenner war er doch genug, um sich zu sagen: hier wird mit Überraschungen gearbeitet. Das jugendsprühende Leben an seinem Arm schien noch ahnungslos zu sein. Das war kein Unglück. Im Gegenteil, für Gaston Rancourt würde es heute ein doppelter Genuß werden. Ein

hochmütiges und doch verbindliches Lächeln lag auf seinem hübschen, ein wenig weichen Gesicht. Nach allen Seiten tauschte er liebenswürdige Worte aus, aber Maria Derzschwinewska gab er nicht einmal den Arm frei. Er plauderte mit ihr in ihrer Muttersprache über polnische Musik; die Kapelle spielte Chopin, dessen Genie man in Frankreich vergöttert.

„Sein Name klingt französisch, und diese herrliche Musik klingt auch ganz französisch; sind Sie nicht der gleichen Ansicht, Maria Derzschwinewska?“

„Nein, ganz und gar nicht! Chopin ist eine durchaus polnische Natur.“

„Die doch der französischen sehr ähnelt! Sie können es mir glauben. Und wenn sich französische und polnische Leidenschaft einmal vermählt, es müßte ein Hochgesang werden.“

Rote Flecke brannten auf Maria Derzschwinewskas Wangen. Der Kreis um die beiden hatte sich gelichtet, da sie Polnisch miteinander sprachen, schienen sie sich anscheinend Wichtiges zu sagen; man kannte Rancourts Steckenpferd, was sollte man da hier?

Zur rechten Zeit hatte der Vicomte seine letzten Worte an Maria Derzschwinewska gerichtet, als der Stschourowffsche Hausmeister auf die beiden zukam. „Seine Erzellenz, der Herr Botschafter, wird soeben begrüßt!“

Rancourt führte Maria Derzschwinewska die Freitreppe hinauf. Nicht ganz zufällig trat mit dem Botschafter Monsieur de Mervigny in den Saal. Er hatte sich vor dem Portal mit Anweisungen an seinen Kraftwagenlenker noch so lange aufgehalten, bis Herr v. Iswolsky vorfuhr. So ergab das Zusammentreffen, daß die beiden Herren die Gastgeber, die dem Besuch bis zu der schönen Empfangshalle entgegengegangen

waren, gemeinschaftlich begrüßten. Mlauernd standen die vier in dem Spielzimmer neben dem Saal zusammen.

Der Hausmeister schien bestimmte Befehle zu haben, denn er führte Maria Derzschwinewska und den Vicomte bis vor die Thür und blieb dann mit einer tiefen Verbeugung, nachdem er sie geöffnet, gleich einer Wache an ihr stehen.

Herr v. Iswolsky reichte Maria Derzschwinewska, die sich tief verneigte, die Hand, sagte, indem er dem Vicomte einen lässigen Gruß zunichte, zu Herrn v. Stschourow: „Wie ist es? Kann man die jungen Herrschaften beglückwünschen? Nach meinen Wahrnehmungen neuerlich beim Rennen wäre das wohl anzunehmen. Junge Landsmännin, Sie werden mir wohl am besten die richtige Antwort geben können?“

Die achtzehnjährige Maria Derzschwinewska stand verwirrt, mit Blut übergossen, wortlos da. Mervigny nickte seinem jungen Freunde aufmunternd zu. Der Vicomte verbeugte sich.

„Ich würde glücklich sein, wenn ich mir Hoffnungen machen dürfte!“

Iswolsky sagte mit berechneter Harmlosigkeit: „Das wäre eine Erklärung in vollendetster Form, Maria Derzschwinewska, auf die Sie nun wohl oder übel antworten müssen!“

Das Mädchen blickte hilflos nach ihrer Lante, die ermunternd lächelte. Frau v. Stschourow trat näher und küßte ihre Nichte auf die Stirn: „Mein liebes Kind, ich weiß es ja längst, daß du den Vicomte de Rancourt liebst; gib Seiner Erzellenz Bescheid!“

Maria Derzschwinewska vermochte immer noch kein Wort zu sagen; benommen verneigte sie sich von neuem.

Lachend tippte der Botschafter dem Vicomte auf

die Schulter. „Ich glaube, Sie werden meine schöne Landsmännin schon zum Reden bringen, Vicomte. Ich freute mich schon immer sehr über Sie. Bewöhnen Sie die liebe Maria Derzschwinewska tüchtig. Frau v. Stschourowff, darf ich Ihnen meinen Arm bieten? Wir begrüßen die Herrschaften wohl im Garten und geben die Verlobung später öffentlich bekannt.“

Die Herrschaften entfernten sich, Monsieur de Merzigny trat noch schnell heran und küßte mit feierlichem Gesicht stumm die Hand Maria Derzschwinewskas.

Nachdem sich die Thür hinter seinem väterlichen Freunde und Herrn v. Stschourowff geschlossen hatte, zog Gaston Rancourt Maria Derzschwinewska in seine Arme und küßte sie — bis das junge Blut aufwallte und Kuß um Kuß seiner Lippen erwiderte.

Eine Viertelstunde später ertönte eine Fanfare im Garten, von der breiten Freitreppe herab gab Herr v. Stschourowff die Verlobung seiner Nichte mit dem Vicomte Gaston de Rancourt bekannt.

Überrascht beglückwünschte man das Brautpaar und kam dann bald zu der Überzeugung, nachdem die Jugend ein wenig getanzt hatte, daß dieses Gartenfest nur der Rahmen der Aufsehen erregenden Verlobung war.

Am nächsten Sonnabend bekam im Auswärtigen Amt in Petersburg Stanislaw Felicyan Brassowsky endlich seine Schriftstücke. Er wurde zum Minister geführt, der ihm sagte: „Diese Mappe hier geben Sie, bitte, bei unserer Berliner Botschaft ab, ihr Inhalt ist noch wichtiger als jene Schriftstücke, die Sie mit nach Paris nehmen werden. Hörten Sie übrigens schon, daß die Nichte des Herrn v. Stschourowff sich verlobte? Ich behielt den Namen nicht — doch da liegt ja die Karte,

mit einem Vicomte de Rancourt. Ich bitte Sie, den Herrschaften meine besten Glückwünsche zu übermitteln!"

Brassowsky erbleichte, aber er bewahrte die Haltung. Jetzt fühlte er erst, wie sehr er Maria Derzschwinewska liebte!

Die junge Braut kam in der ersten Zeit nicht zu sich selbst; sie lebte in einem seligen Rausch dahin. Gaston war ein sehr aufmerksamer Bräutigam. Früh wurden ihr schon von ihm Blumen und ein Brief gebracht. Bei seinen zahlreichen Bekannten fuhr er mit ihr vor. Man empfing sie überall mit großer Herzlichkeit. René Mun spielte sich als ein Verzweifelter auf.

Die Damen schlossen sie überall gerührt in die Arme und beglückwünschten sie zu ihrer Wahl. Überall hieß es: Gaston Rancourt sei die große Hoffnung der Royalisten. Selbst der Herzog von Orleans, den diese Kreise als ihren ungekrönten König betrachten und „Sire“ nennen, sprach in einem Briefe an Monsieur de Mervigny seinen Glückwunsch aus, der mit dem vielverheißenden Zusatz schloß, er erwarte von den Rancourts noch große Dienste, wie diese Familie sie von jeher seinen Vorfahren geleistet habe. Da wurde Maria Derzschwinewska noch stolzer auf ihren Bräutigam. Ihr lebhafter Geist ließ sie schnell zu einer französischen Royalistin werden. Als sie mit ihrer Tante über ihre inneren Wandlungen sprach, sagte Frau v. Stschourowff: „Kind, damit warte, bis die Zeit dafür gekommen ist.“

„Gaston wird mit den Jahren der Führer der Royalisten werden. Und dann wird er Polen nicht vergessen.“

Frau v. Stschourowff lächelte nicht einmal. Sie dämpfte aber auch den Eifer ihrer Nichte weiter nicht.

Den Vicomte für seine Stellung in Paris auszunutzen, wenn der wirklich in den royalistischen Kreisen einst eine Rolle spielen sollte, war Sache ihres Mannes. Daß man auf den Verlobten ihrer Nichte allerlei Hoffnungen setzte, geschah wohl nicht grundlos, sonst hätte der russische Botschafter sich nicht für ihn interessiert.

Der Vicomte kam wie immer, um Maria abzuholen. Er wollte sich mit seiner schönen Braut sehen, bewundern, beneiden lassen.

Wenige Tage nach ihrer Verlobung zeigte ihm Maria einen Brief von Madame de Mervigny. „Ich habe noch nicht die Ehre, sie zu kennen, lies, bitte!“

Eine Mutter hätte kaum liebenswürdiger an die Braut ihres Sohnes schreiben können. Daß sie ihrer frommen Denkart Ausdruck gab, war selbstverständlich. Gaston Rancourt dachte im ersten Augenblick nur daran, wieviel ihm die Mervignys nützen könnten. Im stillen hoffte er, bald für Monsieur de Mervigny, wenn dieser etwa in den Senat gewählt werden würde, in dessen Wahlkreis für die Deputiertenkammer sich aufstellen zu lassen; ein günstiger Wahlausgang schien ihm sicher, wenn sein väterlicher Freund ihn empfahl.

„Du kannst dir nicht vorstellen, liebe Maria, wie tief ich den Mervignys anhänglich bin.“

„Das macht dich mir um so lieber!“

Er zog sie an sich und küßte sie, bis ihr die Röthe auf den Wangen brannte und die blauen Augen bligten.

An diesem Tage saß der Vicomte am späten Abend im Arbeitszimmer bei Monsieur de Mervigny und erzählte: „Herr v. Stschourowff übergab mir die Aufstellung der Mitgift meiner Braut; sechshunderttausend Franken bar und zweihunderttausend Franken jährliche Rente

aus dem Grundbesitz. Ich werde nächstes Jahr nach Polen reisen, um mir alles genau anzusehen."

Mervigny erwiderte befriedigt: „Das ist wahrhaftig eine stattliche Mitgift, lieber Gaston! Aber fiel Ihnen nicht auf, daß die Rente aus dem Grundbesitz in gar keinem Verhältnis zu dem aufgesammelten Kapital steht? Für Ihre Braut konnte doch bisher jährlich unmöglich die Summe von zweimalhunderttausend Franken ausgegeben worden sein, ganz abgesehen davon, daß der Vater Ihrer Braut wahrscheinlich noch bares Vermögen hinterließ?"

„Doch, das wäre möglich; man wird Hypotheken getilgt und für Verbesserungen der Güter Geld angewendet haben.“

„Gewiß, das könnte sein! Aber ich hörte nie, daß Herr v. Stschoureff, wenigstens seit er in Paris ist, nach den Besitzungen in Polen gereist sei. Und von Buenos Aires aus, wo er vorher lebte, konnte dies noch weniger geschehen sein. Ich erwähne das nicht, um Mißtrauen zu säen, ich rate nur, daß Sie sich bei Aufsetzung des Ehekontraktes ein Hintertürchen offen lassen. Am besten wäre es wohl, wenn Sie einen Warschauer Anwalt, der die russischen Verhältnisse und Gesetze beherrscht, zu Rate zögen. Nehmen Sie es als Beweis meiner freundschaftlichen Teilnahme, wenn ich zur Vorsicht rate. Russe bleibt Russe. Diese Art, Vormundschaftsgeschäfte zu führen, würde, wenn mein Verdacht zutreffen sollte, nichts Außergewöhnliches sein!"

„Daran dachte ich noch mit keinem Atemzuge. Und die Hochzeit soll schon bald stattfinden.“

„Unter diesen Umständen von seiten der Stschoureffs sehr begreiflich.“

Die Eitelkeit brach bei Gaston Rancourt durch, mehr

noch als die Liebe zu Maria Derzschwinewska. Und der Leichtsin. Wenn die Verlobung schließlich in die Brüche ging? Er würde überall zum Gespött werden. Und kein Mensch in Frankreich hätte es gewagt bei der Sonderstellung, welche die Mitglieder der russischen Botschaft im Lande einnahmen, Herrn v. Stschouross, den Vertrauten des Botschafters, in Paris unmöglich zu machen.

„Ich werde versuchen, mir die Hintertür offenzulassen. Mehr aber wird sich nicht erreichen lassen.“

„Machen Sie das, wie Sie wollen! Ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie auf diese — sagen wir, Merkwürdigkeit aufmerksam zu machen. Im übrigen, lieber Gaston, wenn Sie nächste Woche auf Ihr Schloß reisen, um schleunigst eine Flucht Zimmer für Ihre junge Frau instand setzen zu lassen, so wissen Sie, daß ich Ihnen zur Verfügung stehe. Meine Frau wird dagegen nichts einzuwenden haben, denn ich war geradezu sprachlos, als sie mir schrieb, sie würde in einigen Tagen nach Paris kommen, um nach guter französischer Sitte für Sie den Troussseau, den Sie Ihrer Braut zu Füßen legen werden, einzukaufen.“

„Ich bin auch Madame de Mervigny außerordentlich verbunden!“

Mervigny schüttelte den Kopf. „Ich stehe vor einem Rätsel. Würden Sie ernstlich krank, und sie käme Sie persönlich pflegen, nicht einen Augenblick hätte ich mich gewundert. Wer mir aber gesagt hätte, daß meine Frau mitten im Sommer von ihren Wohltätigkeitsbestrebungen für die Ärmsten nach Paris kommt, um einen kostbaren Troussseau einzukaufen für eine junge Dame, den hätte ich auf der Stelle einen Narren gescholten. Lieber Gaston, rechnen Sie das Madame sehr hoch an!“

Am ersten Nachmittag nach seiner Rückkehr machte Stanislaw Felicyan Brassowsky zur Teezeit Besuch im Stschourowffschen Hause. Herrn v. Stschourowff hatte er seinen Glückwunsch bereits am Morgen in der Botschaft übermittelt. Weder Frau v. Stschourowff noch Maria Derzschwinewska traf er an. Das war ihm lieb. Einen prächtigen Rosenstrauß ließ er mit den besten Empfehlungen zurück.

Als Maria Derzschwinewska Brassowskys Karte und Blumen erhielt, zuckte sie zusammen. In all den Tagen hatte sie keinen Augenblick an ihn gedacht. Sie kam ja aber auch kaum zum Überlegen. Wie sollte sie sich nun zu Brassowsky stellen? Auf einmal empfand sie klar und scharf, daß er sich bestimmte Hoffnungen auf ihre Hand gemacht hatte. Und nun verreiste Gaston übermorgen auf sein Gut. Ein Alleinsein mit Brassowsky würde sich vermeiden lassen. Außerdem war sie bereits von vielen Seiten eingeladen worden für die Tage, die ihr Bräutigam fern von ihr weilen mußte. Und dann würde ja auch Madame de Mervigny kommen!

Zum sprachlosen Erstaunen ihres Mannes, dem sie nicht einmal telegraphierte, kam Madame de Mervigny nach Paris. Als ihr Gatte von den Kennen in Auteuil nach Hause kam, trat sie ihm mit ausgestreckten Händen entgegen: „Gott segne dich, Henri! Ich bin hoch erfreut, daß sich Gaston Rancourt verlobt hat.“

Mervigny küßte seiner Frau beide Hände: „Du wirst entzückt sein von seiner Braut. Ich darf es dir wohl sagen, daß ich ein wenig nachhals. Allerdings war der russische Botschafter mein Verbündeter. Du siehst, Gaston wächst in seine großen Aufgaben hinein. Rußland achtet auf ihn, weil er eine Hoffnung Frankreichs ist!“

Madame de Mervigny kannte diese Redensarten. In ihren Kreisen lebte man ja von der großen Hoffnung, die sich eines Tages erfüllen sollte.

„Da wir, wenn auch nur oberflächlich, mit Stschou-
roffs im Verkehr standen, steht wohl nichts im Wege,
Gastons Braut morgen früh aufzusuchen?“

„Selbstverständlich, meine Liebe. Es ist eine Ehre
für jedes Haus, in das Madame Marguerite de Mer-
vigny ihren Fuß setzt. Ich werde versuchen, Gaston
zu erreichen, damit er dich begrüßt, der liebe Junge!
Übermorgen früh fährt er nach Rancourt.“

„Bitte, tue das, lieber Henri! Und nicht wahr, du
stellst mir eine größere Summe zur Verfügung, damit
ich seine Braut erfreuen kann! Wir haben ja leider
keine Kinder.“

Wieder küßte Mervigny seiner Frau die Hand. „Du
brauchst nur zu befehlen, liebe Marguerite! Unsere
guten Pferde galoppieren dieses Jahr von Sieg zu
Sieg!“ —

Am Abend saßen Mervigny und der Vicomte wieder
zusammen.

„Lieber Gaston, das wird ein teures Vergnügen für
mich,“ sagte Monsieur de Mervigny lachend. „Madame
kann den Troussseau anscheinend nicht kostbar genug
bekommen und hat Ihre Braut noch nicht einmal mit
eigenen Augen gesehen. Auf meine alten Tage fange
ich an eifersüchtig zu werden! Ich freue mich, daß
Madame anscheinend endlich einmal Anwandlungen
hat, die nach dieser Welt schmecken. Aber daran mögen
Sie sehen, wie lieb Sie Madame hat, wie einen eigenen
Sohn. Ihr Testament wird wohl auch einige Bestim-
mungen zu Ihren Gunsten enthalten. Das meine neben-
bei auch, mein Lieber. Ich sage Ihnen das so offen,

damit Sie sich nicht bedrückt fühlen. Sie sind uns beiden wirklich so lieb wie ein eigener Sohn."

"Monsieur de Mervigny, ich bin von Ihnen und Madame immer mit Liebe und Güte überschüttet worden!"

"Mein Gott, wir sind ja erwachsene Menschen, und ich hatte nie nötig, mich über Madame zu beklagen. Sie scheint eine sogenannte ‚große Liebe‘ gehabt zu haben, und die hieß — Louis Vicomte de Rancourt!"

"Mein Vater?"

"Oh, ich vermute nur. Über so etwas spricht man nicht mit seiner Frau. Das wäre töricht. Ich sage Ihnen das heute, weil ich wirklich wünsche, daß Sie sich durch die Güte meiner Frau nicht bedrückt fühlen!"

Um diese Zeit kniete Madame de Mervigny vor ihrem Bettschemel. Keine Mutter konnte herzlicher um das Wohlergehen ihres Sohnes flehen, als sie für Gaston de Rancourts Glück betete.

Für elf Uhr hatte sich Madame de Mervigny bei Stschouroffs angesagt; Gaston Rancourt war anwesend und stellte seine Braut vor. Gerührt wurde sie in die Arme geschlossen.

"Mein liebes Kind! Wir werden gute Freundinnen werden! Ganz gewiß! Gaston ist uns lieb wie ein eigener Sohn! Und nicht wahr, Frau v. Stschouroff, Sie stellen die Braut, während ihr Verlobter abwesend von Paris ist, unter meinen Schutz?"

Das war Frau v. Stschouroff nur angenehm, denn dann ging ihre Nichte Brassowsky aus dem Wege.

"Rührend gut sind Sie, Madame de Mervigny. So ist es in der Welt, man muß sich von den Kindern, von der Jugend trennen, wir hielten Maria immer wie eine eigene Tochter."

„Also, Kind, dann packen Sie mit Ihrer Jungfer das Nötigste. Wir werden viele Einkäufe machen müssen, ich habe Vollmacht vom Vicomte. In kaum drei Wochen soll ja schon Hochzeit sein.“

Stanislaw Felicyan Brassowsky dachte nicht daran, in der nächsten Zeit bei Stschouroffs vorzusprechen. Er ritt im Schritt, mit finstern Gesicht, auf den Parkwegen des Bois. In seinem Innern war er erbittert auf Stschouroffs, die das Spiel abgekartet hatten. Und wer war Gaston Rancourt? Ein eitler, seichter Franzose mit den herkömmlichen glänzenden, äußerlich blendenden Geistesgaben. Daß der Maria Derzschwinewska glücklich machen würde, konnte er nicht glauben. Er kannte das Leben, das diese Leute führten, gut genug, um bitter bei diesem Gedanken aufzulachen. Die Ausnahmen zählten nicht, und Rancourt war sicher keine. Diesen Männern galt die Frau nur als Spielzeug. Zum Spielzeug war Maria Derzschwinewska zu gut. Er konnte nichts tun, als über die Armste zu wachen, und wenn der Vicomte Gaston Rancourt polnisches Blut nicht in Ehren hielt, dann mochte ihm Gott gnädig sein.

Die Zeitungen kündigten, wie es in Paris Sitte ist, die bevorstehende Hochzeit des Vicomte de Rancourt mit dem polnischen Edelfräulein Maria Derzschwinewska in der Kirche Notre-Dame schon längere Zeit vorher an, mit einer Aufzählung aller derjenigen Personen, die der Trauung bewohnen würden; es waren fast alle alten Adelsfamilien Frankreichs vertreten. Lange Abhandlungen brachten sie über den wundervollen Troussseau, den im Auftrage des Vicomte Madame de Mervigny, in deren Palais das Hochzeitsmahl stattfinden

werde, mit auserlesenem Geschmack besorgt habe. Natürlich waren die einzelnen Firmen wiederholt genannt, Toiletten und Matinees ausführlich beschrieben.

Maria Derzschwinewska fuhr mit Madame de Mervigny vor den Geschäften vor und durfte anprobieren. Über alles entschied Madame de Mervigny mit dem Inhaber des Geschäftshauses, die nicht wenig erstaunt darüber waren, was Madame de Mervigny, die sich selbst äußerst einfach zu kleiden pflegte, für einen ausgezeichneten Geschmack entwickelte. Geld schien keine Rolle zu spielen. Zweimal noch mußte sie ihren Mann um beträchtliche Summen bitten. Mervigny sagte bei dieser Gelegenheit: „Mit Freuden, Marguerite, ich nenne dir nur die Summe, damit du dich später nicht wunderst; es sind jetzt fast achtzigtausend Franken, die ich dir aushändigen durfte. Auch ich stellte mich Gaston zur Verfügung für die Instandsetzung seines Schlosses; außerdem richteten wir das Hochzeitsmahl zu zweihundert gedecken. Auch einen Brillantschmuck werden wir der Braut schenken, ich bin auf zweihunderttausend Franken im ganzen gefaßt. Verstehe mich recht, ich rede nur davon, weil auch sonst deine rühmenswürdige Nächstenliebe beträchtliche Anforderungen an mich stellt. Wir werden einige Papiere verkaufen müssen!“

„Es ist eine einmalige Ausgabe, lieber Henri, die nie wieder in unserem Leben nötig sein wird.“

Mervigny versuchte die Stunde zu seinen Gunsten zu nutzen. „Gewiß, dagegen ist nichts zu sagen. Es bleibt mir ein Trost, daß ich mit meinen Pferden dieses Jahr große Summen gewinnen werde. Vielleicht siehst du künftighin diese Dinge auch einmal von der geschäftlichen Seite an!“

Eine Antwort erwartete er von Madame auf diesen

Wink nicht. Sie pflegte in solchen Fällen zu schweigen und nach kurzer Pause das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. Mervigny irrte sich auch diesmal nicht. Madame sagte: „Ich freue mich, daß ich großen Einfluß auf Gastons Braut gewonnen habe.“

„Auch ich freue mich, daß sie jeden Morgen mit dir zur Messe fährt!“

Bei solchen gelegentlichen Aussprachen lag immer ein leiser Spott in Henri Mervignys Antworten. Er konnte es ungestraft tun, Madame führte längst keine Szenen mehr auf. Marguerite setzte sich sogar heute in seinem Arbeitszimmer ihm gegenüber. Das war etwas wunderbar, er war auf eine neue Geldforderung gefaßt. Aber es kam ganz anders. Madame de Mervigny begann: „Wir werden auf Gaston ein wachsameres Auge haben.“

„Erlaube. Er ist kein Kind mehr!“

„Leute mit beweglichem Geiste pflegen nicht immer sehr charakterstark zu sein.“

Das war ein Hieb!

„Seit Jahren lebt er fast beständig unter meinen Augen. Er ist jung, leidenschaftlich, Gott sei Dank, aber ein durch und durch anständiger Mensch!“

Zum maßlosen Erstaunen ihres Mannes schwieg Madame de Mervigny nicht. „Du verstehst mich, Henri.“

Da tat er entrüstet: „Ich vermute es. Wir sind fast fünfunddreißig Jahre verheiratet, da lernt man gegenseitig sowohl die Schwächen als auch die Vorzüge zu beurteilen. Ich habe jedenfalls dir zu danken, daß du meine Vorzüge gelten ließeßt und über meine Schwächen den Mantel christlicher Nächstenliebe gebreitet hast, wie es in einer guten Ehe sein soll!“

„Ich möchte Maria so manche Enttäuschungen, die

wir Frauen leider durchmachen müssen, ersparen. Sie hat noch ein so rührend kindliches Gemüt, das sehr leiden würde, wenn ihr schwere seelische Erschütterungen in der Ehe nicht erspart blieben. Ich habe die Absicht, mit Gaston zu sprechen, falls du es nicht tun willst!"

"Wenn du mit ihm sprechen wolltest, würde der Eindruck gewiß stärker sein!"

"Fast fürchte ich, du hast recht!"

Das war Monsieur de Mervigny denn doch zu viel, er erhob sich, ging im Zimmer auf und ab. "Liebe Marguerite, ich hoffe, du möchtest bald mit den Einkäufen zu Ende kommen, sie scheinen dich sehr nervös gemacht zu haben. Übrigens gar kein Wunder! Ich denke, wir brechen das Gespräch jetzt ab. Entgegenkommen will ich dir aber gern und werde mit Gaston als Mann in grauen Haaren, der auf ein Leben von über sechzig Jahren zurückblicken kann, sprechen! Gründlich, ich verspreche es dir!"

"Ich habe dein Wort, lieber Henri, und danke dir. Aber es wäre nun noch etwas zu besprechen."

Monsieur de Mervigny wollte sich eben wieder setzen, erstaunt blieb er stehen und stemmte die Fäuste auf die grüne Schreibtischplatte. "Noch etwas?"

"Ja! Es fiel mir auf, daß der Sekretär bei der russischen Botschaft, Herr v. Brassowsky, die Einladung zur Hochzeit ablehnte, und zwar in einer Form, die äußerlich zwar unanfechtbar, aber doch nicht verbindlich war. Ohne Angabe von Gründen."

"Nah, ein Russe!"

"Ein Pole, wie mir Maria sagte. Als ich ihr den Brief zu lesen gab, wurde sie verlegen; durch Fragen erfuhr ich, daß sie vorher kameradschaftlich mit ihm verkehrte, häufig mit ihm ausgeritten war."

Mervigny strich ungeduldig mit der flachen Hand über die Schreibtischplatte. „Ja, meine Liebe, mitunter pflegen auch Männer an unglücklicher Liebe zu leiden! Meistens gibt sich das nach kurzer oder längerer Zeit.“

„Vielleicht hast du recht, lieber Henri. Es war auch mein erster Gedanke!“

Mervigny hatte seinen Zweck erreicht. Seine Frau erhob sich. Höflich brachte er sie bis an die Tür, die er ihr öffnete.

Stanislaw Felicyan Brassowsky saß an seinem Schreibtische und las wiederholt ein Schreiben, das ihm am Abend zuvor gesandt worden war.

„Einem Freunde, der nach Deutschland reist, gebe ich diesen Brief mit, er wird ihn dort eingeschrieben an Dich weitersenden. Ich setzte mich mit dem Rechtsanwalt Nowacki in Verbindung, der die Güterverwaltung vieler polnischer, im Auslande lebender Großgrundbesitzer in Händen hat. St. hat dafür einen anderen Anwalt, der die Interessen jener Polen vertritt, die stark nach Rußland neigen. Viel war nicht zu erfahren. Immerhin so viel, daß zweifellos das Vermögen der D. sehr bedeutend sein muß. Die Güter waren nur wenig verschuldet, neue Hypotheken wurden nicht aufgenommen, wohl aber hat man tüchtig Holz aus den Waldungen geschlagen, das meistens für die vielen neuen strategischen Bahnbauten bestimmt war. St. erzielte sehr hohe Preise dafür. Wer kann wissen, wieviel davon in fremde Taschen wanderte? Der Vater D. hinterließ ein beträchtliches Vermögen in Wertpapieren. Nach dem Tod seiner Frau war seine einzige Leidenschaft die Jagd. Gespielt hat er nie, wie mir glaubhaft versichert wurde. St. muß demnach ein sehr beträchtliches Kapital-

vermögen als Vormund übergeben worden sein. Ich hoffe noch Genaueres zu erfahren und werde es Dir auf gleichem Wege mittheilen. Meinerseits darf ich mir wohl die Bemerkung erlauben, daß ich nicht begreife, warum Dich diese Sachlage so beschäftigt, denn die D. verlobte sich, wie ich zu meinem Erstaunen hörte, mit einem Franzosen. Du arbeitest freilich mit St. zusammen. Aber das ist Deine Sache; wie immer kannst Du auf mich zählen. Wenn Du Deine Güter besuchen wirst, laß es mich rechtzeitig wissen.

Dein G. R."

Brassowsky rieb sich die Stirn. Vorläufig vermutete er nur, daß Stschourowffs diese Heirat so sehr betrieben hatten, um einen guten Teil von Maria Derschwineuskas Vermögen in die eigene Tasche stecken zu können. Von Paris aus war es für einen Franzosen schwer, die wahre Lage der Dinge zu beurteilen. Daß man die Heirat so beschleunigte, ließ ihn erst Verdacht schöpfen. Das ganze Verhalten war landesüblich russisch: möglichst schnelle Abwicklung, und dann, wenn sich Zweifel ergaben, die eiserne Stirn aufgesetzt. Dieser Brief war zur rechten Zeit gekommen. Was er daraus ersah, hatte es ihm ermöglicht, Mervignys auf eine Art zu antworten, die sie stutzig machen mußte. Und da er bisher bei ihnen seine Karte nicht abgegeben hatte, mußte er es nun tun. Er mußte empfangen werden und Monsieur de Mervigny vorsichtig beibringen, weshalb er der Hochzeit nicht beiwohnen könne. Das würde nicht leicht sein, denn es handelte sich ja um eines der hervorragendsten Mitglieder der russischen Botschaft, der er selbst angehörte; es bot sich aber kein anderer Weg, um vielleicht die Hochzeit vorläufig hinauszuschieben. Klar war ihm, welche Gefahren dieser Weg auch für ihn barg. Aber dagegen

war Brassowsky gleichgültig. Monsieur de Mervigny pflegte man stets bei den Rennen zu treffen. Morgen liefen einige seiner Pferde in Vincennes, einem Vororte, dort mußte sich ihm Gelegenheit bieten, wenigstens Mißtrauen in Mervignys Herz zu säen.

Als sich Brassowsky auf dem Rennplatz Mervigny näherte, erinnerte der sich an die Worte seiner Frau. Er kannte Brassowsky flüchtig und begrüßte den Polen: „Guten Tag! Ich hörte, Sie wollen dem Hochzeitsfeste in unserem Hause fernbleiben?“

„Leider veranlassen mich zwingende Umstände.“

Mervigny hatte sich gerade geärgert. Eines seiner Pferde, auf dessen Sieg er sicher gerechnet, hatte ihm einen Mißerfolg gebracht. Auch fiel ihm auf, daß Herr v. Brassowsky seine Worte sehr eigenartig betonte. Wenn jemand in Paris Bescheid wissen konnte, wie die Vermögensverhältnisse von Gastons Braut lagen, mußte er es sein. In diesen Gedanken unterbrach Mervigny den Botschaftssekretär rasch, schob seinen Arm unter den des Diplomaten und ging mit ihm abseits.

„Darf ich Sie fragen, die Verhältnisse von Fräulein v. Derzschwinewska sind wohl sehr gut?“

Brassowsky sah ihn überrascht an: Wenn er recht hörte, klang Mißtrauen aus dieser Frage. Harmlos erwiderte er: „Sehr gut dürfte selbst für französische Begriffe nicht genug sein — meines Wissens muß man sie außerordentlich günstig nennen.“

„Mein lieber Herr v. Brassowsky, wirklich? Soweit ich davon weiß, soll die Vermögenslage sehr annehmbar, aber nicht übertrieben gut sein. Einer Jahresrente von ungefähr zweihunderttausend Franken aus den Gütern stehen leider nur sechshunderttausend Franken an Wertpapieren als Kapitalvermögen gegenüber. Es ist wirk-

lich so, Herr v. Brassowsky; ich glaube, ich bin sehr gut unterrichtet, trotz des ungläubigen Gesichtes, das Sie machen!"

Brassowsky warf den Kopf in den Nacken: „Monsieur de Mervigny, ich bitte mich nicht mißzuverstehen. Herr v. Stschoureff ist über jeden Verdacht erhaben, selbst die Annahme, daß man ihn als Vormund betrogen habe, wäre gewagt.“

„Ich bitte Sie, bei den weiten Entfernungen, und dann lebte Herr v. Stschoureff doch lange in Buenos Aires.“

„Trotzdem! Aber ich bedaure aufrichtig, daß ich den Hochzeitsfeierlichkeiten nicht beiwohnen kann, es ist mir unmöglich. Den Herrschaften in den nächsten Tagen meinen Besuch zu machen und mich für die lebenswürdige Einladung bei Madame de Mervigny zu bedanken, wird mir eine sehr angenehme Pflicht sein. Man sieht fortgesetzt nach uns; um kurz zu sein, ich möchte, falls sich bei dem Herrn Vicomte Bedenken einstellen sollten, nicht in irgendwelchem Zusammenhang damit genannt sein; ich darf mich wohl empfehlen? Im übernächsten Rennen läuft ja noch eines Ihrer Pferde, Monsieur de Mervigny, ich möchte Sie nicht Ihrer Zeit berauben.“

Liebenswürdig und doch förmlich zogen die beiden Herren die Hüte und trennten sich.

Brassowsky lehnte sich an eine der weißgestrichenen Barrieren, brannte sich eine Zigarette an und blies den Rauch vor sich hin. Das war ja viel besser gegangen, als er hatte ahnen können. Er würde sicher empfangen werden, wenn er im Palais Mervigny seine Karte abgab, und bis dahin würde auch das Mißtrauen Rancourts wach geworden sein.

Gaston Rancourt kam fast jeden zweiten Tag von seinem Schlosse für den Abend nach Paris. Es war so viel zu besprechen und einzukaufen. Zwar hatte er die Instandsetzung und Einrichtung einem weltberühmten Hause für eine sehr große Summe, zu der Monsieur de Mervigny einen bedeutenden Beitrag geleistet hatte, übergeben. Es stellten sich aber immer wieder neue Wünsche heraus, auf die der Inhaber dieses großen Geschäftes bereitwillig unter entsprechender Erhöhung des Preises einging. Diese jungen Herren, die ein Haus für ihre junge Frau einrichteten, verstand dieser Monsieur Broffart wunderbar zu behandeln. Bald sprach er von dem erlesenen Geschmack des verstorbenen Königs Leopold von Belgien, dem er eine Flucht Zimmer, die im Bau ganz ähnlich wie die in Rancourt gelegen, eingerichtet hätte, bald hatte der Fürst von Monaco sich vertrauensvoll wegen der Ausstattung des Festsaales an ihn gewendet; er habe da eine Wirkung erzielt, die das Entzücken aller geworden sei. Allerdings, bei dieser Gelegenheit, in der kurzen Zeit, ob da dies oder jenes noch zu beschaffen oder fertigzustellen sei, erschien ihm fraglich, aber man könne es ja versuchen, wenn Monsieur le Vicomte sich entschließen würde, ein Aufgeld zu bewilligen. Ein Angestellter der Firma müsse sich sofort nach London begeben oder Nacharbeit müsse geleistet werden, und was für so hochstehende Leistungen von den Arbeitern für Löhne gefordert würden, grenze an das Unglaubliche.

Monsieur Broffart wußte sehr genau, daß hinter Rancourt der Reichtum der Mervignys stand.

Nach solchen Besuchen empfahl sich Gaston Rancourt, warf sich mit einem tiefen Atemzuge in den wartenden Kraftwagen, der ihn zu seiner Braut bringen sollte.

Wie war das Leben schön! Maria Derzschwincwska empfing ihn mit ausgebreiteten Armen, überschüttete ihn mit tausend Rosenamen und wollte dann alle Einzelheiten der Einrichtung wissen. „Das wirst du alles sehen — und besitzen, wenn du Madame la Vicomtesse geworden bist. Oh, du wirst staunen!“

Selbst auf Madame de Mervignys sonst so ernstem Gesicht lag eine Milde, um ihre schmalen Lippen sogar oft ein Lächeln, das rührend herzlich ausah. Auch ihr Mann war fröhlich und scherzte: „Nun, wie oft habt ihr euch heute schon gezannt? Noch immer nicht? Na, na, ihr gesteht nur die Wahrheit nicht! Die ersten Jahre in jeder Ehe sind Kriegsjahre, aber man zählt sie nicht doppelt.“

Maria verzog die Lippen, um ihr Lachen zu verbergen: „Ich kann mir unmöglich vorstellen, daß Madame de Mervigny Ihnen jemals Grund gab, sich über sie zu beklagen!“

„Gott bewahre! An allem sind immer wir Männer schuld. Gaston, wenden Sie sich in solchen Fällen vertrauensvoll an mich, Madame wird sich Ihrer hübschen Frau erbarmen, zweifellos wird dann der eheliche Frieden in kürzester Frist hergestellt sein.“

Ritterlich ergriff dann Monsieur de Mervigny die Hand von Madame und küßte sie. Madame duldete das in neuester Zeit sehr gern.

Wenn die Damen zur Ruhe gegangen waren, saßen die Herren stets noch ein, zwei Stunden bei einer Mouton Rothschild im Arbeitszimmer Monsieur de Mervignys. Gaston Rancourt erzählte von der Neueinrichtung des Schlosses, daß auch Park und Fasanerie in Ordnung gebracht würden, und seufzte zum Schluß darüber, welch ein Heidengeld dies alles kosten werde. Zog er

ein Bündel Rechnungen dazu aus der Tasche, so wußte sein väterlicher Freund, was seiner harrte. Bisher hatte er dazu nur geschmunzelt. Als aber heute der Vicomte wieder in die Brusttasche griff, machte Mervigny ein langes Gesicht und strich sich mit unwölkter Stirn den grauen Spitzbart glatt: „Mein lieber Gaston, verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche. Heute verstärkten sich meine Verdachtsgründe wegen der Mitgift Marias sehr wesentlich. Ein Zufall führte mir Herrn v. Brassowsky über den Weg.“

„Ach, den plagt die Eifersucht!“ erwiderte Rancourt.

„Möglich. Eifersüchtige pflegen aber in ihren Handlungen von großer Gründlichkeit zu sein. Er lehnte die Einladung zur Hochzeit höflich, aber ungemein bestimmt ab.“

„Er hat in unseren Kreisen auch nichts zu suchen!“

Das klang so hochfahrend, daß Mervigny ärgerlich wurde. Sein Schüßling schien in der letzten Zeit sehr übermütig geworden, ein kleiner Dämpfer würde ihm nicht schaden. „Sagen Sie das ja nie zu jemand anderem. Es könnten ernste Unannehmlichkeiten für Sie daraus entstehen. Diese Hinterwäldler pflegen tüchtige Jäger zu sein, verstehen also mit den verschiedenen Schießweisen gut umzugehen. Ich rate Ihnen, vorsichtig zu sein, auch aus höheren Gründen. Als ich Herrn v. Brassowsky auf den Zahn fühlte und sagte, Maria wäre sehr reich, zog er ein geradezu spöttisches Gesicht; als ich ihm dann erzählte, was Ihnen Herr v. Stschourowff über die Mitgift gesagt, und als ich ihm — sehr vorsichtig —, lieber Gaston, zu verstehen gab, daß dann nicht alles stimmen könne, Marias Vormund womöglich gar von Dritten betrogen worden sein müsse, wurde er fast grob und verabschiedete sich förmlich von mir;

ich befand mich in dem Augenblicke wirklich in einer etwas üblen Lage, die Herr v. Brassowsky sofort sehr geschickt zu mildern verstand, indem er mir sagte, er werde in den nächsten Tagen sich erlauben, bei Madame und mir seine Karte abzugeben."

Der Vicomte nagte peinlich berührt an seiner Unterlippe. Als Mervigny geendet, lief ein Zucken über sein Gesicht. Er fürchtete nichts mehr als öffentliches Aufsehen oder gar Spöttereien, das wäre das Schlimmste, was einem Franzosen widerfahren kann, denn es verletz seine Eitelkeit.

"Wagt er irgendwelche Andeutungen zu machen, werde ich mit Stschouroff sprechen."

"Das wäre mehr als ungeschickt."

"Wenn die Hochzeit vorüber sein wird, ist es noch immer Zeit, mich um die Güter meiner Frau zu kümmern, Monsieur de Mervigny. Und zwar mit allem Nachdruck!"

"Ganz meine Ansicht! Ich rate Ihnen deshalb, eine Abrechnung vor der Hochzeit zu vermeiden. Vor einigen Tagen war Frau v. Stschouroff bei Madame und ließ im Gespräche fallen, daß Herr v. Stschouroff, da er gleich nach der Hochzeit nach Contrereville abzureisen gedenkt, mit Ihnen abzurechnen wünscht. Aus Andeutungen ging hervor, daß man sehr genau von Ihren nicht glänzenden Vermögensverhältnissen unterrichtet ist!"

"Meine Schritte müßte ich abhängig machen von der gütigen Hilfe, die Sie mir in geradezu väterlicher Weise bisher erwiesen, Monsieur de Mervigny. Meine Dankbarkeit wird nie erlöschen."

Ernst wehrte Mervigny ab, lehnte sich in seinem Sessel zurück und betrachtete Rancourt. Es war ihm bisher nie so aufgefallen, aber seine Frau hatte recht,

Gaston hatte ein sehr weiches, leichtsinniges, hübsches Gesicht. Ein ausgeglichener Mensch war Gaston jedenfalls nicht; in seinem Alter, bei seinen Gaben, durfte man mehr erwarten.

„Überlassen Sie es mir, durch Herrn v. Drassowsky zu erfahren, was ich herausholen möchte, und was er anscheinend an den Bräutigam Maria Derzschwinewskas bringen will; ich muß davon sogar meine weitere Hilfe abhängig machen. Vorläufig, lieber Gaston, denken Sie anscheinend nur an morgen, nicht an übermorgen. Sie wollen auf Rancourt einen großen Haushalt führen, der erfordert beträchtliche Mittel. In Paris werden Sie aber auch eine Stätte haben wollen. Bedenken Sie das alles richtig, dann dürften bald nicht nur die sechshunderttausend Franken Vermögen verbraucht sein, auch die Jahresrente aus den Gütern Ihrer Frau würde höchstens bis zum April reichen; kommen dazu die Mittel, die Ihnen zur Verfügung stehen, samt Ihren literarischen Einnahmen, so werden am ersten Juni die Kassen leer sein. So darf man keinen Haushalt gründen, sonst vergeht die Herrlichkeit schnell. Da ist Madame viel gründlicher, sie kaufte für Ihre Braut Wäsche, die für zehn Jahre reichen kann. Nur schade, daß sie bald nicht mehr modern sein wird.“

Gaston Rancourt stieg das Blut zu Kopf. Mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand klopfte er heftig auf den Tisch.

„Ich werde mir von Herrn v. Etschoureff nichts vormachen lassen, die Abrechnung wird mit aller Gründlichkeit geschehen, und zwar erst nach der Hochzeit. Die Sache hinzuziehen, wird mir nicht unmöglich sein. Und da ich mich keinesfalls mit Herrn v. Drassowsky in Auseinandersetzungen einlassen kann, wäre ich Ihnen

sehr dankbar, Monsieur de Mervigny, wenn Sie das undankbare Geschäft übernähmen."

Der streckte ihm die Hand entgegen.

"Gut, lieber Gaston! Und was brauchen Sie dringend?"

"Fünfundzwanzigtausend Franken!"

"Das sollen Sie haben, aber nun halten Sie zurück, wir beide sind leider keine Rothschilds und Vanderbilts."

Brassowsky ließ seine Worte auf Monsieur de Mervigny einige Tage lang wirken; aber er blieb inzwischen nicht untätig und handelte rasch entschlossen. Er schickte einen der jüngeren Unterbeamten der russischen Botschaft, dem er vertrauen durfte, am nächsten Mittag mit einem Briefe nach Warschau zu seinem Freunde G. R. Mit dem Nordexpress dauerte die Fahrt vierundzwanzig Stunden. Das kostete ihm außer der Fahrkarte erster Klasse dreitausend Franken. Hatte der Brief Wirkung, nun, dann konnte es vor der Hochzeit noch allerlei Hindernisse geben. Von seinem Warschauer Freund durfte Brassowsky erwarten, daß er die richtigen Wege einschlagen würde. Schon vier Tage nach der Abfahrt des Boten nach Warschau standen in den gelesensten Blättern von Paris große, echt gallisch überschwenglich gehaltene Abhandlungen über die in wenigen Tagen stattfindende Hochzeit Maria Derzschwinewskas mit dem Vicomte Gaston de Rancourt. Der Schluß eines solchen Aufsatzes lautete: „Wie uns aus Warschau telegraphisch von sehr unterrichteter Seite gemeldet wurde, ist Fräulein Maria de Derzschwinewska nicht nur die Herrin großer Güter bei Komsha, sondern auch glückliche Besitzerin von mindestens vier Millionen

an barem Kapital. Da die junge, bildhübsche Braut standesgemäß, aber doch nicht übermäßig luxuriös erzogen wurde, so ist durchaus nicht anzunehmen, daß auch nur die Zinsen ihres Vermögens völlig verbraucht worden wären; zu allem kommen noch die hohen Renten von den Gütern, die der russische Botschaftsrat, der von uns verehrte und in Paris sehr bekannte Herr v. Stschouroff, geradezu musterhaft als Vormund für seine Nichte anzulegen verstand. Allein der von ihm glänzend eingerichtete Forstbetrieb brachte Millionen ein. Der russische Staat war der Hauptabnehmer der Hölzer für den Bau seiner vielen neuen strategischen Bahnen in Polen, die gegen Deutschlands Machtgelüste gerichtet sind, wozu auch Frankreich seinen Reichtum mit Freuden als russische Anleihe zur Verfügung stellte. Nun kehrt davon ein kleiner Teil zu uns zurück und mit ihm eine junge Frau von hinreißendem Liebreiz und großer Schönheit, die wir mit aller nur uns möglichen Liebenswürdigkeit als Französin begrüßen.“

Als Brassowsky das las, nickte er befriedigt. Die Artikel mußten ihre Wirkung tun. Herr v. Stschouroff und seine Frau würden einen ungemütlichen Morgen haben; er war auf das Gesicht des Botschaftsrates gespannt, wenn der ihm heute mittag begegnete.

Frau v. Stschouroff sagte bissig: „Das haben wir Brassowsky zu danken.“

„Beweise ihm das doch, liebe Stasia!“

„Das wird deine Sache sein.“

„Hätten wir länger Zeit, so würde mir das wohl gelingen; in einer knappen Woche wird es unmöglich sein. Versuchen werde ich alles.“

„Es muß dir möglich sein. Sofort! Heute noch!“

„Ich verstehe deine Erregung nicht. So schlimm

stehen die Dinge gar nicht. Das Rauschen im Blätterwalde verweht sehr schnell, und man wird zur rechten Zeit das Gerücht verbreiten können, daß Rancourt bei seinen guten Beziehungen zu den Schriftleitungen diesen Weibrauch in die Zeitungen brachte, sei es aus Eitelkeit oder um seine Lage aus bestimmten Gründen besser zu schildern, als sie in Wirklichkeit ist."

"Und wenn die Hochzeit im letzten Augenblicke . . . Ich wage nicht daran zu denken!"

"Davon kann gar keine Rede sein. Der russische Botschafter gab der Verlobung seinen Segen, der russische erste Botschaftsrat ist der Vormund der Braut, da sinkt ganz Frankreich in die Knie. Vergiß nicht, daß der reiche Monsieur de Mervigny hinter Gaston Rancourt steht; er stürzte sich in große Unkosten, er hat an unserem zukünftigen Neffen einen Narren gefressen; solche Leute ertragen alles, nur keinen öffentlichen Skandal. Beruhige dich, Stasia, und überlasse mir alles weitere. Sollten dir Gaston oder Mervignys beschwerlich fallen, so bitte ich dich, sie nicht tragisch zu nehmen."

"Ja, aber die Abrechnung? Auf deinen Wunsch drängte ich ja zur Hochzeit."

"Du wirst ihnen erklären, daß sie erst später erfolgen kann, wenn ich meinen Erholungsurlaub von zweieinhalb Monaten hinter mir habe; vergiß nicht, es darf sich nicht das leiseste Mißtrauen zwischen mich, meine Nichte und ihrem zukünftigen Gatten einnisten. Die Abrechnung muß so gründlich vorgenommen werden, daß ich lediglich wegen dieser törichten Schreibung mich gedrängt fühle, Posten für Posten selbst an Ort und Stelle, das heißt in Warschau und auf den Gütern, zu prüfen."

Frau v. Stschourowff sah ihren Mann nur mit einem

langen Blicke an. Er lachte. „Sonderbare Wesen bleibt ihr Frauen doch! Ihr mögt noch so klug sein, im Augenblick, in dem ihr fürchtet, den Boden unter den Füßen zu verlieren, endet alle Besonnenheit. Du fürchtest für dein Bleiben in Paris und siehst Gespenster am hellen Tage; das ist unnötig, man kann mich hier auf Jahre nicht entbehren, denn die Lage ist gespannter als je.“

„Michael Swanowitsch, wir stehen am Anfang eines Skandals!“

„Nein, du irrst. Aber solltest du wider Erwarten recht haben, würde ich, ohne mich in besondere Unkosten zu stürzen, Herr darüber werden.“

Im Gesandtschaftsgebäude traf Brassowsky mit Herrn v. Stschourowff zusammen. Der Botschaftsrat schüttelte ihm die Hand. „Sie ließen sich lange nicht bei uns sehen?“

„Ich fürchtete, zu stören. Vor einer Hochzeit pflegt jede Familie kaum für sich selbst Zeit zu haben.“

Stschourowff lachte. „Sie täuschen sich in unserem Falle. Die Mervignyschen Herrschaften nahmen ja meine Nichte jetzt schon bei sich auf. Meiner Frau fehlt das junge Wesen sehr. Ich kann mich ihr nicht widmen, wie ich gern möchte, denn ich muß mir augenblicklich meinen Urlaub im Schweiß meines Angesichts verdienen. Dann will ich auf ärztlichen Rat aber ausruhen. Sie tun ein gutes Werk, wenn Sie sich bald bei uns zeigen.“

Mit einem freundlichen Nicken empfahl sich Herr v. Stschourowff und ging in sein Arbeitszimmer.

Brassowsky durchschaute die Absicht des Botschaftsrates. Es war ein Klugheitsgebot, sich vor der Abreise der Herrschaften noch einmal sehen zu lassen. Entweder ging er nicht allein hin, oder nur, wenn er sicher sein durfte, Frau v. Stschourowff nicht anzutreffen. Daß man

ihm einen Strick zu drehen suchte, war nicht zu bezweifeln. Erkundigungen bei den Schriftleitungen, die jene Nachricht gebracht hatten, würden zu keinem Ziel führen; der Korrespondent, der sie nach Paris gedrahtet hatte, stand mit beiden Füßen im großpolnischen Lager. Selbst wenn Herr v. Stschouroff später die Wahrheit erfahren würde, so war das doch in den nächsten acht Tagen unmöglich. Für heute nachmittag war Braszowski versagt, er gab seine Karte im Mervignyschen Palais ab und wurde empfangen.

Monsieur de Mervigny bekam an diesem Morgen von einem Prinzen Ligny die erste Nachricht. Der Prinz fragte ihn: „Haben Sie die Zeitungen schon gelesen, Henri Mervigny? Nicht! Dann holen Sie es nach. Wahrhaftig, Gaston Rancourt ist ein Glückspilz. Eine schöne junge Frau und solche Reichtümer dazu!“

Mervignys Wangen röteten sich beim Lesen. Das war ein Hieb auf Stschouroffs! Woher er kam, darüber war gar kein Zweifel möglich. Alle Augenblicke wurde er vom Diener an den Fernsprecher gerufen. Es wurde ihm zu viel. „Sagen Sie, Monsieur sei nicht da, und hängen Sie den Hörer ab!“

Lange saß er an seinem Schreibtisch, den Kopf in beide Hände gestützt, dann nahm er die Zeitung und ging zu seiner Frau. Sie war, Gott sei Dank, allein. Nicht einmal soviel Zeit nahm er sich, ihr die Hand zu küssen. „Guten Morgen, liebe Marguerite, bitte, lies! Hier, lies das zuerst. In acht Blättern steht, wenigstens dem Sinn nach, dasselbe!“

Die Lorgnette an den Augen, überflog Madame de Mervigny die Zeilen. „Das ist sehr erfreulich für Gaston,“ sagte sie gelassen.

„Wenn es Tatsache wäre, meine Liebe! Vielleicht

verhält sich alles so, aber Gaston wird diesen Reichtum sehr verkümmert bekommen. Ich fürchte, diese Schreiberi wird ihn verrückt machen. Die Leute werden ihm noch mehr auffschwätzen als bisher und selbstverständlich mit erhöhten Preisen. Am Ende werden wir das Vergnügen haben, alles zu bezahlen. Eine öffentliche Blamage kann ich unmöglich erleben. Es wird ein gräßlicher Aderlaß werden. Oder willst du vielleicht erleben, daß die Pariser Gamins mit Fingern auf mich zeigen, daß man mich in der Deputiertenkammer lächerlich macht? Da sitzen Leute, die mir manche Antwort schuldig blieben, die nur darauf lauern, mich zu fassen."

Madame blieb ruhig. „Man wird den Vormund Marias auffordern, Gaston volle Klarheit zu geben."

Monsieur de Mervigny lächelte.

„Aber das ist doch selbstverständlich," fuhr Madame fort. „Im Notfall müßte die genaue Abrechnung erzwingen werden!"

„Du vergißt, daß wir es mit Russen zu tun haben."

„Wenn du Gaston beistehst?"

„Liebe Marguerite, deinetwegen habe ich das schon zu reichlich getan, vom Tage an, da Gastons guter Vater Louis starb. Oh, beherrsche dich doch, bitte. An Tränen bin ich bei dir, tausend Dank sei Gott, schon lange nicht mehr gewöhnt!"

„Maria wird die Zeitungsnachrichten lesen," sagte Madame de Mervigny und trocknete sich die Augen.

„Das würde gar nichts schaden. Jedenfalls werde ich heute nachmittag zu Hause bleiben, und ich bitte dich, bleibe auch du hier. Wir wollen gemeinschaftlich Herrn v. Brassowsky empfangen, der heute sicher seine Karte abgeben wird. Maria möge irgendwohin gehen, meinethalben zu ihrer Tante Stschouroff. Was ich

wissen will, das laß mich aus dem Polen allein heraus-
holen."

Monsieur de Mervigny irrte sich nicht. Brassowsky kam und wurde empfangen. Gleich nachdem er Madame die Hand geküßt, sich bedankt hatte für die Einladung zur Hochzeit, kam das Gespräch auf den Inhalt der Morgenzeitungen. Brassowsky sagte nach einigen allgemeinen Sätzen: „Monsieur de Mervigny, diese Nachrichten verpflichten mich zu doppeltem Danke für den Empfang. Durch unser Zusammentreffen neulich in Vincennes . . ."

„Aber ich bitte Sie!"

„Verzeihung, ich möchte nicht mißverstanden werden! Für mich besteht kein Zweifel, daß Herr v. Etschouroff nun erst recht Klarheit schaffen wird."

„Selbstverständlich! So handelt unter solchen Umständen jeder Ehrenmann. Monsieur de Brassowsky, können Sie sich nicht noch entschließen, unserer Einladung Folge zu leisten?"

Der Botschaftssekretär wandte sich mit ernstem Gesicht an Madame de Mervigny. „Ich würde es sehr gern tun. Vielen Dank! Aber man kann im Leben in Lagen kommen, in denen man sich aus persönlichen Gründen ganz außerstande fühlt, sich nachträglich anders zu entscheiden. Ich wage es, so offen zu sein, weil ich die Auszeichnung zu würdigen weiß, von Ihnen empfangen zu werden."

Madame ließ einen Augenblick die Lider mit den schönen langen Wimpern sinken, ihre schmalen Lippen preßten sich aufeinander. Sie wußte, wie unter solchen Umständen ein Mensch leiden konnte, denn sie war auf der Hochzeit des Vicomte Louis de Mancourt zugegen gewesen. Vierzehn Tage später hatte man ihre Ver-

lobung mit Louis Rancourts bestem Freund, Henri de Mervigny, gefeiert. Leise antwortete sie: „Von dem, was Monsieur uns eben zu sagen die Güte hatte, wird kein Wort aus diesem Zimmer dringen!“

Schnell erhob sich Brassowsky, er fühlte, daß Mervigny ihn beobachtete: „Darf ich Madame und Monsieur meinen Dank zu Füßen legen und mich verabschieden?“

Monsieur de Mervigny sprach die Hoffnung aus, daß sich der russische Botschaftssekretär im kommenden Winter öfters in seinem Palais sehen lassen werde.

„Wenn Madame die Gnade haben wird, mich willkommen zu heißen!“

„Herzlich willkommen sogar, Monsieur de Brassowsky!“

Er empfahl sich und schüttelte den Kopf. Merkwürdig war Madame de Mervigny zu ihm gewesen, äußerst merkwürdig! Er konnte sich keinen Reim machen! . . .

Henri Mervigny betrachtete mit hochgezogenen Augenbrauen, die Hände in den Hosentaschen, die Bildnisse seiner Ahnen, die in dem großen, im Stile Ludwigs XVI. eingerichteten Empfangsalon seiner Frau hingen. Madame sah sich ihre Fingernägel an und faltete die Hände: „Mir gefiel dieser Herr v. Brassowsky ausgezeichnet.“

„Kein Wunder!“

„Wie meinst du das, lieber Henri?“

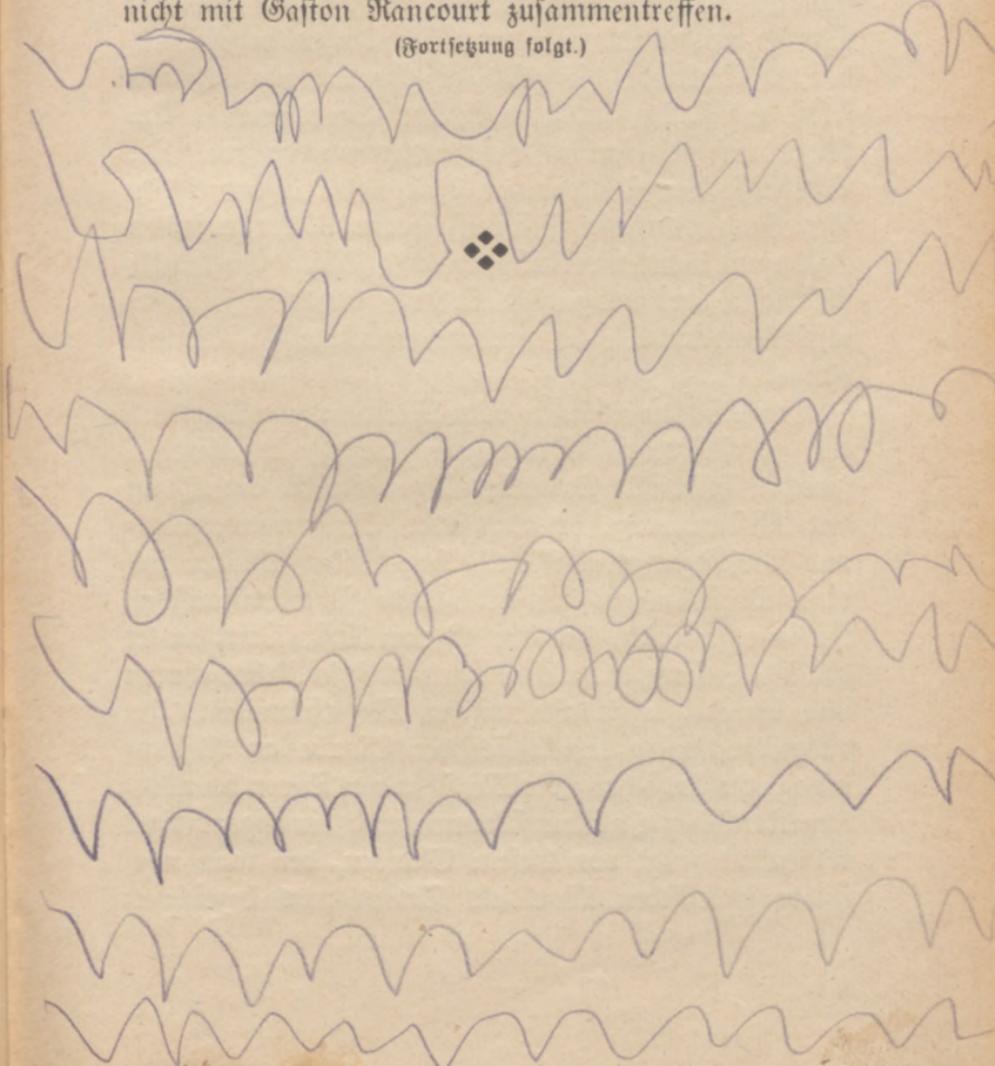
„Nun, weil er ein Unglücklicher ist. Und der Unglückliche, dessen du dich nicht erbarmen würdest, müßte erst noch geboren werden. Jedenfalls darf ich wohl um deine Meinung bitten, liebe Marguerite, ob du dich mehr zu Gaston Rancourt oder zu diesem Polen hingezogen fühlst. Ich muß das unbedingt unserer großen Geldopfer wegen wissen!“

Madame erwiderte leise: „Du weißt selbst, was ich fühle.“

Sie senkte leicht den Kopf, rauschte zur Tür hinaus und warf sich in ihrem Betstuhl auf die Knie.

Monsieur überlegte, wie er den weiteren Nachmittag und Abend verbringen könne, vor Mitternacht kam er keinesfalls heim, denn er wollte heute nicht mehr mit Madame, mit Maria Derzschwinewska und erst recht nicht mit Gaston Rancourt zusammentreffen.

(Fortsetzung folgt.)



Totemismus bei den Naturvölkern

Von E. Arriens

Mit 12 Bildern

Erst im vergangenen Jahrhundert ist die Völkerkunde zu einer besonderen Wissenschaft herangewachsen, seit erkannt wurde, daß bei den verschiedenen Naturvölkern sich Entwicklungsformen lebendig erhielten, die auf manches Vergangene und in unserer heutigen Kultur nicht mehr ohne weiteres Verständliche aufklärendes Licht werfen. Nach Schillers Worten machen wir von dem Gedanken der vergleichenden Völkerkunde die nützliche Anwendung auf uns selbst und stellen aus dem Spiegel die verlorenen Anfälle unseres eigenen Geschlechtes wieder her. Die Ergebnisse der Völkerkunde deckten die eigenartigsten Beziehungen auf, die einst verschiedene Völker in fernen Zeiten mit inander verknüpften, und selbst in die dunkle Geschichte der entlegensten Erdteile brachten sie überraschende Einblicke in vorher ungeahnte Zusammenhänge.

Im Wechselverhältnis vom Menschen zum Tier und den verschiedenen Deutungen dieser Beziehungen sprechen sich uralte Gedankengänge über die Entstehung und Abstammung, ja auch über Seelenwanderungs- und Verjüngungslehre aus. Am reinsten erhielten sich diese Vorstellungen bei nord- und südamerikanischen Indianerstämmen, bei den Negern Australiens, unter den Melanesiern, den nichtarischen indischen Urbewohnern und bei einigen südafrikanischen Negerstämmen. Am ausgesprochensten erhielt sich der Glaube an Abstammung oder Entstehung der Menschen aus Tieren bei nordamerikanischen Indianerstämmen und ein eigenartiger Ahnenkult zeugt von diesem Glauben, den man nach einem iroquesischen Wort als Totemismus bezeichnet.

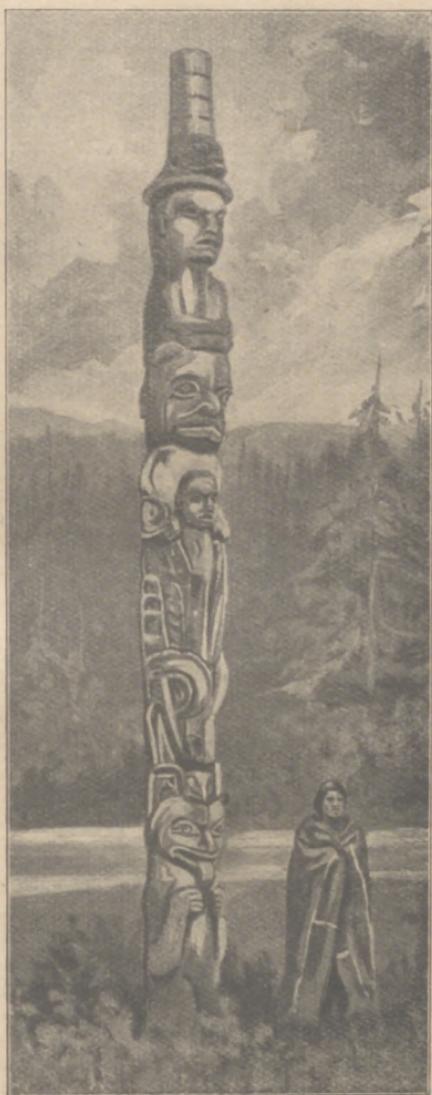


Indianerhäuser mit totemistischen Symbolen.

Darüber schreibt Georg Buschan in seinem Werk „Die Sitten der Völker“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft): „Unter einem Totem wird ein bestimmtes Tier — viel seltener eine Pflanze — verstanden, zu dem sein Besitzer in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu stehen glaubt, das er für seinen Ahnherrn hält. Die Bilder des Totems, meist ein Bär, Wolf, Adler, Kabe, Biber oder Walfisch, werden auf allen möglichen Gebrauchsgegenständen, Werkzeugen, Booten und Häusern in Malerei oder bildnerischer Arbeit angebracht, ja selbst auf den Körper tätowiert. Vor den Häusern der Häuptlinge werden mächtige bis zu zwanzig und mehr Meter hohe, längsgeteilte Stämme aus Zedernholz errichtet, die auf ihrer Rundseite mit allerhand Tieren in Schnitzarbeit bedeckt sind. Solche Darstellungen beziehen sich auf den Ahnherrn und die verschiedensten Totentiere des Stammes; das oberste Bild gibt das Totentier des Besitzers, das zunächst darunter folgende das seiner Frau wieder.“ . . . „Auch der ‚Clan‘, der Stamm als Ganzes, sieht in einem Totentier seinen Ahn und leitet seine Herkunft von einem Menschen ab, der als Zwillingbruder des Tieres geboren wurde.“ Die Gesellschaft ruht auf dem System der Totems, der Geschlechter, die sich durch ihre Sinnbilder unterscheiden. Jedes Trokesenvolk war in acht „Clans“ geteilt, die sich durch die Totems: Wolf, Bär, Biber, Schildkröte, Reh, Schnepfe, Reiher und Falke unterschieden. In alter Zeit durften sich die Glieder der ersten vier Geschlechter nur mit denen der letzten vier ehelich verbinden. Kein Mann darf sein Totentier — das lebendige Geschöpf — verletzen; er muß ihm höchste Ehrerbietung entgegenbringen. Wenngleich die Kinder das Totem ihres

Vaters übernehmen, so achten sie doch das ihrer Mutter nicht minder hoch, und zwar noch mehrere Menschenalter hindurch. So würde ein Mann, dessen Großmutter väterlicherseits eine giftige Schlange als Totentier besaß, falls er sähe, daß jemand eine Schlange aus dieser gleichen Gattung tötete, diese aus Achtung begraben, denn sie ist der Tot (Geist) der Mutter seines Vaters. Kein Mann wird das Totentier seiner Frau, nie eine Frau dasjenige ihres Mannes verzehren."

Wenn es auch seltener geschieht, daß Geschlechter ihre Herkunft auf Pflanzen zurückführen, so finden sich doch Beweise



Stammbaum einer Familie mit
Bärentotem.

dafür in Südamerika, bei Australnegern, Melanesiern und afrikanischen Eingeborenen. Glaubt ein australischer Stamm von einer Akazie abzustammen, so nennt ein anderer das Geißblatt Vater und Bruder und nach der Sage bildete Pandal, der australische Kulturbringer, die ersten Menschen aus der Rinde eines Baumes. Keri erzeugte die ersten Bakairis, indem er sie aus Holz schnitzte. Auch in der germanischen Mythologie schufen die Asen, die großen Götter, aus einer Esche den Mann Ask und das Weib Embla aus einem Erlenbaum. Gedanken über solche Abstammung aus Pflanzen und Bäumen finden sich fast bei allen alten Kulturvölkern der Erde, auch in Europa.

Der Totemismus übt auf die soziale Gestaltung der Naturvölker den größten Einfluß, vor allem auf das Ehegesetz. Stämme, welche gleiche Totems haben, leisten sich gegenseitig Hilfe, ein starkes Band eint jene Sippen, die sich zum selben Ahnentier bekennen. Die Tiere der Fabeln und Märchen sind nichts anderes als die mythischen Urwesen, die geheimnisvollen Bewohner der Ur- und Vorwelt, die großen Zauberer, welche die Erde mit ihren Geschöpfen entstehen ließen, jene heiligen Totemtiere und Ahnen, von denen der Mensch abzustammen glaubt. Der Ideenkreis dieses Abstammungsglaubens erstreckte sich außer auf Tiere und Pflanzen auch noch auf tote „beseelte“ Dinge, auf Elementargewalten oder Naturerscheinungen wie Blitz oder Regen, mit denen man in geheimnisvollen, wechselseitigen Beziehungen zu stehen glaubte.

Außer dem Totem, das dem Stamm gemeinsam ist, und dem für Männer und Frauen verschiedenen, gilt auch noch das persönliche Totem, das nur zum einzelnen Beziehungen hat und nicht erblich ist.



Westafrikanische Tiermasken: Die Vermummten stellen die Geister Verstorbener dar.

Ein erkrankter Mann kann im Traum eine Pflanze sehen oder ihren Namen hören: er erkennt darin einen Hinweis, daß sie ihm Heilung bringen kann. Er folgt dieser „Eingebung“ und geneset. Von da ab ist das Gewächs sein besonderer Totem. Läßt einem

in solchen Gedankengängen lebenden Menschen bei einem wichtigen Vorhaben ein Tier über den Weg und seine Absichten erfüllen sich, so tritt dies Geschöpf als Schutzgeist in engsten Zusammenhang zu ihm. Ein Vater geht, darüber nachgrübelnd, welchen Namen sein Neugeborener erhalten soll, auf einem Jagdgrund und bemerkt einen „sitzenden Büffel“ oder einen „schleichenden Fuchs“, so ist das Totem für den Sohn gefunden. Bei der Fülle menschlicher Hoffnungen, Wünsche und Erlebnisse ergibt sich daraus, daß ein einzelner viele persönliche Totems besitzen kann, zu denen er in mystischen Beziehungen zu stehen glaubt.

Das wichtigste Totem bleibt immer das des Stammes. Oft gibt es durch geheimnisvolle Anzeichen eine Warnung, die niemand ohne Schaden mißachtet. Wenn es auch nicht überall geschieht, so sind doch Fälle bekannt, wo den Ahnengeistern auch Opfer gebracht werden. Nicht nur innerlich sind die tausendfältigen Beziehungen zu den geheiligten Dingen, man sucht sich auch im Außern ihnen ähnlich zu machen; man schlägt sich Zähne aus, kleidet sich mit bestimmten Fellen, Häuten und Federn, schmückt sich mit Schädeln, Hörnern und Klauen oder bemalt, brennt und tätowiert die heiligen Abbilder auf die eigene Haut.

Australische Stämme nehmen an, daß ihre ursprünglichen Vorfahren Wesen waren halb Tier, halb Mensch, auch reine Tiere oder Pflanzen, die sich später in Menschen verwandelten. Bei ihren Wanderungen über das Land verrichteten diese Fabelwesen an heiligen Plätzen Zeremonien, worauf Geisterwesen als Nachkommen sich von ihnen abzweigten. Bei einem Stamm ist es eine sagenhafte Schlange, die in Gesellschaft eines Knaben das Land durchstreifte, indem sie sich immer

erneut in eine andere Schlangenart verwandelte; an den heiligen Plätzen entsprangen ihrem Blut Geisterwesen, wenn sie sich schüttelte. So wurde sie Vorfahr einer Anzahl verschiedener Schlangentotemgruppen. Die einzelnen Tiergeister schlüpfen nun in Bäume und Sümpfe oder Klippen, bis sie eines Tages durch eine Geburt erlöst und als Mensch geboren werden. Ähnliche Anschauungen sind weit verbreitet; in Mexiko ist es der Löffelreißer, dem die Rolle zukommt, in Indien der Ibis, in Japan der Kranich, in Vorderasien die Taube, bei den alten Germanen war es der Storch. Adebar heißt wörtlich Kinderbringer. In einer altbayerischen Sage wird von einem Lärchenbaum bei Naunders berichtet, den das Volk für besonders heilig hielt und dem man in alten Zeiten opferte: „Sein Stamm spaltete sich in zwei hohe Stämme und niemand durfte in seiner Nähe fluchen, zanken oder streiten. Wollte jemand in den Stamm hacken, so floß Blut heraus und der Frevler verwundete sich selbst. Um ihn fand ein uralter Lanz, das Feuerhupfen, statt. Das neugeborene Kind stammt von diesem Baum und die Kinder erblickten in jedem Lärchenzapfen künftige Geschwister und würden um alles in der Welt nicht danach geworfen haben.“

Im Stettiner Haff bei der Insel Gristow liegt ein großer Steinblock, aus dem der Storch der Sage nach die Kinder holt. Auch die Tiergestalten auf den Wappen unserer alten Adelsfamilien erlauben wenigstens den Gedanken, daß auch bei unseren Altvordern in heidnischer Zeit totemistische Auffassungen und Einrichtungen herrschten, auch bei den alten Galliern scheint es der Fall gewesen zu sein. Über die Abstammung vom Tiere berichtet eine indianische Sage: Ein Mann

eines bestimmten Stammes schlug nach einem Frosch und wurde sofort ohnmächtig; man trug den sprachlos Daliegenden in sein Haus. Seine Seele trennte sich vom Körper und wurde von den Fröschen nach Froschheim gebracht, einem Ort, der genau nach Art der Menschenwohnungen gebaut war. Dort schleppte man sie vor den Häuptling, der den Namen „Finsteres Gesicht“ trug. „Wir gehören zu deiner Familie,“ sprach der Häuptling, „du solltest dich schämen, daß du dich so gegen deine eigene Sippe benahmst. Kehre heim, du hast dich selbst beleidigt, als du diese Jungfrau geschlagen hast, die zu deinem Stamm gehört!“ Die Seele verließ Froschheim wieder und der Mann kam in seinem Hause zu sich. Er erzählte den Seinigen sein Abenteuer und alle nahmen sich das Erlebnis zu Herzen und betrachteten den Frosch hinfort als Familienangehörigen. Die Sagen anderer Stämme berichten meist von der Heirat eines Mannes mit einem Tiere, etwa einer Bärenfrau mit menschlichen Eigenschaften, deren Nachkommen auch der Gestalt nach Menschen waren. Oft steht ein Stamm aber nur in mehr oder weniger freundschaftlicher Beziehung zum Totemtier, wie folgende Sage bezeugt. Einige Männer vom Decitanstamm fingen einen kleinen Biber, den sie, da er sich als zahm und äußerst klug erwies, im Hause fütterten. Nach einiger Zeit fühlte sich der Biber, obgleich man immer sehr gut für ihn gesorgt, gekränkt und begann ein Lied zu singen. Hinterher ging einer seiner Besitzer in den Wald zu einem Lachsbach und fand dort zwei wunderschön geschnitzte Fischespeere. Er nahm sie mit nach Hause und als der Biber sie erblickte, sagte er: „Die habe ich gemacht.“ Darauf erwiderte jemand Worte, die den Biber sehr beleidigten.

Er begann wieder wie ein Mensch zu singen und versetzte die Gesellschaft in großes Erstaunen. Dann ergriff er einen der Speere und tötete seinen Beleidiger. Darauf schlug er mit dem Schweif auf den Boden, und die Erde, auf der das Haus stand, sank in sich zusammen. Es ergab sich, daß der Biber die Erde unter der Hütte ausgehöhlt hatte, so daß eine große Vertiefung ent-



Verwandlungsmaske, mit der die Veränderung des Tieres in den Menschen vorgeführt wird.

standen war, in der er verschwand. Seitdem ist der Biber das Totemtier der Decitanianer und sie bauen ihre Häuser nach Art der Biber, ebenso singen sie die Lieder, die sie von dem Biber gehört zu haben angeben.

Mehr oder weniger beherrscht das Totemwesen auch die Kunst des betreffenden Volkes. Bei den kunstfertigen Bewohnern Nordwestamerikas nimmt alles die Gestalt des Totemtieres an, man schnitzt Boote, die einem Walfisch gleichen, Schüsseln in Gestalt der

Robbe, Löffel mit Tierköpfen, und aus riesigen Zedernstämmen werden Pfähle gebildet und vor den Wohnungen eingegraben. Die Schnitzereien dieser Totempfähle, von denen zwei mächtige Stücke im Lichthof des Berliner Völkermuseums aufgestellt sind, zeigen die Geschichte des Totem nach der Auffassung der Indianer. In gleicher Weise sind im Innern der Häuser die mächtigen Diwane, die an der Seite des Feuers stehen, die Balken, die das Dach tragen, die Wände der Schlafkammern bemalt und geschnitzt. Auch auf die ledernen Tanzdecken malt man die Totemtiere, in die wollenen webt man sie ein und tätowiert sie in die Haut der Menschen.

Die Tötungs- und Eßverbote erfahren mancherlei Einschränkung. Manchmal ist es erlaubt, das Tier unter bestimmten Voraussetzungen zu töten und davon zu essen, gleichzeitig bringt man aber dem Tier Opfer und bittet es um Verzeihung. Der australische Kängurumann darf sein Wappentier töten, er muß es aber übers Genick schlagen, damit kein Blut fließt. Ist es tot, so darf er Kopf, Füße und Leber essen, das übrige muß er aber seinen Freunden überlassen. Der „wilde Trutzhahnmann“ darf seinen Totem töten, aber nicht essen, ebenso der Adlermann. Der Totemist einer bestimmten Fischart darf ausnahmsweise davon essen, um den größten Hunger zu stillen; wenn die Fische faul geworden sind, kann er nach Herzenslust alles verzehren. Dem Moskitomann ist verboten seinen Totem zu töten und davon zu essen. Der Regenmann darf Regenwasser weder zum Trinken noch zu anderen Zwecken verwenden, regnet es aber, so muß er aus seinem Unterschlupf heraus und sich naß regnen lassen, höchstens den Schild darf er über sich halten. Wenn nordwestameri-

kanische Kullutindianer einen Bären erlegt haben, stimmen sie einen Lobgesang auf ihn an und versprechen, daß weder Frauen sein Fleisch essen, noch Hunde ihn benagen werden.

Der Kopf wird an einen Baum gehängt oder ins Wasser geworfen, man glaubt sich dann vor der Rache des Totem sicher, die man, wenn Gebote mißachtet werden, für unaus-

bleiblich hält. So glauben gewisse Negerstämme, daß Hautkrankheiten die Rache eines beleidigten Totem sind. Für die Nordwestamerikaner ist die Lachsfischerei eine Lebensfrage. Da aber für viele Stämme der Lachs



Adler.



Haiſiſch.

das Totemtier ist, muß man ihn begütigen. Vor dem Fang werden an allen Lachsplätzen Gebete gesprochen und religiöse Handlungen vollzogen. Der erste gefangene Lachs wird, bevor man ihn ans Land

schafft, in eine Matte gewickelt, damit er nichts sieht. Alles, was nach Stammessitte als bescholten oder nicht einwandfrei gilt — und dazu gehören sogar verwitwete Personen — darf an einem Mahl, bei dem das Fleisch



Tiermasken der Indianer auf Vancouver.

des Fisches verzehrt wird, sich nicht beteiligen. Auch sonst legen sich die Nordwestamerikaner um ihrer Totemtiere willen vielseitige Beschränkungen auf. Die werdende Mutter muß ihres Kindes wegen genaue Speiseverbote einhalten, denen auch der Vater unter-

worfen ist. Nach der Geburt muß man sich besonders vor Totemverletzungen hüten. Der Vater darf nur im Notfall nach Ablauf eines Tages das Fleisch eines erlegten Tieres berühren und davon genießen, die



Verwandlungsmaske, mit der die Veränderung des Tieres in den Menschen vorgeführt wird.

junge Mutter aber erst sechs Monate nach der Geburt des Kindes.

Zu bestimmten Zeiten werden zu Ehren des Totem Feste abgehalten. Daß die Maskenfeste der afrikanischen Geheimbünde Beziehung dazu haben, ist höchst wahrscheinlich, wenn auch noch nicht erwiesen. Die Masken stellen auch dort häufig Tiere: Büffel, Krokodile, Trutzhähne und andere Lebewesen dar. Bei einem solchen

Eguntanz wird im Egun „ein Verstorbener“ dargestellt. Ich sah dort alle Bewegungen eines Truthahns genau nachgeahmt. Bei den phantastischen Tanzfesten der Nordwestamerikaner stellen die kunstvollen Masken das Totemtier vor; der gesamte Tanz ist eine religiöse Handlung, in der die ganze Geschichte, wie der Vorfahr zu seinem Totem kam, zur Erbauung der Sippe mimisch dargestellt wird.

Manche dieser Masken sind verwandlungsfähig. Die den Tierkopf vorstellende Oberfläche läßt sich in künstlicher Weise aufklappen und so tritt während des feierlichen Tanzes das geschnitzte Menschenantlitz zutage. Damit wird die Verwandlung des Tieres in den Menschen symbolisch dargestellt.

Das Totemwesen führte bei vielen Völkern der Erde zu Geheimbünden der Männer, von denen die Frauen fast überall streng ausgeschlossen sind. Die Mitglieder dieser Gesellschaften glauben, daß durch Kasteiungen und andere für unsere Begriffe rohe und wüste Handlungen, wie Verstümmeln des eigenen Körpers, Zerreißen und Verzehren von Leichen, Herausbeißen von Fleischstücken aus lebenden Menschen und ähnliche grauenhafte Dinge, die Seele dazu gebracht wird, den Körper zeitweilig zu verlassen; der Gott oder der Geist, den man sich in Tiergestalt vorstellt, nimmt dann davon Besitz. Daher tragen die Mitglieder dieser geheimen Gesellschaften Tiermasken. Die geheimen Lehren und Künste dürfen nicht an Uneingeweihte oder an die große Menge verraten werden, der Tod würde einen Verräter oder Blendung den Unvorsichtigen treffen. Das Volk sieht in diesen Tänzern nicht den Darsteller der Gottheit, sondern diese selbst. Meist sind die Gottheiten oder Geister dem Menschen freundlich gesinnt,



Häuptling der Haidaindianer in feierlicher Totemtracht,
und die von ihnen besessenen Personen vermögen des-
halb zu weisfagen und Krankheiten zu heilen. Zwar



Rabliau.

gibt es auch bössartige Geister, doch ist deren Macht gering und kann durch die Künste der Schamanen oder Medizinmänner gebrochen werden. Das Heilverfahren der Naturvölker beschäftigt sich zumeist mit Austreibung böser Geister. Die Schamanen glauben wohl zumeist selbst an ihre Kuren, wenn sie auch zu besserem Erfolg allerhand Bauchredner- und Taschenspielerkünste anwenden. Die Einbildungskraft der Kranken unterstützt ihr geheimnisvolles Gebaren; der Kranke, dem eine Kröte oder ein Stein aus dem Munde „gezaubert“ wurde, fühlt sofort Linderung seiner Schmerzen.

Wer Mitglied eines Geheimbundes werden will, muß grausame Proben über sich ergehen lassen, die meist in langem Fasten und schweren Selbstquälereien bestehen. Bei den Arnutas und Barramungas in Australien müssen sich die jungen Männer zu mehreren auf ein mit grünen Zweigen bedecktes Feuer legen. Nach Bestehen der ersten Probe wird diese in verschärfter Weise wiederholt. Bei fast allen Völkern wird die beim Tanz strauchelnde Maske sofort von den anderen getötet, wenn sie sich nicht durch schleunige Flucht zu retten vermag.



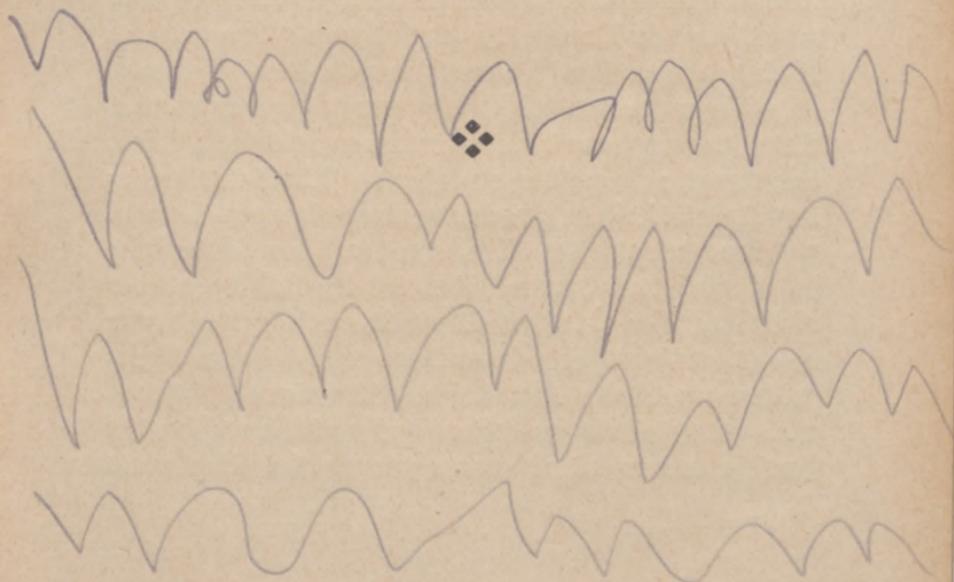
Frosch.



Sccepolyp.

Der Totemismus ist mit

religiösen Vorstellungen aufs innigste verbunden. Sein Ursprung mag auf die allerältesten Zeiten der Menschheit zurückgehen, als sie im ständigen Kampf mit der Tierwelt noch der schwächere Teil, die körperlichen, die des Menschen oft vielfach übertreffenden Eigenschaften der Tiere und ihre erstaunliche Klugheit bewunderte, und, um sich selbst zu schmeicheln, den eigenen Ursprung von so mächtigen Wesen herleitete. Der in der Luft unsichtbar werdende Vogel oder der im Wasser verschwindende Walfisch trat in Verkehr mit den Geistern anderer Welten, also konnte er auch Botschaft von den Verstorbenen bringen. Im Grollen des Donners glaubte man die Stimme eines mächtigen tierischen Rivalen, im nächtlichen Eulenschrei oder im Säusen des Windes die Stimmen machtvoller Tiergeister zu vernehmen. Der Kampf mit Tieren und Elementen füllte das ganze Dasein des ihnen gegenüber so ohnmächtigen Menschen aus, und die grüblerische Phantasie machte sie zu Symbolen mächtiger Naturgewalten.



Kriegsarbeit im Hochmoor

Von Felix Baumann

Mit 6 Bildern

Moorkultur und Sdlandverwertung waren für viele bis vor kurzem nicht mehr als leere Schlagworte, denen keine bestimmte Vorstellung zugrunde lag. Seit wir alle die Knappheit der Lebensmittel spüren, erwachte in breiten Schichten unseres Volkes, die früher volkswirtschaftlichen Bestrebungen dieser Art gleichgültig gegenüberstanden, Anteil und Verständnis für rationelle Bodenausnützung sonst brachliegender Flächen. Man lernte sogar den Wert einzelner Baustellen und Spielplätze schätzen und suchte jedem Fleck Boden Nahrungsmittel abzurufen. Um so dankbarer sollte die Allgemeinheit auch schätzen lernen, was Fleiß, Ausdauer und landwirtschaftliche Technik in der Sdlandkultur auf den Mooren Nordwestdeutschlands erreicht und seit den Kriegsjahren neu geschaffen haben. Man darf freilich nicht in der üblichen, voreiligen Übertreibung nun gleich Unmögliches erwarten und sich von dem bisher Erreichten allzuviel für die Abwehr der englischen Aushungerungsblockade versprechen. Immerhin wurde durch diese nach allzulanger Vernachlässigung großzügig angelegten Unternehmungen viel mehr gewonnen, als die Kleinen, keineswegs zu verachtenden, aber meist doch nur bedeutungslosen Versuche einzelner zuwege bringen können.

Wer heute mit der Kleinbahn durch den Länderstrich des fruchtbaren Ammerlandes bis in die Gegend des oldenburgischen Ortchens Edewecht vordringt und von da aus wandernd oder fahrend die ausgedehnten Moorstrecken im Nordwesten unseres Vaterlandes besucht, wird staunen über die erfreulichen und überraschenden Fortschritte der Entwässerungsanlagen, des Wegebaues

und der unternommenen Kultivierungsarbeiten, die während des Krieges dort gemacht wurden. Diese Arbeiten tragen wesentlich dazu bei, daß wir für die Zukunft größere Unabhängigkeit von ausländischer Einfuhr erhoffen können.

Versuche, die mit der Beschäftigung von Kriegsgefangenen bei der Urbarmachung dieser Gegend gemacht wurden, führten zu ermutigenden, im allgemeinen durchaus befriedigenden Ergebnissen. Russen und Serben erwiesen sich für die Sdlandkultur, besonders für die Entwässerungsarbeiten am geeignetsten. Am geringsten war die Arbeitswilligkeit der Engländer. Auf sie, wie auch auf Franzosen und Belgier machten auch die ausgesetzten Prämien und Vorzugsvergütungen nur wenig Eindruck, weil sie mit Geld und Lebensmitteln aus der Heimat reichlicher bedacht werden, als die stets hungrigen und anspruchsloseren Russen. Seitdem in neuerer Zeit Industrie und auch die Landwirtschaft anderer Bezirke die Verwendung der Kriegsgefangenen in größerem Umfang für sich beanspruchen, mußte die Beschäftigung der Gefangenen in der Sdlandkultur zurückstehen. In Zukunft kommen für diese wichtigen Aufgaben immer mehr nur noch geeignete heimische Arbeitskräfte in Frage.

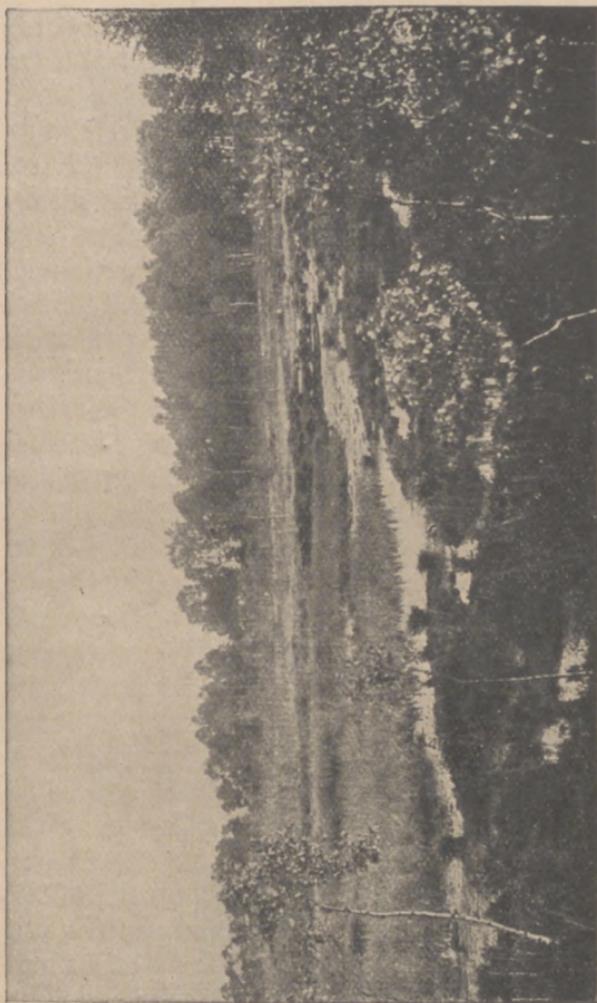
Schon das bis jetzt Erreichte überzeugt den Besucher von dem hochzuwertenden Erfolg der Aufschließung und Umwandlung ehemals öde liegender Landstrecken. Wenn das Auge auch vorläufig noch auf landschaftliche Schönheiten, an denen das benachbarte Ammerland mit seinen herrlichen Eichenwäldern reich ist, verzichten muß, so läßt sich doch schon jetzt erkennen, daß die früher eintönigen Gebiete nach wenigen Jahren unter der Pflege des pflanzenden und Ackerbau treibenden Menschen ein

anheimelndes Gepräge erhielten. Wo früher nur der Ruf der Kiebitze und Regenpfeifer sich hören ließ und schwermütig stimmende Eintönigkeit sich ausbreitete, vernimmt das Ohr jetzt menschliche Laute, den Klang der Arbeitsgeräte am Tag und Lieder am Feierabend. Die Lebensfreude nimmt in diesem Zukunftslande von Jahr zu Jahr, von einem Frühling zum anderen zu. In absehbarer Zeit wird die Bahnlinie Zwischenahn—Ede- wecht bis an den Hunte-Ems-Kanal fertig sein und der Eindruck des Abgeschnittenseins von menschenbelebter Kultur wird bald völlig verschwinden.

Bis sich freilich auf dem weitgedehnten Gelände ein behagliches Gutshaus neben dem anderen, das eine in der Art des altfächsischen Bauernhauses, das andere in neuzeitlicher Bauweise erhebt, muß viel angestrengte Arbeit vorangehen. Bis die abgetorften Flächen den lebensfreudigen Anblick grünenden, fruchtbaren Acker- und Gartenlandes gewähren, auf Roggen- und Haferfeldern sich die Ähren wie Wellen im Winde bewegen, muß die Umgestaltung der Bodenverhältnisse mit allen Mitteln der Technik und der Hilfe fachwissenschaftlicher Untersuchungen durchgeführt sein.

Von dem früher üblichen Abbrennen der Mooroberfläche ist man fast ganz abgekommen. Statt dessen hat man die Untergrundkultur oder „Fehnkultur“*) eingeführt. Die Gewinnung des Torfes setzt eine gründliche Entwässerung voraus, die durch tief einschneidende Kanäle bewirkt wird. Zunächst werden die großen, als Schiffahrtswege benutzten Hauptkanäle (Fehnkäle) von den nächstliegenden Wasserstraßen aus ins Moor

*) „Fehn“ ist die deutsche Schreibweise für das holländische Wort „Veen“ (= Moor).

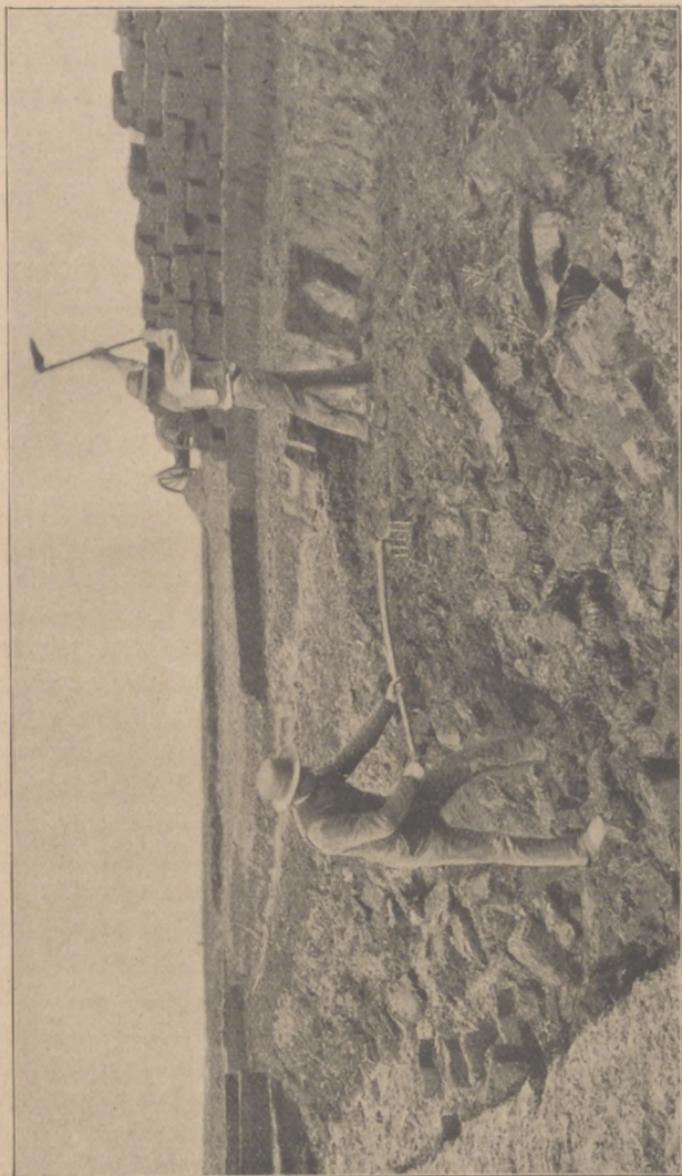


Bildes, abgetorfes Moor in Bayern.

hinein hergestellt. Von den Hauptkanälen zweigen Seitenkanäle (Zwischen) ab, in die wiederum parallele, kleinere Kanäle (Achterwiefen oder Nebenkanäle) münden. Das ganze Moor wird von regelmäßigen,

rechtwinkligen, ineinander mündenden Gräben durchzogen, welche die abzutorfenden Stellen einschließen und den Wasserstand gleichmäßig sinken lassen. Diese Erschließung der Moorgebiete durch Kanäle erfolgt so, daß sie sowohl der Torfverfrachtung als auch der späteren landwirtschaftlichen Bodenbehandlung nach Möglichkeit zustatten kommt. Der gewonnene Torf wird nämlich auf dem Wasserweg befördert und ebenso wird der nötige Dünger in Rähnen herbeigeschafft. Weiden und Wiesen legt man meist auf Torfboden, teilweise auch auf abgetorfstem Gebiet oder auf dem nur von der jüngeren Schicht entblößten Moor an. Die Verwertung des Torfes als Brennmaterial ging allerdings in den letzten Jahren vor dem Kriege etwas zurück, seitdem eine Anzahl einfach betriebener Ziegeleien in Ringöfen mit Kohlenheizung umgewandelt wurden. Auch die Torfkoksindustrie erfüllte die erhofften Erwartungen nicht; dagegen nahm die Verwertung des zerkleinerten Torfes als Streu in den Viehställen, besonders während des Krieges, außerordentlich zu. Auch wurde leßthin befürwortet, die ganze deutsche Melasseerzeugung durch Vermengung mit Torfmull in handliche Form zu bringen und als Viehfutter zu verwenden. Immerhin stand die Gewinnung von Brennstoff, sowie die Erzeugung von Elektrizität in einem günstigen Verhältnis zu den aufgewandten Mitteln. Ein besonders anschauliches Bild von den bedeutsamen Fortschritten der industriellen und wirtschaftlichen Ausnützung des Hochmoors erhält man bei einem Besuch des Elektrizitätswerkes in Wiesmoore. Diese große Moorzentrale, die bereits 1891/92 angelegt wurde, erreicht man mit der Bahn von Nedermoor aus über Timmel, West-, Mitte- und Ostgroßfehn.

Ist die Torfschicht entfernt, so beginnt die landwirt-

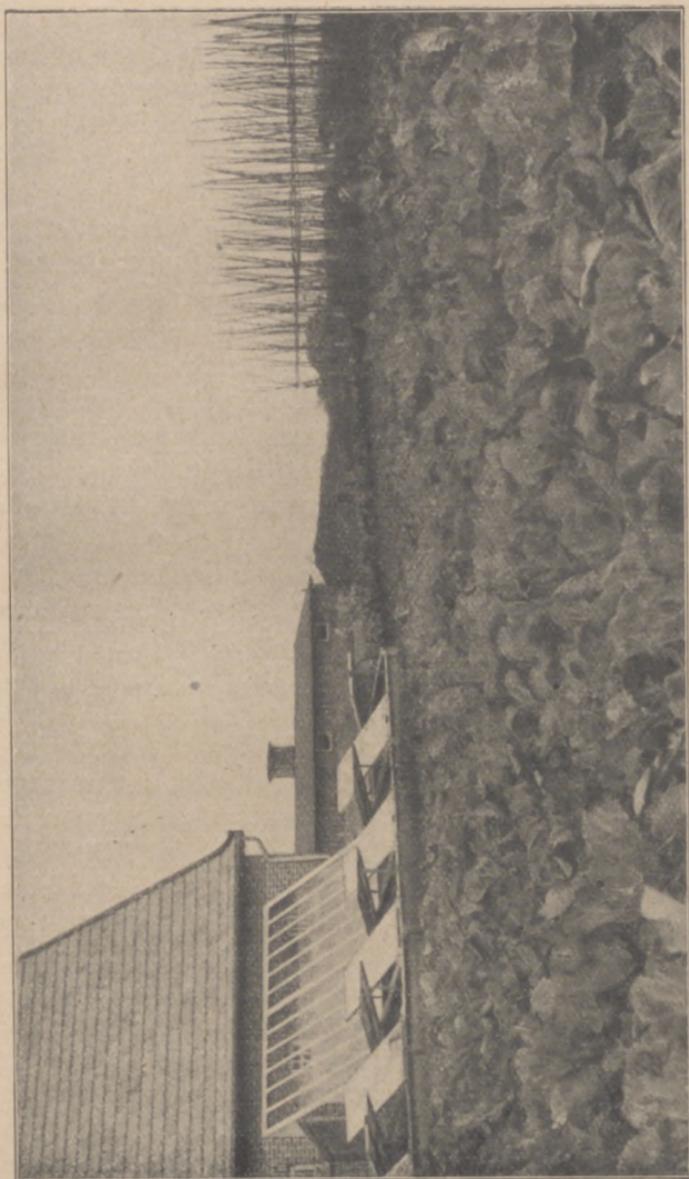


Abräumen des jüngeren Moortorfs.

schaftliche Bestellung. Zuerst wird der Boden mit einem „Moorpflug“ bearbeitet, wobei die Zugpferde mit hölzernen „Moorschuh“ versehen sind. Dann erfolgt die Planierung mittels schwerer Eggen, wie der Zeller- oder Scheibenegge, der Spaten- oder Flügelegge, beziehungsweise der Sternradegge.

Das Ausstreuen der künstlichen Düngemittel geschieht durch Düngerstreumaschinen, worauf der Dünger durch Eineggen oder Unterbringung mit der Scheibenegge gleichmäßig in der Oberflächenschicht verteilt wird.

So wird mühsam, aber mit lohnendem Erfolg das Sdgebiet in Ackerland verwandelt. Nicht weniger dankbar ist der Gemüsebau. Eine aussichtsreiche Neuerung sind die auf den Moorgütern während der Kriegszeit errichteten Gewächshäuser für die Züchtung von Frühgemüse. Außer Spinat, der bekanntlich zu den zeitigsten Gemüsen gehört, werden Möhren, Erbsen, Gurken — vor allem Schlangengurken —, Tomaten, Schwarzwurzeln und Traubensträucher gepflanzt. In Holland bewährte sich die Züchtung von Frühgemüsen in Treibhäusern schon seit hundert Jahren vortrefflich und die niederländische Regierung richtete zur Versorgung der Klein Händler an zwei Tagen der Woche Gemüseauktionen ein. In Bremen folgte man diesem Beispiel. Außer dem Anbau von Feldfrüchten und Gemüse widmet man in dem erschlossenen Hochmoor auch der Vieh- und Geflügelzucht große Aufmerksamkeit. Ausgezeichnete Erfolge wurden zum Beispiel mit Schweinemästung erzielt; Schinken aus dieser Gegend werden bald hinter dem Weltrup der ammerländischen Schinken nicht mehr zurückstehen; daß eine Stammutter ein Gewicht von 450 Pfund erreicht, ist dort nicht selten. So lange allerdings russischen Gefangenen die Fütterung überlassen war, schienen die



Anbau von Kohl, Bohnen und Gartenfrüchten im Hochmoor.

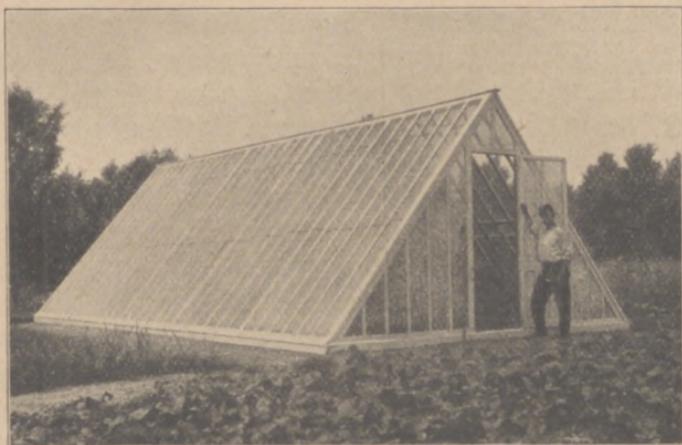
Dickhäuter nicht fett werden zu wollen; schließlich kam man dahinter, daß die nicht sehr wählerischen Muscheln einen Teil des Futters für ihren eigenen Bedarf verwenden hatten.

Verzinst sich auch das im Moorland angelegte Kapital nicht von vornherein so günstig wie auf altem Kulturboden in der Geest oder Marsch, so beweisen doch die günstigen Ergebnisse, die der Domänenfiskus in Ostfriesland auf seinem 16 800 Hektar umfassenden Hochmoorgebiet feststellen konnte, daß Ackerbau und Gemüsezucht ebenso wie die Vieh- und Geflügelhaltung auf dem ehemaligen Ödland bei Ausnützung der mit wissenschaftlicher Gründlichkeit erprobten Arbeitsverfahren befriedigenden, mit jedem Jahr zunehmenden Nutzen abwerfen. Das gleiche bestätigen Erfahrungen, die man rechts von der Weser in Hannover im Großen und Kappelner Moor im Kreise Wittlage, auf dem Dinter Moor im Kreise Versenbrück, auf dem Hester Moor im Kreise Giffhorn, auf dem Düringer und Sellstedter Moor im Kreise Geestemünde, auf dem Dierenmoor im Kreise Versenbrück, auf den Moorflächen bei Sulingen und Stelzenau, sowie bei Ehlershausen gemacht hat. Die bereits 1877 von der Zentralmoorkommission errichtete Moorversuchstation in Bremen sorgt unablässig für die theoretische Erforschung der wissenschaftlichen Grundlagen der Moorkultur, wie für Sammlung der auf den verschiedenen Gebieten gemachten praktischen Erfahrungen.

Leistet die Moor- und Ödlandkultur schon während des Krieges Großes, so muß die erfolgversprechende Arbeit im Frieden erst recht und mit deutscher Tüchtigkeit und Zähigkeit fortgesetzt werden. Sie wird nicht wenig dazu beitragen, die Unabhängigkeit Deutschlands von ausländischer Einfuhr zu fördern, und wird Tausenden

die Selbstmachung auf eigener Scholle ermöglichen. Die Erreichung beider Ziele wird für das gesamte Volk wie für unzählige Einzelne von unschätzbarem, von Geschlecht zu Geschlecht weiterwirkendem Segen werden.

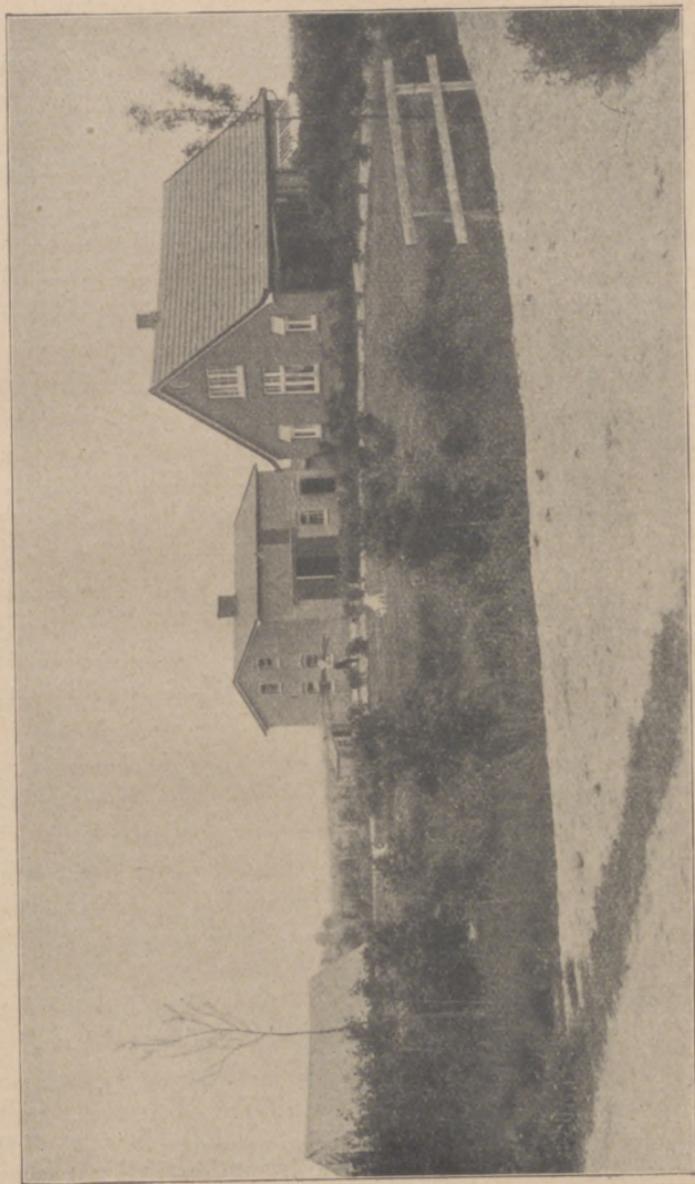
Deshalb zögerten auch die verschiedenen Regierungen von Preußen, Bayern und Württemberg nicht, die Besiedlung im Moorgebiet durch Verordnungen und gesetz-



Französischer Kriegsgefangener als Treibhausarbeiter
im Hochmoor.

liche Bestimmungen in entgegenkommender Weise zu fördern und zu erleichtern. Besonders günstig wirkte die preußische Kriegsverordnung vom 7. November 1914 durch die Bildung von Zwangsgenossenschaften. Da die Bewältigung so verschieden gestalteter Aufgaben, welche für die Kultivierung unerläßliche Vorbedingung ist, unmöglich von einzelnen Siedlern erreicht werden kann, ist die Vereinigung der Eigentümer von Moor-, Heide- und Sdlandereien zu Genossenschaften vorgesehen, zu

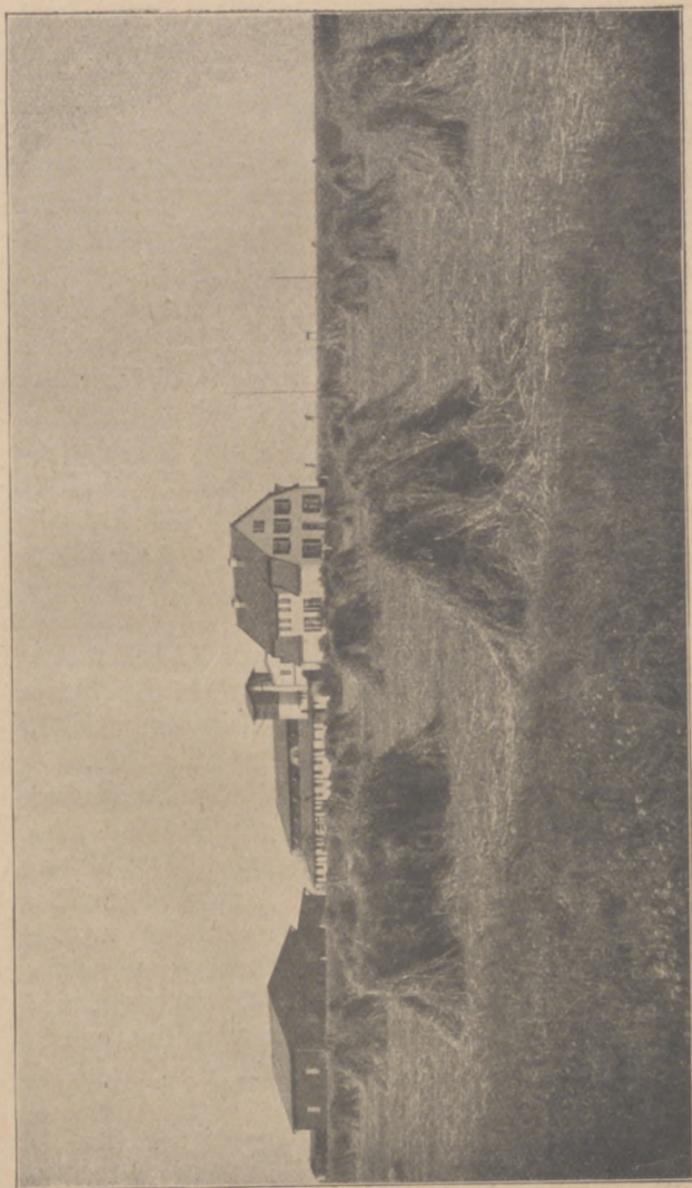
deren Beteiligung nötigenfalls der einzelne im Interesse der übrigen und der Gesamtheit amtlich veranlaßt werden kann. Zu den Kosten, welche die Durchführung dieser Unternehmungen, wie Beschaffung der Vorflut, Entwässerung durch Anlage von Gräben und Stauwerken und Anlage von Straßen und Wegen verursacht, werden Beiträge aus öffentlichen Mitteln gewährt. Für diesen Fall gelten die für den Niedermoorfonds, den Südländersoft- und Westmooresfonds geltenden Bestimmungen. Wo diese Beihilfen noch nicht ausreichen, kommt der Staat außerdem durch unkündbare Darlehn zu Hilfe. In den meisten Fällen gewährt er völlige Zinsfreiheit für die beiden ersten Jahre. Die Darlehn sind erst vom dritten Jahr ab mit 4½ Prozent zu verzinsen und innerhalb zwölf Jahren abzutragen. Die ursprüngliche Gültigkeitsdauer dieser Notordnung, die am 31. März 1915 ablief, wurde seitdem auf unbestimmte Zeit verlängert. Auf diese Weise wurden in Hannover bis zum 1. Januar 1916 die Eigentümer von 27 600 Hektar Südländ in 84 Bodenverbesserungsgenossenschaften und 14 Entwässerungsgenossenschaften mit 3200 Hektar Bodenfläche vereinigt, so daß eine Gesamtfläche von 30 800 Hektar von beiden Genossenschaften bearbeitet wird. An Beihilfen erhielten sie 1,6 Millionen Mark und 7,1 Millionen Mark Darlehn. Auch in Schleswig-Holstein, Ostfriesland und Pommern wirkte die Kriegsverordnung segensreich und verhalf schon zu sehr befriedigenden Erfolgen. Außerdem bewährten sich die preussischen Rentenguts-gesetze von 1890/91 bei der Besiedlung der Moor- und Südländereien so gut, daß man hoffen darf, diese Einrichtung auch auf die übrigen Gebiete des Deutschen Reichs übertragen zu sehen. Die dadurch geschaffenen Möglichkeiten, das Eigentum an



Ein Moorgut im Hochmoor.

einem Grundstück nicht durch einmalige Zahlung des Kaufpreises, sondern durch die Verpflichtung zu erwerben, den Verkäufer nach und nach durch eine festgesetzte jährliche Rente bis zur Abtragung der Forderung zu befriedigen, kommen vor allem den weniger Bemittelten, darunter auch Kriegsteilnehmern und Kriegsverletzten, vortrefflich zustatten. Wenn der Verkäufer auf einmaliger Abfindung besteht, leihen die staatlichen Rentenbanken dem Käufer des Rentengutes bis zu drei Viertel des Grundstückwertes gegen mäßige Zinsen nach Eintragung ins Grundbuch die erforderliche Summe, so daß nur für den Restbetrag anderweitige Deckung beschafft werden muß. Zu gleichen Bedingungen stellen die Rentenbanken auch Mittel für den Bau der Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude zur Verfügung. Die Abschätzung erfolgt durch unparteiische Sachverständige, in der Regel zwei Kreisverordnete und unter Aufsicht der staatlichen Generalkommission, so daß Überverteilungen völlig ausgeschlossen sind. Die von dem Ansiedler zu leistende Baranzahlung wird durch diese Beleihung auf einen ganz geringen Beitrag herabgemindert. Kriegsteilnehmern und Verletzten wird ferner die Beschaffung der Restsumme, sowie des Betriebskapitals, das zum Ankauf toten und lebendigen Inventars, für die erste Aussaat und den Lebensunterhalt der ersten Zeit nötig ist, durch das Kapitalabfindungsgesetz vom 3. Juli 1916 ermöglicht. An Stelle der ihnen gesetzlich zustehenden Kriegsversorgung können sie nämlich auf Antrag hin durch Zahlung eines Kapitals auf einmal abgefunden werden, „wenn sie zum Erwerb eigenen Grundbesitzes einem gemeinnützigen Bau- oder Siedlungsunternehmen beitreten“.

Die Größe der Rentengüter oder Baustellen wird



Eine Moorverfuchstation im Hochmoor.

jeweils den Bedürfnissen angepaßt; Handwerker und Arbeiter, die ihrem Beruf weiter nachgehen und die Wirtschaft Frau und Kindern überlassen wollen, erhalten schon Stellen von $1\frac{1}{2}$ Morgen an bis zu 6 Morgen. Ansiedlern dagegen, die sich ausschließlich der Landwirtschaft widmen und ihre Eignung für diese Tätigkeit nachweisen, werden Rentengüter von 40 bis 60 Morgen bis etwa 150 Morgen zugewiesen. Die Vermittlung erfolgt durch die dem Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten unterstellten königlichen Generalkommissionen, denen etwa einhundertfünfzig Spezialkommissionen unterstellt sind. Über die einzelnen Ansiedlungsgesetze, die Siedlungsgelegenheiten und Gesellschaften, die Bedingungen und Leistungen unterrichtet klar und erschöpfend das 8. Bändchen der „Bücher der Zivilversorgung für Offiziere, Militäranwälter und Inhaber des Anstellungsscheines“.

Wie wir der Zeitschrift „Heim und Scholle“ entnehmen, beschloß der Ausschuß des Vereins zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reich, kriegsbeschädigten jungen Landwirten, Kulturtechnikern, Wiesenbaumeistern und so weiter, die sich der Moorkultur zuwenden wollen und eine entsprechende Vorbildung besitzen, nach dem Stande der verfügbaren Mittel Unterstützungsgelder zur Ausbildung zu überweisen. In Betracht kommen sowohl Personen, welche sich auf die Tätigkeit als Beamte in Moorkulturbetrieben vorzubereiten gedenken, als auch solche, die sich im Moorgebiet anzusiedeln beabsichtigen. Anträge sind an die Geschäftsstelle Berlin SW 11, Bernburger Straße 11, zu richten.

Es bestehen also eine ganze Anzahl von Einrichtungen, welche die Ansiedlung im Moorgebiet weit-

gehend unterstützen und Kriegsteilnehmern und Invaliden den Erwerb einer eigenen Scholle und einer gesunden Existenz nach Möglichkeit erleichtern. Weitere Vergünstigungen auf dem Weg der Reichsgesetzgebung werden von verschiedenen Seiten, unter anderen vom Verein für innere Kolonisation der Kriegerheimstättenbewegung angestrebt und voraussichtlich auch bewilligt werden. Gern wird man diese Gelegenheit benützen, den heimgekehrten Kriegern den Dank des Vaterlandes abzustatten und zugleich die dem ganzen Volk zustatten kommende, dringend erforderliche Moor- und Südkultur mit allen geeigneten Mitteln zu fördern*). Der Ausspruch des großen niederländischen Schriftstellers Joop von den Bondel hat dann auch für Deutschland seine Bedeutung: „Gelukkig Land, dat zyn Moor verbrand“ (Glücklich das Land, das sein Moor urbar machte).

*) Besonders entgegenkommend wird die Ansiedlung von der Oldenburgischen Regierung unterstützt. Die großherzogliche Verwaltung des Landeskulturfonds verhilft landwirtschaftlich erfahrenen Bewerbern zu Bauernstellen in beliebiger Größe bis zu 80 Morgen als sofortiges Eigentum und ohne jede Anzahlung für den Boden. Sie nimmt nur eine jährliche Rentenzahlung von 6 bis 10 Mk. für den Morgen in Anspruch, je nach Lage und Güte der Stelle, und gewährt, je nachdem die Kultivierung vorgeschritten oder noch vorzunehmen ist, bis zu zehn Rentenfreijahre. Für den Hausbau, der nach Wünschen der Ansiedler von der Bauverwaltung kostenlos geleitet wird, wird von der Staatlichen Kreditanstalt ein Betrag bis zu 5000 Mark hergegeben. Auch für die Erwerbung kleinerer Eigenheime nur mit Gartenland von geringem Umfang werden vorteilhafte Ansiedlungsgelegenheiten geboten. Ausführliche und kostenlose Auskunft erteilt die großherzogliche Verwaltung des Landeskulturfonds in Oldenburg.



Argent

Von Siegfried Baske

S pät in der Nacht kamen wir nach langem, Körper und Nerven abstumpfendem Marsch endlich in das für uns bestimmte Quartier. Vor uns war gekämpft und der Feind zurückgedrängt worden; während des ganzen Marsches wankten wir erschöpft an Stätten des Brandes und der Verwüstung, des Elends und des Grauens, selbst mehr tot als lebend, vorüber. Fast seit Tagesanbruch waren wir auf den Beinen, der trotz der Ermüdung immer noch gleichbleibende Taft des Marschgeräusches, das Schlürfen der sich mühsam weiterschleppenden Tritte, das gleichmäßige Knarren und Schlagen der Ledersachen und Waffen hatten uns aufrecht erhalten. Die sengende Sonne hatte unsere Kehlen ausgedörrt und der weiße, mehligte Staub verklebte uns Poren und Augen.

Mit furchtbarem Getöse pläzende Fliegerbomben, die unserer Marschkolonne galten, hatten sich meistens seitwärts im weichen, lockeren Ackerboden eingewühlt. Wir waren weiter marschiert, ohne mehr aufzublicken. Seltener sausten verirrte Artilleriegeschosse heran und rissen auch einmal Lücken in die bis zum Tode ermüdete eherne Schlange; aber ruhig wie auf dem Exerzierplatz schlossen sich sofort die Glieder. Die ungeheuren Anstrengungen und maßlosen Entbehrungen hatten jeden einzelnen gegen eigene und fremde Gefahren und Leiden fühllos gemacht.

Meinem Bataillon war ein Schloß zum Quartier angewiesen worden. Die einzelnen Kompanien wurden in den im weiten Viereck hinter dem Wohngebäude gelegenen Wirtschaftsbauten untergebracht; wir sollten das Schloß beziehen. Wie ein Schlafwandelnder bog ich in der hellen, lauen Septembernacht an dem stillen

Pförtnerhäuschen vorbei in die hohe Einfahrt, deren schmiedeeiserne Torflügel offen standen. Weiches, flutendes Mondlicht erhellte die weiten, üppiggrünen Rasenplätze. Matt silberglänzendes Licht zitterte im durchsichtigen Gezweig der hohen Akazien, die im weiten Rund die grünen Flächen säumten; die mächtigen Kronen neigten sich einander zu und verschränkten sich mit den strebenden, knorrigen Ästen so dicht, daß die weißen Marmorbilder, die in keuscher, makelloser Schönheit in dem dämmerigen, hallenartigen Raum darunter sich erhoben, mit dem Schein eines höheren Lebens aus dem Schatten leuchteten.

Im schroffsten Gegensatz zu dieser Märchenstimmung stand das Schloß selbst. Ein Flügel war durch den Volltreffer eines schweren Geschüßes vom Dach bis zum Keller aufgerissen, so daß die Zimmer ohne die eingestürzte Außenwand wie ein mächtiges Regal anmuteten, aus dem in buntem Durcheinander Betten, Sofas, Schränke und Teppiche herausgingen. Das Mittelgebäude und der andere Flügel waren äußerlich unverletzt, aber schon vor uns war ein englischer Stab hier gewesen; stehen gebliebene Aufschriften an den einzelnen Türen gaben darüber Aufschluß. Schon die große Empfangshalle im Erdgeschoß bot ein Bild grauhaftester Verwüstung und des schändlichsten Vandalismus. Alte, prächtige, große Gemälde, die sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbt haben mußten, waren mit Messern zerfetzt worden und aus dem Rahmen gerissen; Sofas und Sessel waren aufgeschlitzt; in anderen Zimmern lagen Gebrauchsgegenstände, kostbare Pelze, Kunstsachen und zerschlagenes Geschirr im wüsten Haufen durcheinander. Ich fand noch ein Zimmer, in dem ich mich in den Kleidern auf das Bett warf. Die

bleischweren Glieder waren unfähig, den ebenso schwachen Wünschen des Hirns nachzukommen. Nur die in der Übermüdung halb offen bleibenden Augen vermochten durch die hohen, bis zur Erde reichenden Fenster hinauszublicken bis zum Horizont, den brennende Dörfer blutigrot färbten. Ab und zu ertönte das starke Dröhnen eines schweren Geschüzes und vereinzelt Schießen ferner Vorpostenketten klang herüber. Irgendwo heulte ein Hund mit kurzen Unterbrechungen.

Der Gewehrappell war vorüber, bis zum Mittag sollte Ruhe sein. Schwazend, rauchend und scherzend lagen die Leute auf den Rasenflächen des Parkes im Schatten umher. Vergessen waren die Anstrengungen der vergangenen Tage, vergessen alle Entbehrungen, unter denen sie fast zusammengebrochen waren. Als sorglose große Kinder, die nur dem Augenblick leben, erschienen sie mir. Glücklicher Soldat, der nicht an Kommendes denkt.

Ich durchschritt die schnurgeraden Alleen, deren Einfassungen von kegelförmig geschnittenen Buchsbäumen und viereckigen Taxushecken märchenhaft wie die Ziergärten der kleinen Lusthäuschen in Trianon erschienen. Aus den mit herrlichen Glyzinen überspannten Laubengängen glaubte man das leise, verhaltene Richern reizender Kokopersonchen zu hören und die Gestalten goldbetrefter, schlanker Kavaliere zu sehen. Neben einem zierlichen Gartengebäude, das wie ein Tempel der Liebe unter uralten Buchen und riesigen Tannen hervorsah, fand ich frische Gräber; Gräber deutscher Helden, deutscher Offiziere; auf den winzigen Hügeln lagen ihre Helme, Säbel und Achselstücke. Der Herbst schmückte mit der letzten bunten Blumenpracht des Jahres die Grabstätten überreich. Liebe Kameraden ruhen hier für

immer vom Leben aus. Sterben und Tod. Der Tod, ein Zwilling Bruder des Lebens, ist verwirrend und räthselhaft wie das Leben selber. Das Geheimnis des Todes ist zu groß, als daß wir Alltagsmenschen es fassen könnten; faßbar mag es nur den Begnadeten in Stunden hellseherischen Ahnens einmal werden, wie das nicht weniger dunkle Leben.

Weiter hinten im Park, wo die Gemüsegärten lagen, stand ein Gärtnerhäuschen. Von weitem hörte ich leises Wimmern, das sich beim Hörbarwerden meiner Schritte bis zum schrillen Geheul steigerte. Ein Hühnerhund mit seidigweißem Fell sprang gegen das Gitter und scharfte verzweifelt an dem Drahtgeflecht seines Zwingers. Das arme Geschöpf war un gepflegt, struppig und verhungert, es mußte ein schönes, edles Tier gewesen sein. Man mußte es bei der raschen Flucht vergessen haben; vielleicht hatte es tagelang nichts mehr zu fressen gehabt. Wer denkt auch bei so rascher Auflösung noch an einen Hund, an ein, wie unser großer Kant noch sagte, außerhalb des Rechts und der Moral stehendes Tier. Wer denkt daran, daß auch ein Tier leidet, ja bei Entbehrungen mehr noch leidet als der Mensch, der doch wenigstens von allem, was er zu erdulden hat, die Ursachen und Gründe zu erkennen vermag. Mit stehenden, heißhungrigen Augen sah dies Geschöpf mich mit ausdrucksvollen Blicken an, als wenn von mir allein sein ganzes Schicksal, sein Wohl und Wehe abhinge. Ich öffnete die verriegelte Thür und trat ein. Willig ließ das Tier sich streicheln und lieblosen. Ich las auf dem Halsband: „Argent, Conte de B. . . . B. . . .“ Dann gingen wir den weiten Weg durch den Park zurück, ich hielt den ungestüm nach dem Schlosse zustrebenden Hund am Halsband. Ich nahm einen mir unbekanntem

Weg mit ihm; wußte ich doch, daß er ihn genauer kannte als ich.

Dort ließ ich ihm aus der Feldküche Nahrung geben, die er heißhungrig verschlang. Seit dieser Stunde verließ mich „Argent“ nicht mehr; er blieb mein Begleiter auf Märschen, Patrouillengängen und Feldwachen. Manches Mal unterrichtete er mich durch seine Wachsamkeit und Aufmerksamkeit in dunkler Nacht, in waldigem, zerklüftetem Gelände von der Anwesenheit oder Annäherung des Feindes. Oft bewahrte er mich dadurch vor drohendem Unheil, vielleicht vor Gefangenschaft und Tod. Hatte er durch so viele Liebesdienste meine geringe Tat seiner Rettung, die doch nur aus menschlichem Mitleid entsprungen war, nicht lange schon wieder gut gemacht? Hatte er nicht längst genug getan, und war er dadurch aller Verpflichtungen gegen mich nicht los und ledig, gegen mich, der ich ihm doch ein vollkommen Fremder war?

Dankbarkeit! — Menschen mögen so denken; sie sind berechnend und stets auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Argent gab mir als seinem Lebensretter alles, seine ganze Seele, seine ganze Kraft, all seine Fähigkeiten gab er hin und nicht aus Berechnung, nur weil ein Hund in seiner Dankbarkeit aufhört, an sich selbst zu denken; er ist das einzige Tier, das den Menschen mehr liebt als sich selbst. Argent besiegelte seine Liebe und Dankbarkeit zu mir mit dem Tode.

Seit dem ersten Morgengrauen tobte die Schlacht. Das Waldstückchen vor uns, hinter dem wir als Reserve lagen, schien lebendig von all den unzähligen Geschossen, die krachend ganze Stammreihen niederlegten und den weichen Moosboden mit Eisenhageln zerfetzten. Hinter uns dröhnten in regelmäßigen Abständen und kurzen,

dumpfen Schlägen schwere Geschütze. Die Ruhe und scheinbare Langweiligkeit, mit der die Kanoniere hinter uns ihre Geschütze bedienten, beruhigte unsere aufgeregten Sinne unwillkürlich. Argent lag neben mir. Ruhig und furchtlos sah er mich an.

Von rechts, hinter der Strohmiete her, der Stellung des Regimentstabes, kam der Bataillonsadjutant gebückt in langen Säßen angelaufen; von weitem rief er: „Sechste und siebente Kompanie in die vorderste Schützenlinie einschwärmen!“

Wir entwickelten von jeder Kompanie, vorläufig noch in Deckung, zwei Züge. In breiter Schützenlinie suchten wir unseren Weg durch den Wald, der vielen zum Grab wurde. Kurz vor dem jenseitigen Waldrand hielten wir eine Minute, damit jeder sich noch einmal verschnaufen konnte, dann stürmten wir im schnellsten Lauf in die feuernde Schützenlinie vor.

Wieder lag Argent, der mitgelaufen war, dicht neben mir. Das Feuern meiner eigenen Leute machte ihn unruhig; leise winselnd und zitternd verbarg er seine Schnauze tief in meiner Achselhöhle.

Stunden gingen hin. Endlich zeigte anhaltendes starkes Maschinengewehrgetack und heftiges Infanteriefeuer auf dem linken Flügel, daß die Umgehung der feindlichen rechten Flanke vollendet sein mußte. Gleichzeitig erfolgten die Zeichen zum allgemeinen Vorgehen. Die Trommler schlugen mit einem Schlägel, die Hornisten bliesen die altbekannten Angriffs-signale. Wie oft hatten wir das alles auf Exerzierplätzen und im Manöver geübt; viel anders war es ja auch heute nicht, nur dieses ununterbrochene Singen, Surren und Pfeifen der vorüberfliegenden Kugeln, das Fauchen und Krachen der vor und über uns in kleinen Wölkchen platzenden Schrap-

nelle war anders. So manchem wurde diese Schlachtenmelodie zum Totenlied! Viele verschwanden unter den hohen, saftiggrünen Riesenblättern des Zuckerrübenfeldes, durch das unser Angriff ging, um nie wieder aufzustehen. Bald war die Luft erfüllt von Seufzen und Klagen Verwundeter, vom schrillen Gewieher und gräßlich anzuhörenden Schreien todwunder Pferde, und noch immer das gleiche grausige Lied, von Minute zu Minute zu ohrenbetäubendem Brausen sich steigend, Gehirn und Sinne mit Schauer und Entsetzen erfüllend.

Ich gab das Kommando: „Zum Sturm fällt das Gewehr!“

Raum fünfzig Schritt vor mir sah ich die schwarzen, tierischen Gesichter der Turkos. Mit funkelnden Augen und wutverzerrten Grimassen erwarteten sie uns, Mann gegen Mann.

Ein heftiger Schlag gegen die rechte Hüfte riß mich zu Boden; ich raffte mich auf und stürzte wieder zusammen; mein rechtes Bein war plötzlich kraft- und gefühllos. Lähmende, befremdende, erschlaffende Müdigkeit besiel mich mit Riesengewalt; ich fühlte, daß ich trotz des fürchterlichen Getöses zu schlafen geneigt war. Wie aus weiter, weiter Ferne hörte ich Hurrarufe. Auf die Kohlblätter neben mir hagelten die Geschosse wie Schloßen im Wetter nieder. Dann wurde es langsam still; still und dunkel um mich her.

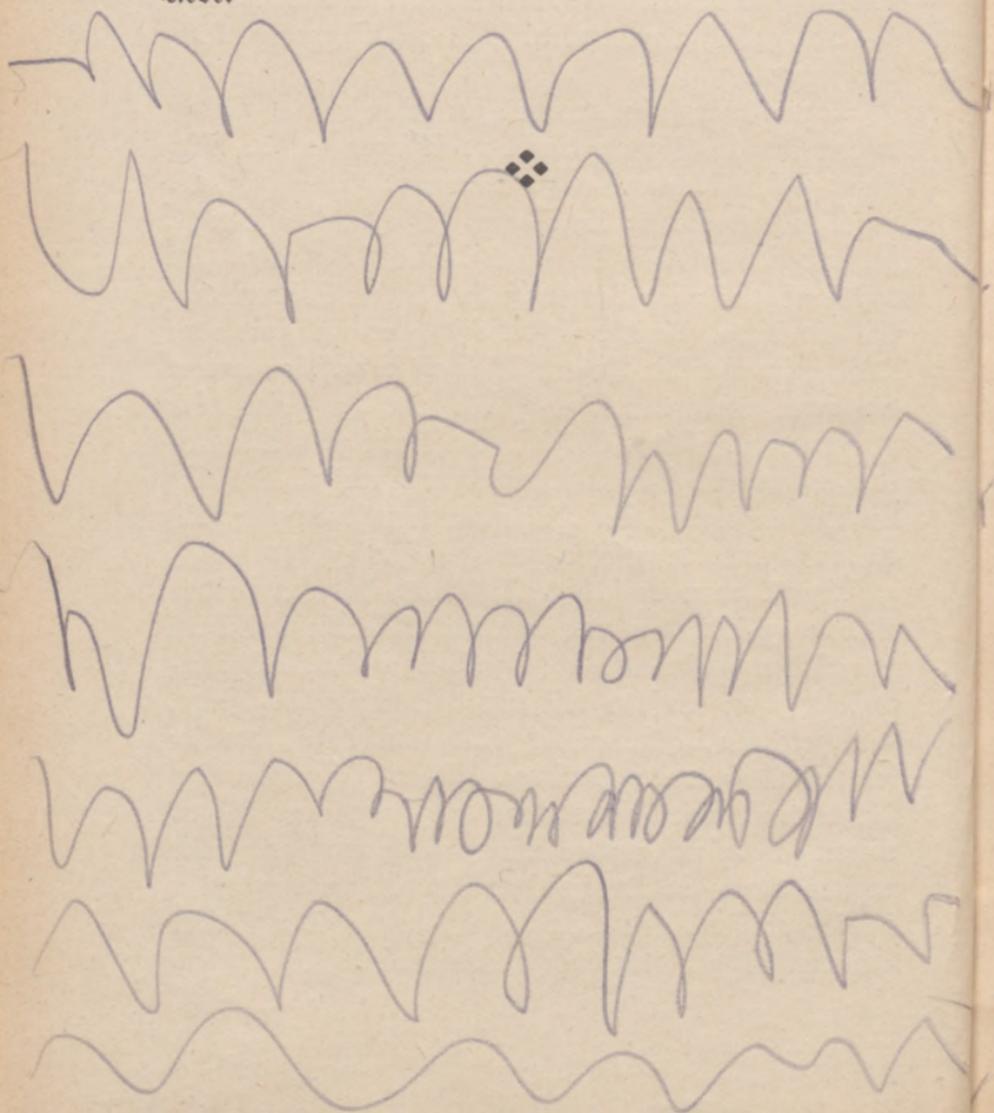
Wie lange ich so lag? Ich weiß es nicht; denn es war tiefe Nacht, als ich wieder meiner Sinne mächtig wurde. Meine ersten Lebenszeichen begrüßte Argent mit hellem Geplätsch; er leckte mir Gesicht und Hände und wußte nicht, wie er mir noch seine Freude zeigen könnte. Kein Schuß fiel mehr. Nur der Himmel leuchtete weit hin rot, vom Widerschein brennender Gehöfte und

Dörfer. Tote lagen um mich her; unter den Verwundeten war ein junger Unteroffizier meiner Kompanie; er fror stark und litt Durst. Ich mußte irgendwo am Becken verwundet sein; ich konnte nichts mit den Fingern befühlen, denn die Kleidungsstücke waren hart von geronnenem Blut. Mühsam schleppte ich mich auf der Erde zu dem Unteroffizier, breitete meinen Umhang über ihn und gab ihm zu trinken. Als das Morgenrot kam, war er tot.

Argent war schon dreimal fortgelaufen und immer wieder kam er allein und niedergeschlagen zurück. Niemand schien sich um uns zu kümmern. Feiner Sprühregen rieselte nieder; ein Regen, der alles durchdringt, gegen dessen endloses Triesen es keinen Schutz gibt. Da rastete auf der fernen Landstraße in höchster Geschwindigkeit ein Auto. Argent richtete sich auf und spitzte die Ohren; im nächsten Augenblick schoß er auf den immer deutlicher werdenden Wagen los. In der Ferne höre ich sein verzweifeltes Gekläff. In kaum zehn Minuten kam er mit zwei Generalstabsoffizieren zurück. Der eine der Herren sagte: „Der Hund führte sich auf wie toll, da mußte man doch sehen, was los ist.“

Argent war auf das Trittbrett des stoppenden Wagens gesprungen und gab mit kläglichem Geheul zu verstehen, daß man ihm folgen möge. Da die Gegend unsicher war, mußten wir uns beeilen; halb gestützt, halb getragen, gelangte ich bald zum Auto, das sofort die Reise weiter fortsetzte. Argent saß neben dem Führer, mit weit heraushängender Zunge und seligen Augen sah er sich immer wieder nach mir um. Wir mußten durch ein Dorf rasen; aus einigen der letzten Häuser prasselte uns Gewehrfeuer nach. Der Führer ließ den Wagen mit höchster Geschwindigkeit laufen.

Bald lag das Dorf weit hinter uns. Waren wir alle heil geblieben? Ja, gottlob! Argent saß nicht mehr neben dem Führer. Wo war Argent, wo war mein Retter? Tief unten im Wagen lag er; eine Kugel hatte ihn getroffen. Seine letzten brechenden Blicke suchten nach mir; Blicke voll tiefer Dankbarkeit und Liebe.



„Fallschirmtiere“

Von Dr. Johannes Bergner

Mit 6 Bildern

In den Aufzeichnungen des großen Malers und Gelehrten Leonardo da Vinci, der, fast siebenzig-jährig geworden, 1519 starb, findet sich neben anderen flugtechnischen Gedanken und Zeichnungen auch der Entwurf eines Fallschirmes, jener uns heute so selbstverständlich dünkenden Vorrichtung, um ungefährdet aus großen Höhen durch die Luft wieder die Erde zu erreichen. Leonardos Ideen gingen verloren und erst dem Luftschiffer Jacques Garnerin gelang es, 1797, einen brauchbaren Fallschirm zu erfinden, mit dem er vom Ballon aus einer Höhe von tausend Metern herabschwebte. Die beispiellose, unerschrockene Tat erregte zu seiner Zeit gewaltiges Aufsehen. Was dem französischen Luftschiffer zum ersten Male glückte, ist gleich manchen anderen Erfindungen des menschlichen Geistes im Reiche der Natur schon längst vorgebildet. Bei vielen auf Bäumen lebenden Tieren finden sich eigenartig ausgebildete Schwebehäute, die es ihnen ermöglichen, überraschend weit im schnellen Gleitfluge dahinzusegeln. — Schwache Hautfalten, wie sie gewisse Affen, unter anderem der auf Madagaskar zum Vogelfang abgerichtete Indri, besitzen, mögen wohl den Ausgangspunkt dieser zum Gleiten durch die Luft geeigneten Organteile gebildet haben, während die den *Flattermakis* völlig umsäumende Flughaut als die vollkommenste Ausbildung des „Fallschirms“ bei den Tieren angesehen werden darf (Abb. 1). Fast möchte es scheinen, als ob dies seltsame Geschöpf den Übergang zur Fledermaus verkörpere, und doch ist es mit ihr nicht zu vergleichen, da seine Flughaut nicht wie bei jenem Handflatterer im Unterarm und den gleichfalls mächtig verlängerten Fingern ihre Stütze und

Beweglichkeit findet. Zudem ist die Flughaut des Flattermakis beiderseits mit dichtem, seidenglänzendem Pelz bedeckt, der dem katzengroßen Tier den weiteren Namen „Pelzflatterer“ eintrug. Aber dies sind nicht die einzigen Bezeichnungen dieses Geschöpfes, die als Beweis dienen, welche Mühe das in so vieler Hinsicht

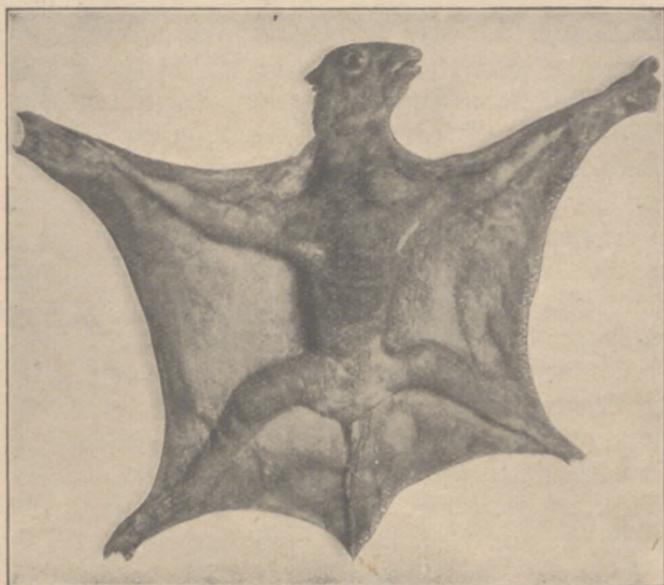


Abb. 1. Flattermaki.

rätselhafte Wesen den Forschern machte. Die einen hielten es für einen Affen oder gar ein Raubtier, andere wieder stellten es zu den Fledermäusen, bis sorgfältige anatomische Untersuchungen endlich dazu führten, es den Insektenfressern anzugliedern, obwohl es sich von Früchten nährt. Das Gebiß des Flattermaki, dessen besondere Beschaffenheit an sich rasche Entscheidung

erlauben würde, gibt mit seinen breiten, fahmartigen unteren Schneidezähnen, wie sie sich sonst bei keinem anderen Lebewesen finden, nur neue Rätsel auf, doch dürfte auch diese sonderbare Bildung mit der Ernährung eng zusammenhängen. Man glaubt denn auch, daß die wie Zinken eingeschnittenen Zähne einen Filter bilden, durch den der „Raguang“ — so nennen ihn die Eingeborenen der Sundainseln, der Molukken und Philippinen — den Saft der Bananen oder Kokosnüsse schlürft. Am Tage hält er sich im Astgewirr und Blätterdickicht wohl verborgen, wobei die Farbe seines Felles, das mit den hellen, unregelmäßigen Flecken auf olivfarbenem oder braunem Grunde der Rinde ähnelt, ihn manchem Späherblick entzieht. Die Füße einander dicht genähert, hängt er in seiner Flughaut, wie in einem Beutel ruhend, vom Ast herab, so daß selbst kletternde Raubtiere ihn höchstens in die Pfoten beißen und dadurch wecken können. Wenn aber die in den Tropen rasch zunehmende Dämmerung naht, klettert er gewandt mit seinen scharfen Krallen, durch die dem Leibe angeschmiegte Flughaut kaum behindert, bis zu den höchsten Baumwipfeln. Nach einem Sprung ins Weite entfaltet sich der „Fallschirm“ und wie ein Geisterspuk, laut wimmernd, stöhnend oder hell aufkreischend, schwebt das im Mondlicht noch größer wirkende Tier mehr wie sechzig Meter weit im ruhigen Gleitflug durch die laue Nacht.

An Größe und Gewandtheit steht ihm der *Niese flugbeutel* am nächsten. Gleich einem Mantel umwallt die außen dunkelbraune, innen weiße Flughaut das schmucke, listig dreinschauende Geschöpf. Die Flughäute reichen zwar nur vom Ellbogen bis zur Hinterzehe, dafür dient aber auch der freibleibende buschige

Schwanz als Steuer, und gleichsam fliegend durchmisst das muntere Tier in weit fördernden Sprüngen von Wipfel zu Wipfel den Urwald, der ihm Knospen, junge Sprossen, saftige Früchte in verschwenderischer Fülle bietet. Das erste Morgengrauen aber scheucht es zurück in seine Baumhöhle, wo es nur der nach seinem Fleische lüsterne Australneger noch aufzustöbern weiß. Rasch zugreifend, packt er den Schläfer an dem langen Schwanz und ehe der noch seine Zähne und die scharfen Krallen zur Abwehr zu brauchen vermag, wirbelt er das überraschte Tier im Kreise herum und zerschmettert ihm den Schädel am Baume. Ohne des findigen Negers Hilfe, der im Auffspüren des Riesenflugbeutlers von Jugend auf geübt ist, würde es dem Europäer selten gelingen, ihn lebend zu bekommen. Viel leichter glückt der Fang des Beuteleihorns, eines allerliebsten Tieres, das mit bewundernswerter Sicherheit dank seiner Flughaut von den Wipfeln mächtiger Eukalyptusbäume, deren honigspendende Blüten das Leckermaul besonders anziehen, zum nächsten Stamm herabschwebt (Abb. 2). Überraschend ändert es dabei oft noch die Richtung durch geschickt steuernde Wendung seines buschigen Schwanzes; am Ende der Flugbahn schwebt es in leichtem Bogen auf, um den Anprall abzuschwächen. Ein äußerst bewegliches Geschöpf in seinem luftigen Reiche, verliert es auf der Erde alle Sicherheit und kriecht unbeholfen zum nächsten Baume hin, den es dann aber um so hurtiger und gewandter erklettert. Am Tag aus seinen Schlupfwinkeln gescheucht, wo es, zur Kugel eingerollt, der Ruhe pflegt, macht es, vom Sonnenglanz geblendet, bald einen Fehlsprung, so daß es auf dem Boden landet, wo es trotz allen Krakens und Beißens leicht gefangen wird.

Ein Zwerg, mit dem Beuteleichhorn verglichen, aber ein äußerst stinkes Wesen ist die *Beutelmaus*, die ihres lustigen Treibens wegen in der Wissenschaft den Namen „*Acrobates*“ erhielt. Das niedliche Ge-



Abb. 2. Beuteleichhorn.

schöpf, in Form und Farbe unserer Hausmaus sehr ähnlich, läßt sich leicht zähmen. Man hält es deshalb auch in Australien gern im Zimmer, wo man sich über die gewandten Kletterkünste und munteren Schwebflugsprünge des zutraulichen Tierchens freut.

Doch nicht nur in jenen uns fernen Landen gibt es

solche „Fallschirmtiere“, auch in Europa findet sich ein *Flughörnchen*, das von den russischen Ostseeprovinzen bis nach Sibirien verbreitet lebt. Besonders liebt es die Birkenwälder, von deren Stämmen sich sein fahlbraunes, unten weißes, im Winter aber silbergraues Fell kaum abhebt. Gleich unserem Eichhorn sitzt es aufrecht auf schwankem Zweige und knabbert Samereien oder zarte Sprossen, die es zierlich in den beweglichen Pfötchen hält. Erst nach Sonnenuntergang erwacht es zum frischen, frohen Leben. Dann huscht es munter an den Stämmen hin, Sprünge wagend, die selbst unser flinkes, waghalsiges Eichhorn dem viel kleineren Nager neiden könnte. Seine Flughaut ist verhältnismäßig kurz, aber der platte, zugleich als Steuer dienende Schwanz vergrößert seine Fläche. Verwandte Arten dieses Zwerghörnchens trifft man auch in Nordamerika. Merkwürdigerweise fürchtet der Indianer die anmutigen kleinen Dinger und erzählt, daß sie den Menschen ins Gesicht fliegen, um sich an seiner Nase festzubeißen. Das ist so wenig wahr, wie eine andere Fabel, daß diese schmucken, seidenweichen Wesen sich von Kot ernährten. Selbst in der Not verschmäht der Indianer das Fleisch dieser Tiere als eine ekelhafte Speise. Übrigens ist auch bei uns im Volke der Glaube weit verbreitet, daß sich die Fledermäuse den Frauen ins Haar wühlen.

Eine besonders merkwürdige Art, das *Schupporn*, ist von Kamerun bis nach Sansibar verbreitet (Abb. 3). Den Namen „Schuppenhörnchen“ trägt es deshalb, weil dachziegelartig übereinanderlagernde Hornschuppen unten an der Wurzel seines langen, dichtbehaarten Schwanzes stehen, die dem Tier beim Klettern als Stütze dienen mögen. Die meisten Flughörnchen, darunter auch die größten, die Ta-

g u a n e, die mit ihren aufgespannten, selbst die Hinter-
schenkel noch verbindenden Fallschirmen weit mehr als
einen halben Meter klaffern, leben im südlichen Ostasien



Abb. 3. Schuppenflughorn.

und den anschließenden Inseln, wo sozusagen alles
„fliegt“, selbst die Eidechse und der Laubfrosch.

Von diesen beiden steht der Flugdrache, der
mit den Drachen oder Lindwürmern der Sage nur den
Namen teilt, aber nur eine höchst harmlose Baumechse
ist, ganz eigenartig unter allen Wirbeltieren da. Fünf

oder sechs verlängerte freie Rippen stützen die halbkreisförmige, zusammenklappbare Gleitvorrichtung. In etwa fünfundzwanzig Arten — deren häufigste Abbildung 4 zeigt — leben diese Tiere im Malaienarchipel auf



Abb. 4. Flugdrachen.

Palmenwipfeln oder in den Kronen mächtiger Urwaldsbäume. Dem Ast mit ihrem platten Leib angeschmiegt, im Blättershadow flechtenbedeckter Rinde täuschend ähnlich, lauern sie auf Insekten; in jähem Sprunge schnellen sie nach ihrer Beute vorwärts, um gleich dar-

auf damit zum nächstgelegenen tieferen Ast zu segeln, wobei der lange Schwanz ebenfalls zur Gleichgewichtserhaltung und als Steuer dient. Im Augenblick des Fluges leuchtet die orangerote Gleitvorrichtung mit der hübschen schwarzen Gitterzeichnung auf und bietet mit dem grünen oder braunen, metallisch schillernden Rücken, dem aufgeblähten gelblichroten, beim Weibchen blauen Kehlsack und den rosenroten oder gelben Seitenwammen im Sonnenglanz ein herrliches Farbenspiel, das freilich wenigen nur zuteil wird, da der Flugdrache auf hohen Bäumen lebt.

Einen absonderlichen Anblick gewährt der *Flugfrosch* (Abb. 5). Bei ihm sind die Spannhäute der langen Zehen derartig gebildet, daß sie die Wucht des Sturzes bei einem Fehlsprung sehr wohl hemmen können. Die *Ruderfrösche*, wie man sie übrigens treffender bezeichnet, leben außer in Indien und den Sunda-inseln in China, Japan und auf Madagaskar, der Heimat so vieler anderer seltsamer Tiere. Dort haufen die *Ruderfrösche* auf Bäumen, wie unser Laubfrosch; mit den Saugballen der Zehen haften sie an den Blättern, denen sie in ihrer Färbung überraschend gleichen.



Abb. 5. Flugfrosch.

Selbst in der untersten Klasse der Wirbeltiere, bei

den Fischen, ist das Bestreben, sich in die Lüfte zu erheben, unverkennbar; die sogenannten Hochflugfische, die namentlich in wärmeren Meeren das Auge jedes Reisenden entzücken, zählen nicht weniger als fünfzig Arten. Bald hier, bald dort schnellst einer dieser azurblauen, silberbäuchigen „Flieger“ aus den Wogen, um mit den großen, oft eigentümlich schwirrenden Flossen eine Strecke weit dahin zu segeln, von anderen überholt, die spielend oder vor Raubfischen flüchtend, allenthalben der Flut entsteigen. Eines der unvergeßlichsten Schauspiele ist es, wenn sich Schwärme, oft nach Hunderten und Tausenden, in mächtigem Ansprung fünf bis sechs Meter hoch aus schaumsprühenden Wogenkämmen erheben, um in prächtigem, über hundert Meter langem Gleitflug in ihr Element zurückzusinken. Beim Einfallen ändern sie oft noch die Richtung, während neue Schwärme sich erheben, verfolgt von blendendweißen Möwen und anderen Seevögeln, die alle Fluggewandtheit aufbieten, um die rasch dahinschießende Beute zu erhaschen. Im Mittelmeer macht der *Schwalbenfisch* mit seinen spitzen, flügelartigen Flossen, die leicht beweglich auf gelenkigen Knochen stehen, seinem Namen alle Ehre (Abb. 6). Unter propellerartigen Schlägen des tiefgegabelten Schwanzes nimmt er, die langen Brustflossen dem Leibe angeschmiegt, schräg aufwärts seinen Anlauf, um dann, je nach der Kraft des Sprunges, dicht über dem Meerespiegel in wellenförmigem Schweben die Wogen zu übersezen oder in längerem höherem Fluge, dem Wind entgegen, wie eine Schwalbe durch die Luft zu gleiten; oft schnellst er gleich nach dem Eintauchen wieder aus dem Wasser. Der untere längere Lappen der Schwanzflosse gibt dem Fluge die Richtung.

Ganz ähnlich schweben im Mittelmeer auch die *Flughähne*, die noch größer, vor allem aber schwerer als die Schwalbenfische sind, deren Schwimmblase die halbe Leibeshöhle füllt. Dafür sind bei dem Flughahn



Abb. 6. Oben: Schwalbenfisch; unten: Flughahn.

aber auch die von fast körperlangen Strahlen gestützten Brustflossen noch umfangreicher. Es sind prächtig gefärbte Tiere mit hellbraunem, dunkelmarmoriertem Rücken, rosenrotem Bauch und rötlich silberglänzenden Seiten, dessen breite, fächerförmige Flossen auf dunklem

Grunde tiefblau gefleckt sind; sie klastern nicht selten über einen halben Meter, sind also wohl geeignet, den schweren, förmlich gepanzerten Fisch zu tragen.

In allen Klassen der Wirbeltiere finden sich einige Vertreter, die „höher hinaus“ wollten. Von solchen auf Bäumen lebenden Klettertieren, wenn auch von völlig anderen Formen, mögen die Flugechsen der Vorwelt und die Vorfahren unserer Fledermäuse, vielleicht auch die Vögel ihren Ausgang genommen haben. Solche Vermutungen legen die Reste des im Plattenkalk von Solnhofen gefundenen Urvogels, des rabengroßen *Archaeopteryx*, nahe, der nicht nur an den Füßen, sondern auch an den Flügeln starke, zum Klettern dienende Krallen besitz.



Louise Germaine de Staël zum hundertsten Todestag

Von Wolfgang Dillher

Mit Bild

Als sich im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts um 1789 die ersten revolutionären Bestrebungen hervorwagten, war die Tochter des edlen, uneigennütigen Finanzministers Jacques Necker, die sich 1786 mit dem schwedischen Gesandten Baron v. Staël-Holstein vermählt hatte, dreiundzwanzig Jahre alt. In der großveranlagten Frau lebte der Geist jener Zeit, die Unerhörtes erstrebte und mit einer Zerstörung endete, die Frankreich tiefe, unheilbare Wunden schlagen sollte, an denen es jetzt erst vollends dahinsiechen wird. Von Jean Jacques Rousseau beeinflusst, träumte sie anfangs, gleich allen großen französischen Geistern jener Lage, von der Gleichheit der Menschen und stellte herzbang bewegt die erschütternde Frage nach dem Glück der Gesellschaft und des einzelnen. In raschen Schlägen folgten die blutigen Umwälzungen der Revolution, und vor dem scharfen Auge der seltenen Frau vollzogen sich Ereignisse, die ihre anfängliche Begeisterung bald zum Schwinden brachten. Sie riet der königlichen Familie zur Flucht; als man ihren Plan verwarf, verließ Germaine de Staël am 2. September 1792 Frankreich, um erst nach fünf Jahren wieder zurückzukehren, als die Schreckensherrschaft der untersten Schichten im eigenen Blut erstickt worden war. Napoleon Bonaparte, der Erbe des Chaos, fand in dieser Frau eine Feindin, die er niemals besiegte; mit Benjamin Constant, Lafayette und vielen anderen Personen, die dem seinem Aufstieg zur diktatorischen Gewalt entgegenstrebenden Korfen feindlich gesinnt waren, legte sie den Grund zu

einer konstitutionellen Partei, um die lang entbehrte Freiheit in Frankreich unter den Bourbonen zurückzuerobern. Bonaparte sprach schon 1803 das Verbannungsurteil über die unerschrockene Frau; er erlaubte ihr nicht, sich näher als vierzig Meilen an Paris heranzuwagen. So trieb er sie nach Deutschland, über das sie später ein Buch veröffentlichen sollte, dem Frankreich eine Kenntniß unserer Art verdankt, die es zu seinem Schaden niemals zu nutzen verstand. Noch heute glaubt der letzte Franzose an die gottgewollte Überlegenheit seiner Rasse über uns und nennt uns in blinder Dumpfheit Hunnen und Barbaren. Ein Zeitgenosse Germaine de Staëls, Lamartine, schrieb damals: „Wenn Gott der Menschheit eine große Idee offenbaren will, pflanzt er sie nur in die Brust eines Franzosen.“ Die französisch erzogene Tochter des Schweizers Jacques Necker bewahrte ihr Blut davor, dem schlimmsten nationalen Fehler der Franzosen ohne Besinnung zu verfallen; ihr Buch über Deutschland enthält heute noch bittere Wahrheiten, die jenseits des Rheines besser gekannt sein sollten. Zu einer Zeit, da Lamartines schale, eitle Phrase ein nationales Glaubensgebot war, wagte es eine Frau, ihre warnende Stimme zu erheben. In jenen Jahren maßloser Verblendung, wo Frankreichs Name die ganze Welt erfüllte, wo seine Adler im Glorienschein von tausend Siegen schimmerten und Nationen gefesselt zu seinen Füßen lagen, zu einer Zeit, da französische Nationaleitelkeit bis zum Wahnwitz sich berauschte, wagte Germaine de Staël dem Volke die Wahrheit ins Gesicht zu sagen: euer geistiges und sittliches Leben ist verwelkt und schlecht, richtet eure Blicke nach dem von euch gering geschätzten, verachteten Deutschland. Mitten im Weltkrieg erschien der zweite Band eines französischen Romans: „Jean



Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. S.

Frau von Staël.

Nach einem Gemälde von François V. Gérard.

Christophe“ von Romain Rolland, den man später einmal dem Buche der Staël: „De l'Allemagne“ an die Seite stellen wird. Das Nationallaster der Franzosen, die Eitelkeit ohne jedes Maß, der wir im letzten Jahrhundert

drei blutige Kriege verdanken, wird überm Rhein jede mahnende Stimme auch weiterhin verachten. Wenige Jahrzehnte nach Germaine de Staël nannte der scharfsinnige Franzose Henry Beyle, der sich nach dem Geburtsort unseres großen Winckelmann de Stendhal nannte, die Franzosen die „Lebhaft-Eitlen“ — les vainvits — und behauptete, alle ihre Handlungen würden durch die Furcht vor der Lächerlichkeit bestimmt, durch die Frage: „Was wird man dazu sagen?“

Schon 1810 schrieb Frau v. Staël: „Die Franzosen sind nur als Masse allmächtig; selbst ihre bedeutenden Männer stützen sich immer auf hergebrachte Meinungen, sogar dann, wenn sie sich darüber erheben wollen. Nichts ist so grausam als die Eitelkeit; und da nichts so sehr als die Gesellschaft, der gute Ton und die Mode dazu geeignet sind, die Eitelkeit aufzuregen, so gibt es kein Land, wo das innere Glück von größeren Gefahren bedroht wird als in Frankreich, denn dort hängt alles von dem ab, was man die Meinung nennt. Jeder lernt dort vom anderen, was man fühlen muß. Man beugt dort auch die Ideen unter die Knechtschaft der Gewohnheit und mißt zuletzt ihren Wert nach dem Maße des allgemeinen Beifalls, den sie finden, und diese eitle Rücksicht, anderen zu gefallen, stumpft im Innern jedes eigene Gefühl ab.“

Es ist ein verhängnisvoller Zug am Franzosen, sich nur als Masse mächtig fühlen zu können. Heute, nach einem Jahrhundert gefährlichster, selbstzerstörend wirkender politischer Unrast, steht Frankreich am Rande eines Abgrundes, der nicht einmal mehr viel zu verschlingen hat. Alle möglichen Staatsformen wurden verbraucht und im Kern zugrunde gerichtet. Frau v. Staël sprach es klar aus, daß diese „Abhängigkeit der Seelen“ am Ende sogar gleichgültig machen muß gegen jeden Ge-

danken wahrer Freiheit; sie fürchtet, man werde einmal nichts mehr als das leere Wort besitzen. Damals wagten wenige Männer in Frankreich so weit zu denken, wie diese selten großgeartete Frau. Jetzt vor dem Kriege schrieb der Franzose Fouillée: „Der Revolutionsgeist ist in Frankreich eine andere Form des Gemeinschaftsempfindens. Wenn ein neuer Gedanke auftaucht und sich ausbreitet, sozusagen eine neue Mode wird, so wirkt die Massenanstekung augenblicklich und führt zu dem Bedürfnis, alles umzustürzen. Der französische Revolutionsgeist ist nicht ausschließlich ein Auflehnen des einzelnen gegen die Gesamtheit, er ist nicht wie in anderen Ländern ein toll gewordener Individualismus, sondern ein plötzliches Überspringen einer zu großen Teilen gemeinschaftlichen Idee von Person zu Person, eine Art Feuersbrunst, hervorgerufen durch gegenseitige Brandstiftung, verstreutes Pulver, das explodiert. Die Ansteckung durch Sympathie spielte eine abscheuliche Rolle in unseren Revolutionen.“ Fouillée sagt einmal geradezu: „Als einzelner hat der Franzose weder die Willenskraft des Engländer und noch weniger die hartnäckige Geduld des Deutschen, er kann nur in der Masse wollen, die Furia francese bricht nur aus, wenn das ganze Volk von einem Willen besessen ist.“ Sehr gut erkannte er den schweren Fehler dieser Eigenschaft, das Versagen nicht von der „Bernunft“ geleiteter Gefühle, die nur im „Zähzorn, in der Wut, eine schnell von Mensch zu Mensch überspringende Leidenschaft erzeugen“.

Nie vorher wurde Frankreich so planvoll als Masse verheßt und in einen sinnlosen Vernichtungsrausch getrieben als in den Jahrzehnten vor diesem Kriege. Man darf zu prophezeien wagen, daß Selbstvernichtung das Ende sein muß.

Auch solche Gedanken, wenn auch noch mit anderen Worten ausgesprochen, finden sich in dem 1810 verfaßten Buche über Deutschland von Germaine de Staël. Wir müssen es dem ideenlosen Gewaltmenschen Napoleon noch heute danken, daß er diese Frau nach Deutschland ins Exil trieb; durch den Vergleich anderer Nationen mit den Franzosen wurde sie hellsehend. Was sie in Paris nicht gefunden hätte, ging ihr in Deutschland auf: sie fand dort die „Unabhängigkeit der Seelen“, und eine „Unparteilichkeit der Geister“, die sich nicht am leeren Worte der Freiheit berauschten und „Pflicht als ein höheres Menschengebot“ achteten. Sie sprach vor mehr als hundert Jahren einen Gedanken aus, den wir erst jetzt allmählich fassen lernen und zur Tat machen können, wenn wir nicht selbst anfangen, französisch zu denken und zu handeln, das heißt: als berauschte Masse sinnlos, revolutionär zerstörend, zersetzend handeln. Frau v. Staël schrieb: „Deutschland kann, seiner geographischen Lage nach, mit Recht für das Herz Europas gelten, und der große Bund des europäischen Kontinents kann allein durch dieses Landes Unabhängigkeit die eigene wiedererlangen.“ In ihrem 1810 in Frankreich durch Polizeigewalt vernichteten Werke fanden sich Stellen, in denen gesagt war, die Deutschen seien keine Nation. Als nach der Niederlage Napoleons bei Leipzig das Buch „De l'Allemagne“ wieder gedruckt werden konnte, schrieb sie im Vorwort: „Ich behauptete, die Deutschen seien keine Nation, aber wahrlich, vor den Augen aller Welt strafen sie als Helden diese Besorgnis Lügen.“ Sie wendet einen Vers Southey's über die Spanier im Unglück auf Deutschland an: „Die tapferen Dulder sind es, die die Menschheit retten.“ Sie fand in Deutschland eine „Ausdauer, hochehrhaben über jedes Ereignis“, und

schreibt: „Man sagt von den Deutschen, daß sie erst im Unglück Überzeugungen erwerben. Individuen müssen sich dem Schicksal fügen lernen, aber Nationen niemals; denn sie allein sind es, die dem Geschick zu gebieten vermögen — ein fester Wille mehr und das Elend wäre gebändigt. . . . Die Unterwerfung eines Volkes unter ein anderes ist der Natur zuwider. . . . Könnten die Deutschen sich nochmals unterjochen lassen, ihr Unglück würde das Herz zerreißen, aber man würde immer versucht sein, ihnen zu sagen, wie Fräulein v. Mancini zu Ludwig XIV.: Sie sind König, Sire, und Sie weinen — ihr seid ein Volk und weinet!“

Sie erinnert das „arme, edle Deutschland inmitten der Verwüstungen des Krieges an seine Geisteskräfte, an die herrlichen Laten seines Denkens“ und schließt prophetisch: „Was die Philosophen in Systeme brachten, wird sich erfüllen; die Unabhängigkeit der Seelen wird einst die der Staaten gründen.“

Diese Frau erkannte die tiefwurzelnde Undisziplinierbarkeit des französischen Wesens, das jede Freiheit mißbraucht und auch kein geistiges Übergewicht duldet. Sie rühmt Kant und Fichte als die großen Erneuerer des Pflichtgedankens. „Gehorsam entsteht in Deutschland nicht aus Unterwürfigkeit oder Knechtschaft, der Deutsche erfüllt seine Pflicht aus tieferer Einsicht.“ Sie findet prächtige Worte dafür, wie die innere Unabhängigkeit gleichgültig macht gegen den bloßen Schein äußerer Freiheiten. Indes sich der Franzose freiwillig unter das Joch der Meinungen aller Welt beugt und sich darüber selbst verliert, sei im deutschen Wesen die Kühnheit des persönlichen Denkens durch keine Macht zu erschüttern. „Die deutsche Nation ist ausharrend und im innersten Wesen gerecht; ihr Gefühl für Billigkeit und

Rechtsschaffenheit verhindert, daß eine sogar fehlerhafte Einrichtung zum Mißbrauch führen könne. Mit solchen Eigenschaften hat man die Mängel der Gesetze nicht zu fürchten, die Rechtsschaffenheit des Nationalcharakters ersetzt alles. Die innere Unabhängigkeit, die man beinahe in jeder Hinsicht in Deutschland genoß, machte diese Menschen gleichgültig gegen äußere Freiheit: die Unabhängigkeit ist ein hohes Gut der Seele, die Freiheit dagegen nur eine Bürgschaft.“ Sie wagt unter diesem Gesichtspunkt das allen Franzosen ewig Unverständliche zu sagen: „Preußen gehört zu den Ländern von Europa, wo man die Aufklärung am meisten in Ehren hält, wo die Freiheit — nach französischen Begriffen — wenn auch nicht im Recht, dafür aber in der That am sorgfältigsten geachtet wird. Ich begegnete in den gesamten preußischen Staaten keinem einzigen Menschen, der über willkürliche Handlungen der Regierung Klage geführt hätte; gleichwohl hätte er dies ohne Gefahr tun dürfen.“

Bedeutsam sind die Worte der Staël über Friedrich den Großen: „In diesem König waren zwei völlig verschiedene Menschen, ein Deutscher von Natur, ein Franzose von Bildung. Alles, was der Deutsche in dem deutschen Königreich ins Leben rief, hinterließ dauerhafte Spuren; alles, was der Franzose darin versuchte, ging nicht fruchtbar und gesegnet auf.“ Sie wußte das schrittweise Vorgehen dieses Großen zu schätzen, dem alles an der Erziehung seines Volkes lag, der nichts sprunghaft unternahm. „Der deutsche Geist verträgt sich weit weniger als jeder andere mit berechneter Kleingeistigkeit; er ist nicht auf der Oberfläche sichtbar und muß tief eindringen, um zu begreifen; er hascht nichts im Fluge. Vergebens würden die Deutschen ihren natürlichen Eigenschaften entsagen; an Gründlichkeit würden sie verlieren,

an leichter Form nichts gewinnen. Sie würden aufhören, Deutsche von Wert und Verdienst zu sein. . . . Die Überlegenheit dieses Volkes besteht in der Unabhängigkeit des Geistes, in der Liebe zur Zurückgezogenheit. Was unter diesem Volke wächst, geschieht in langsamer, beharrlicher Folgerichtigkeit."

Die Gedanken, Vergleiche und Urtheile dieser Frau über französische und deutsche Erziehungspläne, über die Ideen Jean Jacques Rousseaus und unseres großen Pestalozzi sollten breit dargestellt werden können. Sie erkannte scharf das Oberflächliche der französischen Absichten: „Eine Erziehung, die spielend geschieht, zerstreut nur die Gedanken. Mühe jeder Art ist eines der großen Geheimnisse der Natur, und der Geist des Kindes muß sich zu den Anstrengungen des Lernens ebenso gewöhnen, wie unser Herz zum Leiden. Die Vervollkommnung der Jugend steht zur Arbeit im selben Verhältnis wie die Vervollkommnung des reiferen Alters zum Schmerz.“ Sie findet Rousseaus französische „Rettungsmittel schlimmer als das Übel selbst“, und vor allem „chimärisch“. Die deutsche Methode ist nach ihrer Kenntnis dieser Dinge „reell und anwendbar; sie wird auf den Gang des menschlichen Geistes den größten Einfluß haben. Rousseau sagt, die Kinder fassen nicht, was sie lernen; daraus schließt er, daß sie nichts lernen, oder spielend lernen sollen. Der deutsche Erzieher paßt alles dem Fassungsvermögen der Kinder so an, daß ihr Geist, ohne zu ermatten, allmählich zu den tiefsten Ergebnissen gelangt; er bringt das Kind dahin, selbst zu finden, was er ihm lehren will. . . . Rousseau wollte das Kind dem Gesetz des Schicksals unterwerfen; Pestalozzi schafft dieses Schicksal selbst im Laufe der Erziehung und erreicht durch seine Arbeit Glück und Vervollkommnung."

Nach Beendigung dieser Vergleiche erwähnt Germaine de Staël das Wort unseres großen Philosophen Fichte, der die Wiedergeburt der deutschen Nation durch Pestalozzis Erziehung erwartete. Sie bekennt sich an dieser Stelle zu dem durchaus unfranzösischen Gedanken: „Man muß gestehen, daß eine auf solche Hebelkräfte gestützte Revolution weder gewaltsam noch zerstörend sein würde; tropfenweise höhlt der Unterricht den Felsen, den der Bergstrom vernichtend in einem Tage fortreißt.“

Es liegt im Wesen des Franzosen, sich in einer erträumten, geschlossenen Welt einrichten zu wollen und am Ende sich selbst aller Stützpunkte zu berauben. In leeren Ideen befangen, überlebte sich dies wortabergläubische Volk selbst, ohne zu ahnen, daß seine ganze innerlich haltlose Art ihm zum Schicksal werden mußte. Es lebt von verwehten Träumen und fühlt sich in der Rolle des Weltenerretters noch in der Stunde seiner Selbstauflösung. Noch heute glauben Menschen jenseits des Rheins, wie einst Lamartine, Gott pflanze große Ideen nur in französische Herzen. Ihre Eitelkeit zwingt sie, heute wie damals, nicht auf Worte zu hören, die ihnen Germaine de Staël vor einem Jahrhundert zurief. Diese große, edle Frau, die am 17. Juli 1817 in dem durch Deutsche von Napoleon I. befreiten Paris starb, lebt in unserem Gedächtnis, während sie für Frankreich umsonst litt und strebte, wie alle, die es wagen, sich über die allgemeinen Ideen zu erheben.



Der Trainesel

Von Francine Mannjoun

Als der große Krieg ausbrach, nahm man dem Müller von Liebenkreuz gleich seine beiden Hanseln weg! Der eine Hansl war der Sohn, der andere des Müllers schönster und kräftigster Esel. Beim Abmarsch hatte er beiden traurig nachgesehen, denn sein hartes Bauernherz hing an ihnen. „Mei, o mei!“ seufzte er ein übers andere Mal, „wann wer' i den Hansl und den Buam wiedersehn — ob s' überhaupt wieder hoam kemma?“

Um die trüben Gedanken loszuwerden, fing der Müller an für drei zu arbeiten. Und das half.

Die beiden Hanseln erlebten das seltene Glück, sich nach kurzer Zeit wieder zusammenzufinden. Der Müllerssohn war zum Train gekommen, und auch den langohrigen Hansl holten sie dahin. Einen Freudenschrei hatte der Bursche ausgestoßen, als er den Hansl unter vielen anderen Tieren erkannte, und auch der Esel hatte, als er die Stimme seines Herrn vernahm, die Ohren gespitzt und die Wangen des Soldaten mit der rauhen Zunge geleckt, als ihm Hansl in der ersten Herzensfreude um den Hals fiel. Der Esel gehörte nicht zu den Besten seines Geschlechtes! Ruhig hielt er sich wohl, aber fürchterlich gleichgültig war er gegen alles, was nicht mit dem Futter zusammenhing. Außer dem Fressen schien ihn nichts zu berühren. Von allen Leuten, die mit ihm zu tun hatten, war es nur sein Namensvetter, auf den er achtete. Aus allen anderen zweibeinigen oder vierfüßigen Geschöpfen Gottes machte er sich nicht das geringste.

Da kamen harte Tage für die beiden Hanseln; lange, ermüdende Tagesmärsche folgten einander, und schmale Portionen gab es weit öfter als fette, und besondere

Leckerbissen schien es in der Gegend, die sie durchwanderten, nicht zu geben. Aber beide taten unverdrossen ihre Pflicht; nach Befehl trabten sie vorwärts, immer nur vorwärts. Je länger der Krieg und die Anstrengungen dauerten, um so inniger schlossen sich die beiden Hanseln aneinander. Nie versäumte der Bursche, zuerst das Tier zu versorgen, ehe er an sich selber dachte, und Hansl ließ sich die harten Brotkrumen und das halbe Stückchen Zucker, den es hie und da einmal gab, gut schmecken. Sogar von dem schwarzen Kaffee schleckte er seinen Teil, wenn er nur ein wenig süß schmeckte. Bei freiwilliger oder unfreiwilliger Rast rückten die beiden eng aneinander und menschliche und tierische Wärme trogten der grimmen Winterkälte.

Monate waren dahingegangen und der Müllerbursche sollte auf Urlaub gehen, aber ohne den Hansl konnte er sich nicht dazu entschließen. Als der Bursche darüber mit seinem Vorgesetzten redete, lachte der ihm hellauf ins Gesicht. „Was fällt Ihnen ein, mein Lieber? Der Esel ist unentbehrlich, der braucht keine Erholung, der hat keine Nerven. Erholung brauchen nur Sie!“ Da wollte Hansl nichts von Urlaub wissen. Er konnte es nicht übers Herz bringen, einem Fremden die Pflege seines Esels zu überlassen. So blieb er im Feld und sie trugen gemeinsam alles miteinander wie bisher.

Hansl Langohr verlor auch beim schlimmsten Trommelfeuer seinen Gleichmut nicht. Mochte es vorn oder hinten, rechts oder links einschlagen, die Erde noch so hoch aufspritzen, er schritt gleichmäßig trotzend weiter. Er wurde nur dann unruhig und störrisch, wenn er seinen zweibeinigen Genossen nicht mehr sah. Dann brachte ihn keine Macht, weder mit Güte und noch weniger mit Gewalt, auch nur einen Schritt vorwärts.

Einmal hatten sie beide das Mißgeschick, in ein Granatloch zu fallen, das sie in der Dunkelheit nicht sahen. Da lagen beide stundenlang hilflos. Der Esel lag still, ohne ein Glied zu rühren, denn er wußte, solange sein Herr bei ihm war, würde ihm nichts geschehen. Da ihm sein Herr nicht half, mußte es wohl so sein, und Hansl blieb geduldig. Der Müllerssohn stöhnte nur ab und zu schmerzlich auf. Dann leckte ihm der Esel das Gesicht oder die Hände; mehr Liebe konnte er ihm ja nicht bezeigen.

Endlich nach langen Stunden wurden beide aus ihrer elenden Lage befreit. Dem Esel war nichts geschehen und Hansl war mit ein paar blauen Flecken davon gekommen. Das erste, was sie begehrten, war Essen und Trinken. Der Trainsoldat gab seinem lieben Hansl die guten Bissen, die er sich absparte, und der Esel schien ihm für jeden Brocken zu danken. Unter den Kameraden neckten manche den Müllerburschen wegen seiner Liebe für den Esel und meinten, er sei in seinen Better verliebt. Da nichts rascher als ein Spitzname von Mund zu Mund geht, nannten sie Hansl nur den „Traineseel“, und bald riefen ihn fast alle bei diesem Namen. Hansl blieb gleichgültig dagegen. „Heiß ich halt Traineseel, da kennt mich leicht jeder. Was sollt' man den anderen für Namen geben? Haben eh nix, wonach man sie heißen könnt'.“ Liebkosend klopfte er Hansl den breiten Rücken.

Das Leben ging seinen Gang weiter. Gute und böse Tage und Wochen nahm man hin, wie sie kamen; gute und schlechte Straßen, Hitze und Kälte, Regen und Sonne, Berge und tiefe Täler, alles hatten sie kennen gelernt und im unermüdlichen Vorwärtstrabe Schweres miteinander überwunden. Der Esel trottete gleichmütig

dahin. Hansl fluchte und wetterte manchmal, um sich zu erleichtern, aber nie gab er dem Tier einen Schlag; die Schelte galten mehr ihm selber als dem armen Hansl, der tapfer seine Pflicht tat.

Mit der Zeit waren beide mager geworden, an beiden konnte man die Rippen zählen, und da kam es doch so weit, daß sie zusammen auf Urlaub gehen sollten. Und bald ging es der Heimat entgegen. Zum erstenmal schien es, als ob das Tier es wirklich verstehen könnte, wenn Hansl ihm erzählte, daß sie bald zu Hause sein würden. Immer wieder plauderte er mit dem langohrigen Freund auf dem Marsche von der geliebten Heimat, vom warmen Stall und gutem Heu, dem leckeren Brot, der grünen Wiese, und munterer als sonst schmetterte Hansl sein lautes „Yah“ in die Luft.

Eines Abends machten sie Rast in einem Dorfe. Hansl bekam seinen Stall und sein Herr bettete sich neben ihm. Todmüde waren beide von den langen, beschwerlichen Wegen, die hinter ihnen lagen. Wie lange Hansl geschlafen, wußte er nicht; aber plötzlich fühlte er etwas Nasses über sein Gesicht streichen und fühlte sich derb in die Seite gestoßen. Schlaftrunken richtete er sich auf. Da schlug ihm helle Röthe entgegen, verdächtiges Knattern drang an sein Ohr. In dem rauch erfüllten Raum konnte er bald kaum mehr Atem schöpfen; Gewehrfeuer ratterte. Feinde mußten nahe sein. Mit einem Sprung war er auf den Beinen und riß die Stalltür auf. Granaten schlugen krachend ein. Soldaten liefen hin und her, Trainewagen jagten die Dorfstraße entlang. Das war ein feindlicher Überfall. Jetzt galt es Leben oder Tod. Er sprang in den brennenden Stall zurück und führte den Esel auf den Hof. Sein Wägelchen stand noch da; man hatte vergessen,

es bei dem eiligen Rückzug mitzunehmen. Das Tier lief zu dem Gefährt, Hansl spannte es schnell vor, schwang sich auf den Sitz, zog die Pistole und rief dem Esel zu: „Hansl, lauf, es geht ums Leben!“

Hansl setzte sich in Trab und sein Herr überließ es der Klugheit des Tieres, den rechten Weg zu wählen, und Hansl wußte ihn zu finden; er trabte trotz Granaten und Gewehrfeuer aus Leibeskräften drauflos. Er nahm alle Hindernisse, vor denen sein Herr manchmal schauernd die Augen schloß. Die Kugeln sausten ihm knapp vor Augen und Gesicht vorbei. Hansl achtete nicht darauf und rannte weiter und immer weiter.

Nach einer langen aufregenden Stunde waren sie beide in Sicherheit. Hansl hatte in der Erregung bei dem schnellen Aufbruch gar nicht gemerkt, daß er ein anderes Wägelchen erwischt und mit einem kostbaren Inhalt gerettet hatte. Für dies ebenso besonnene wie mutige Wagemut erhielt er die große goldene Medaille. Der Esel bekam einen außerordentlichen Futteranteil, den er mit demselben Gleichmut verzehrte, mit dem er mitten durch feindlichen Granatenregen gelaufen war.

Als die beiden in ihr Heimattdorf einzogen und mit Ehren und Freuden empfangen wurden, flüsterte Hansl seinem klugen Genossen in die langen Ohren: „Hansl, sag's halt koan Menschen, daß ich der Esel bin und du der G'scheitere! Dir verdank' ich ja nit bloß mei Leben, du hast dich ja selber vor den Wagen g'stellt, dem wir die ‚Goldene‘ verdanken. Ich war ja damals so ein Esel, daß ich gar nit g'wußt hab', was ich tun soll. Aber das bleibt unter uns, mein lieber Freund. Gelt, Hansl, wir zwei san richtige Traineesel.“



Der Weltkrieg

Die geplante Aufteilung Europas

Achtunddreißigstes Kapitel

Mit 3 Bildern und 4 Karten

Der Krieg ist für uns gewonnen, wenn wir den feindlichen Angriffen standhalten, bis der Unterseebootskrieg sein Werk getan hat. Unsere Boote machen gute Arbeit, sie zerstören die feindlichen Lebensbedingungen stärker, als wir dachten. In nicht ferner Zeit werden unsere Feinde zum Frieden gezwungen sein.“ Diese knappe, zuversichtliche Kennzeichnung der Kriegslage, die Generalfeldmarschall v. Hindenburg bei seinem Wiener Aufenthalt gab, wirkte auf alle Besonnenen. Daß man sich auf die Worte dieses Mannes verlassen kann, wie auf seine Taten, muß jeder Deutsche wissen. Die neuerdings von der Entente an allen Fronten mit ungeheurer Munitionsverschwendung und Menschenopfern unternommenen Durchbruchversuche in Flandern, zwischen Lens und Arras, an der Südtiroler Front, am Isonzo, in Mazedonien und schließlich auch in Ostgalizien beweisen deutlich genug, daß sie mit äußerster Kräfteanstrengung eine Wendung der Kriegslage zu ihren Gunsten erzwingen, drohendes Unheil abwenden will, ehe es zu spät ist. Unter dem Druck englischer Erpressungen, Verheißungen und Verleumdungen heßen die „Helden der russischen Revolution“ die Truppen in die Schlacht, das nach Frieden lechzende Volk in sicheres Verderben. Die Heere der Mittelmächte hielten überall der feindlichen Übermacht siegreich stand; nirgends besserte sich durch diese Gewalttaten die Lage unserer Gegner. Wenn trotzdem die feindlichen Staatsmänner die Verantwortung für die Fortsetzung der Kämpfe tragen, wenn die Ribot, Lloyd George, Boselli und



Phot. Sufa.

Begegnung zwischen zwei Torpedo.

Kerenski immer erneut von der notwendigen „Zerschmetterung der preußischen Militärmacht“, von der

Trennung Deutschlands von seinen Kriegsverbündeten und von der Verteilung Europas — angeblich auf Grund der Selbstbestimmung der Völker — fabeln, so ist das nichts als Stimmungsmache. Ein alterprobtes Mittel, den gesunkenen Kriegsmut ihrer Völker aufzupeitschen.

Für das britische Nationalbewußtsein ist die Rivalität eines anderen Volkes von jeher und neuerdings diejenige Deutschlands ein so unerträglicher Gedanke, daß die Unterdrückung gefährlich werdender Nachbarn zur selbstverständlichen Notwendigkeit werden mußte. Über die Fähigkeit englischen Vernichtungswillens sollte sich niemand mehr in Deutschland Täuschungen hingeben. Die letzten englischen Ministerreden wenden sich aber vor allem an das jähem Stimmungswechsel unterworfenen, leicht erregbare französische Volk, dessen Fanatismus sich nicht erst seit der Zeit der „großen“ Revolution, durch Schlagworte und großsprecherische Phrasen entflammt, an Menschheits- und Kulturidealen zu berauschen liebt. Niemals wird der eitle Ehrgeiz der Franzosen von der Einbildung lassen, daß ihr Volk berufen sei, die erste tonangebende Nation in Europa zu sein. Es ist ein hundertjähriger Aberglaubensartikel, daß sich das demokratische Vorbild Frankreichs die Welt erobern müsse. Kein französisches Hirn faßt den Gedanken, daß dies Ziel auch in edlem, friedlichem Wettstreit erreicht werden könne. Der durch Deutschlands Sieg von 1870/71 und die nachfolgende Entfaltung des deutschen Lebens schwer gekränkte gallische Stolz glaubt, daß die Niederbringung monarchisch regierter Länder mit Waffengewalt, vor allem die Schwächung und Zerstückelung des geeinten Deutschen Reiches die unerläßliche Voraussetzung vor allem für das „Glück“ Frankreichs und den be-



1901. Presse-Service, Berlin. /

Die Beobachtungsfieger Leutnant v. Harbou und Oberleutnant
Niederehe, die zwei Jahre zusammen geflogen sind.

scheiden hinterherhinkenden „Frieden Europas“ sei. — Die französische Verfassung von 1791, die das Ergebnis der „großen Revolution“ war, verkündet ausdrücklich: „Die französische Nation verzichtet darauf, Kriege zu unternehmen in der Absicht, Eroberungen zu machen, und wird niemals ihre Streitkräfte gegen die Freiheit irgend eines Volkes verwenden.“ Das erste, was die Republik unternahm, waren Angriffskriege mit Eroberungszielen. Die Revolutionsarmeen drangen über den Rhein, besetzten Speier, Worms, Mainz, Frankfurt, Aachen und Köln; Frankreich pflanzte in Holland das Banner der Republik auf, nachdem der Erbstatthalter Wilhelm V. verjagt worden war, und erzwang in Italien die Errichtung einer cisalpinischen, einer ligurischen und einer römischen Republik. An dem inneren Widerspruch zu dem mit theatralischer Geste verkündeten „Schutz der Völkerrechte“ und „Freiheiten“ stieß sich die von einem Tumult zum anderen immer zügelloser werdende Masse keinen Augenblick, und die Besonnenen wurden gewaltsam beseitigt. Die berüchtigte Schreckensherrschaft, die in den ersten der Revolution folgenden Jahren ohne Zweck und Schonung Ströme von Blut im eigenen Land vergossen hatte, forderte immer neue Gewalttaten. Dem wüsten Treiben und Brudermorden suchten endlich die besseren Elemente Frankreichs dadurch ein Ende zu machen, daß sie alle Kräfte sammelten und für die Bekämpfung der „äußeren Feinde“ einsetzten. Die Kriege der nächsten Jahre, eine notwendige Folge der vorangegangenen Selbstzerfleischung, sollten der „Erneuerung Frankreichs“ und der Ausbreitung der Ideen von „Freiheit und Gleichheit“ dienen und die Fürsten der Nachbarstaaten von ihren Thronen stoßen. Dem verblendeten

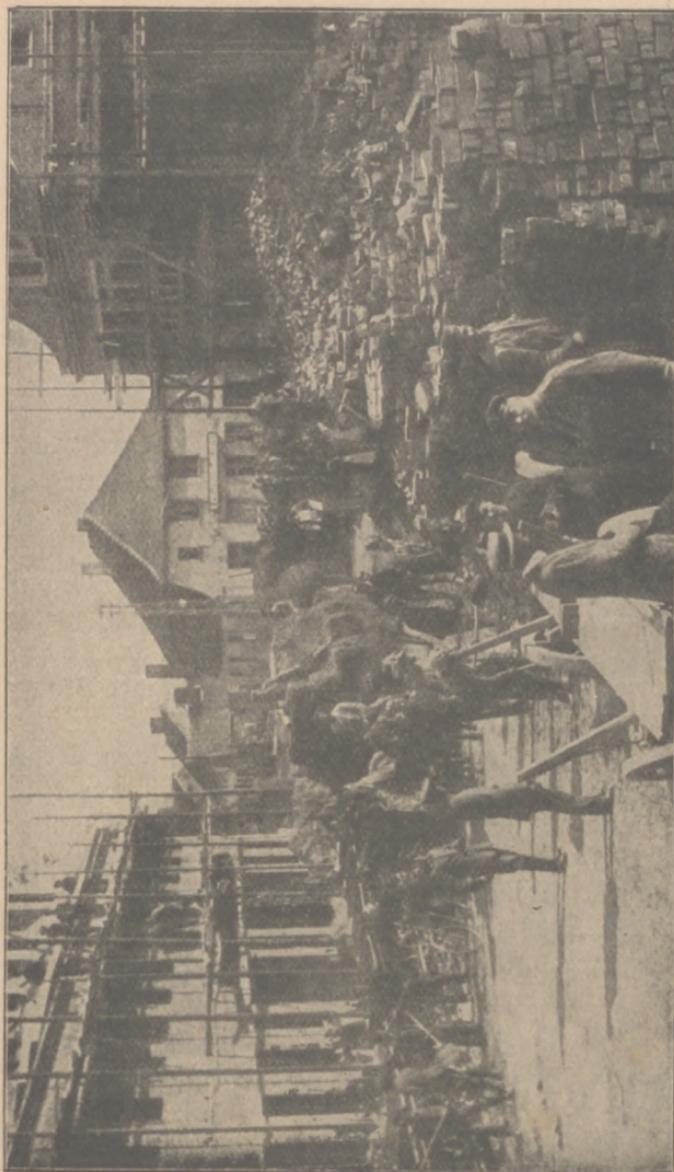
Ehrgeiz der durch diese weitgesteckten Ziele geeinten Franzosen stand leider eine zerfahrene, unentschlossene und sich gegenseitig mißtrauende Koalition Preußens, Osterreichs und Rußlands gegenüber, während England — wie immer im trüben fischend — erfolgreich seine Kolonialmacht erweiterte. Nach der Teilung Polens schlossen Osterreich und Rußland sogar ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Preußen, das sich, von allen Seiten im Stich gelassen, am 15. April 1795 genötigt sah, mit der französischen Republik den beschämenden Frieden zu Basel zu schließen. Damals begann die Aufteilung Deutschlands, die seitdem immer wieder und auch jetzt das Ziel des französischen Ehrgeizes ist. Artikel fünf dieses Vertrages bestimmte, daß das, was von preussischem Gebiet auf dem linken Rheinufer lag, von den Franzosen besetzt bleiben sollte.

Im Frieden zu Campoformio von 1797, der den Franzosen auch noch die Lombardei und den bisher österreichischen Teil der Niederlande zugestand, wurde die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich gegen eine in Deutschland gelegene Entschädigung bestätigt. Der große Erfolg dieses Friedenschlusses war vor allem Bonapartes siegesgewissem Auftreten und der unseligen Schwäche der uneinigen deutschen Staaten zu verdanken. Von Erfolg zu Erfolg aufsteigend gelang es dem Ersten Consul bald, sich zum Diktator aufzuschwingen und sich schließlich — das demokratische Prinzip verächtlich beiseite stoßend — 1804 die Cäsarenkrone aufs Haupt zu setzen. Als Kaiser der Franzosen, König von Italien, Eroberer Roms, Lehnsherr des Papstes und Beschützer des Rheinbundes hielt sich der korsische Emporkömmling für den rechtmäßigen Nachfolger der Kaiser des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation, das 1806,

seit der Niederlage bei Jena, aufgehört hatte zu bestehen, und folglich für den „Erben Karls des Großen“ und daher mittelbar der alten Cäsaren.

In geschickter Hantierung mit dem vielmisßbrauchten Begriff „Bürgschaften“ übertrumpfte Napoleon I. die Sophistik der modernen Ententediplomatie. „Ich hielt neue Bürgschaften für notwendig,“ verkündete er am 10. Dezember 1810 dem Senat, „und deren erste und wichtigste dünkte mir die Vereinigung der Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins, der Ems, der Weser und der Elbe mit meinem Reich.“

Napoleon war sich lange vor seinem Niederbruch völlig klar, daß nur Gewalt und nichts als Gewalt ihn vor dem Untergang retten könne, daß seine Herrschaft in Frankreich nur auf seiner Allmacht in Europa beruhe. Daher bis zum letzten Augenblick dies kramphafte Festhalten an seiner angeblichen Eroberermission; seine Beweggründe gleichen hierin bis aufs Haar denen der heutigen Machthaber in Paris, London, Washington und Rom, die gleichfalls genau wissen, daß sie samt ihrem Klügel politisch — und vielfach auch wirtschaftlich — in demselben Augenblick erledigt sind, wo sie das Fiasco ihrer großsprechenden „Annexionspolitik“ bekennen müssen. Nach dem 1813 erfolgten Zusammenbruch Napoleons deckte er die Motive seines Handelns mit schamloser Offenherzigkeit auf. „Was will man von mir?“ rief er Metternich zu. „Daß ich mich entehre? Niemals! Ich werde zu sterben wissen, aber keinen Zoll meines Gebiets abtreten. Eure auf dem Throne geborenen Herrscher können zwanzig Schlachten verlieren und dennoch ihre Hauptstadt wieder betreten. Ich aber kann das nicht, weil ich ein emporgekommener Soldat bin.



Abt. Photograph Aufnahme, jetzt östlicher Kriegsplatz.
Beim Aufbau Stallpörens in Ostpreußen.

Meine Herrschaft wird den Tag, da ich aufhöre, stark und gefürchtet zu sein, nicht überdauern.“ — „Ich habe Ihre Soldaten gesehen; es sind Kinder,“ warf Metternich hier ein. „Was werden Sie anfangen, wenn dieses jugendliche Heer verschwunden sein wird?“ Napoleon erwiderte: „Sie sind kein Soldat und wissen nicht, was in einer Soldatenseele vorgeht. Ich bin auf den Schlachtfeldern aufgewachsen; ein Mann wie ich schert sich den Henker um das Leben einer Million Menschen.“

Das Ergebnis der Wiener Friedensverhandlungen von 1815 war die revidierte Karte von Europa. Frankreich wurde im wesentlichen auf die Grenzen von 1789 beschränkt: es verlor die eroberten fünfzehn Departements sowie Belgien und das linke Rheinufer und konnte von Glück sagen, daß die Gegner sich nicht die schon damals von deutscher Seite, insbesondere vom preussischen Staatsminister v. Hardenberg, erhobene Forderung nach Rückgabe Elsaß-Lothringens zu eigen machten.

Das war das Ergebnis der Napoleonischen Eroberungspolitik. Das „Weltreich“ des Korsen war keine organische Einheit, sondern ein durch Gewalt zusammengekettetes Gebilde gewesen, das zerfallen mußte, sobald die Katastrophe den Zwingherrn in die Tiefe riß.

Eine Hoffnung auf Wiedergewinnung der Rheingrenze ergab sich später für Frankreich aus der Entwicklung der belgischen Frage. Das auf dem Wiener Kongreß geschaffene Königreich der Niederlande — bestehend aus der ehemaligen Republik Holland und dem früher österreichischen Belgien, zu dem der eingesetzte König Wilhelm I. noch das Großherzogtum Luxemburg erwarb — hatte sich nur fünfzehn Jahre

lang erhalten können, da die religiösen und die Stammesunterschiede eine dauernde Gemeinschaft zwischen Nord und Süd auf die Dauer unmöglich machten. Kurze Zeit nach der Pariser Julirevolution von 1830 riß sich Belgien von Holland los und erklärte sich selbständig. Mit Frankreichs Plänen stimmte diese Lösung keineswegs überein. Dort hatte man gehofft, Belgien und einen Teil der preussischen Lande in einem neuen Kriege mit Hilfe Rußlands zurückgewinnen zu können. Als der englische Minister Palmerston im Jahre 1829 in Paris weilte, suchte man ihm vergeblich klarzumachen, daß es im Interesse Englands läge, die französischen Eroberungspläne zu unterstützen. Kurz darauf machte die Unabhängigkeitserklärung Belgiens den Franzosen einen Strich durch die Rechnung. Nun wollte der französische Minister Lallemand wenigstens Luxemburg für Frankreich gewinnen. Er stieß aber damit bei Palmerston ebenso auf Widerstand wie mit seinem Anspruch auf die bis dahin niederländischen Festungen Philippesville und Marienburg. Auch sein Wunsch, König Louis Philipps zweiten Sohn zum König von Belgien gekrönt zu sehen, fand keine Gegenliebe: die Mächte einigten sich auf Leopold (I.) aus dem Hause Sachsen-Koburg. Frankreich gab seine belgischen Pläne nicht auf; es bedurfte englischer Drohungen, um die Zurückziehung der angeblich zum Schutze Belgiens noch im Lande befindlichen französischen Besatzungstruppen zu erzwingen.

Im deutschen Kriege von 1866 trat die Frage der Rheingrenze neuerdings in den Vordergrund. Napoleon III. gedachte aus seiner Neutralitätserklärung Kapital zu schlagen: er verlangte von Bismarck die Abtretung der bayrischen Rheinpfalz und des linksrheinischen Hessen mit Mainz. Aber Bismarck wies

Benedetti, der gerade während der Unterzeichnung des Nikolsburger Präliminarfriedens bei ihm erschien, scharf zurück und drohte, er werde im Bunde mit Österreich Frankreich angreifen und das Elsaß nehmen, falls Napoleon deutsches Gebiet fordere. Auch die Einverleibung Belgiens wurde von einzelnen besonders hartnäckigen französischen Politikern aufs neue, wenn auch vergeblich, in der Presse gefordert.

Eine ernstere Wendung drohte kurz darauf die luxemburgische Frage zu nehmen. Napoleon III. versuchte, um für Frankreich auf billige Weise eine Gebietsverweiterung zu erzielen, Holland zur Abtretung des durch Personalunion mit ihm verbundenen Ländchens zu bewegen. Der König von Holland stimmte unter der Voraussetzung zu, daß Preußen, das in Luxemburg aus der Zeit des Deutschen Bundes noch eine Besatzung stehen hatte, keinen Widerspruch erhebe. Die starke nationale Bewegung, die sich in Deutschland gegen eine solche Lösung der Frage erhob, bewog ihn jedoch, seine Zustimmung zurückzuziehen. Da Napoleon dem Ausgang eines Kampfes unter den damaligen militärischen Kräfteverhältnissen nicht traute, kam ein Vergleich zustande. Preußen zog seine Truppen aus der Festung zurück. Das Land selbst, dessen Neutralität gewährleistet wurde, blieb bei Holland.

Auch im gegenwärtigen Weltkrieg sind die schamlosen Phrasen von „Freiheit der Völker“ und „Schutz der kleinen Mächte“ nichts als ein Vorwand. In Wahrheit war es den Verbündeten von Anfang an darum zu tun, die europäische Karte nach ihrem Wunsch wieder umzuändern. Die Kräfteverhältnisse sollen sich zu ihren Gunsten verschieben, die Macht des geeinten Deutschlands soll wieder in Teile zerstückelt und geschwächt,

läuterungen, die darauf hinweisen, daß die neugezogenen Grenzen den allgemeinen Volkshoffnungen entsprechen, folgende Veränderungen in Europa: 1. Abtretung Helgolands an England, Aufrechterhaltung der britischen Herrschaft in Ägypten. 2. Belgien erhält das ganze linke Moselufer und das linke Rheinufer bis zur holländischen Grenze, also mit den Städten Koblenz, Bonn, Aachen und Köln. 3. Frankreich gewinnt das Elsaß, Lothringen und das linke Rheinufer bis zur Mosel mit den Städten Trier und Mainz. Die erwähnte neutrale Zone soll in einer Breite von etwa hundert Kilometern von der holländischen bis an die Schweizer Grenze reichen und unter die Kontrolle der französischen Regierung gestellt werden. 4. Tirol mit Innsbruck und das ganze Ufergelände des Bodensees fallen an die Schweiz. 5. Italien bekommt das Trentino und Istrien mit den Städten Trient, Triest, Fiume nebst einigen illyrischen Inseln. 6. Montenegro erhält die Herzegowina, Skutari und das nördliche Albanien. 7. Der Rest Albaniens fällt an Griechenland. 8. Serbien gewinnt das rechte Donauufer bis zur Drau, die Provinzen Slawonien, Bosnien, Dalmatien, einige illyrische Inseln und ein Stück von Bulgarien. 9. Bulgarien selbst wird, falls es nicht auf der Seite der Mittelmächte kämpft, mit der Stadt Adrianopel samt Gebiet abgefunden; Konstantinopel wird, wie die Dardanellenstraße, neutralisiert und unter die Aufsicht der Vierverbandsmächte gestellt. 10. Rumänien erhält Siebenbürgen und die Bukowina. 11. Preussisch- und Österreichisch-Polen mit den Städten Danzig, Königsberg, Posen, Breslau, Krakau, Przemyśl und Lemberg fallen an Rußland. 12. Schleswig-Holstein wird

mit Dänemark vereinigt; der Kaiser-Wilhelm-Kanal wird neutral. 13. Deutschland wird in sechs unabhängige neutrale Staaten zerstückelt: Hannover mit der Hauptstadt gleichen Namens und den Freien Städten Bremen, Hamburg und Lübeck; Westfalen mit der Hauptstadt Kassel; Sachsen mit Dresden; Bayern mit München; Württemberg mit Stuttgart; Preußen mit Berlin. 14. Ungarn wird von Österreich getrennt. 15. Böhmen wird ein selbständiges Königreich. 16. Die deutschen Kolonien werden zwischen Frankreich, England und Belgien geteilt. — Deutschland und Österreich-Ungarn zahlen überdies eine Kriegsschädigung von hundert Milliarden Franken. Fünfzig Millionen Menschen — Elsässer, Lothringer, Dänen, Serben, Polen, Tschechen, Italiener, Rumänen und Wallonen — gewinnen durch den „Sieg des Nationalitätsprinzips“ die Freiheit — die „Freiheit“ offenbar, die Ägypten, Indien, Marokko, Gibraltar und Irland heute bereits in so ausgedehntem Maße genießen.

Eine vor dem Kriege geschriebene Broschüre von Lieutenant-Colonel R. de D. „Die Aufteilung Deutschlands — der Tag von morgen“, die 1913 in Paris erschien, gibt eine Beschreibung des Zukunftskrieges: Frankreich, England, Rußland, Spanien und die vereinigten Balkanstaaten auf der einen, der ehemalige Dreibund auf der anderen Seite. Der Krieg beginnt Ende August und führt zur raschen, völligen Niederlage des Dreibundes. Die Friedensverhandlungen werden Anfang Dezember in Berlin eröffnet. Als Grundsatz für alle Verhandlungen wird zunächst die höchst einfache Formel angenommen: „Deutschland muß verschwinden.“ Grund-

sätzlich wird ferner beschlossen, Österreich-Ungarn und Italien nur unter Bedingungen bestehen zu lassen, die eine Gewähr für ihre dauernde Schwächung durch innere Unruhen und gegenseitige Feindseligkeiten bieten. Im einzelnen verfährt der Verfasser noch bedeutend grausamer mit Deutschland als Mademoiselle Magda (vgl. Abb. Seite 193): denn Frankreich nimmt nicht nur Elsaß-Lothringen, das rheinische Bayern und das übrige Gebiet auf dem Südufer der Mosel in Besitz, sondern schafft sich überdies auf dem rechten Rheinufer eine „Verteidigungsmark“, bestehend aus dem Großherzogtum Baden, dem Königreich Württemberg und dem Großherzogtum Hessen. Deutschland tritt ihm ferner Logo und Kamerun ab, und Italien gesteht ihm eine Grenzregulierung zu. Diese „Erwerbungen“ hält der französische Patriot ausdrücklich für „bescheiden“ und „nicht in dem Verhältnis, was Frankreich recht und billig hätte verlangen können“. Rußlands neue Westgrenze zieht sich bis nach Berlin, das zu einer einfachen polnischen Distrikthauptstadt herabsinkt, und entspricht dem Lauf der mittleren Elbe. Dänemark erhält außer Schleswig und Holstein noch den östlichen Teil von Hannover, Belgien dehnt sich bis an den Rhein aus, Holland wird für seine Neutralität durch einen Gebietszuwachs im Südosten belohnt, und Spanien bekommt Deutsch-Südwestafrika. Im Mittelpunkt des einstigen Deutschlands wird ein neutraler Staat „Lürringen“ gegründet, den der frühere König von Württemberg beherrscht. Das „Königreich Österreich“ wird von Ungarn getrennt, erhält aber dafür Bayern und Preussisch-Schlesien. Die „Republik

Ungarn" wird um Kroatien und Slavonien ver-
kürzt, die nebst Dalmatien, Bosnien und der Herzego-
wina an Montenegro und Serbien fallen. Bul-
garien erhält den Rest der europäischen Türkei,



Lieutenant-Colonel R. de D.

Paris. Publications Artistiques (1913).

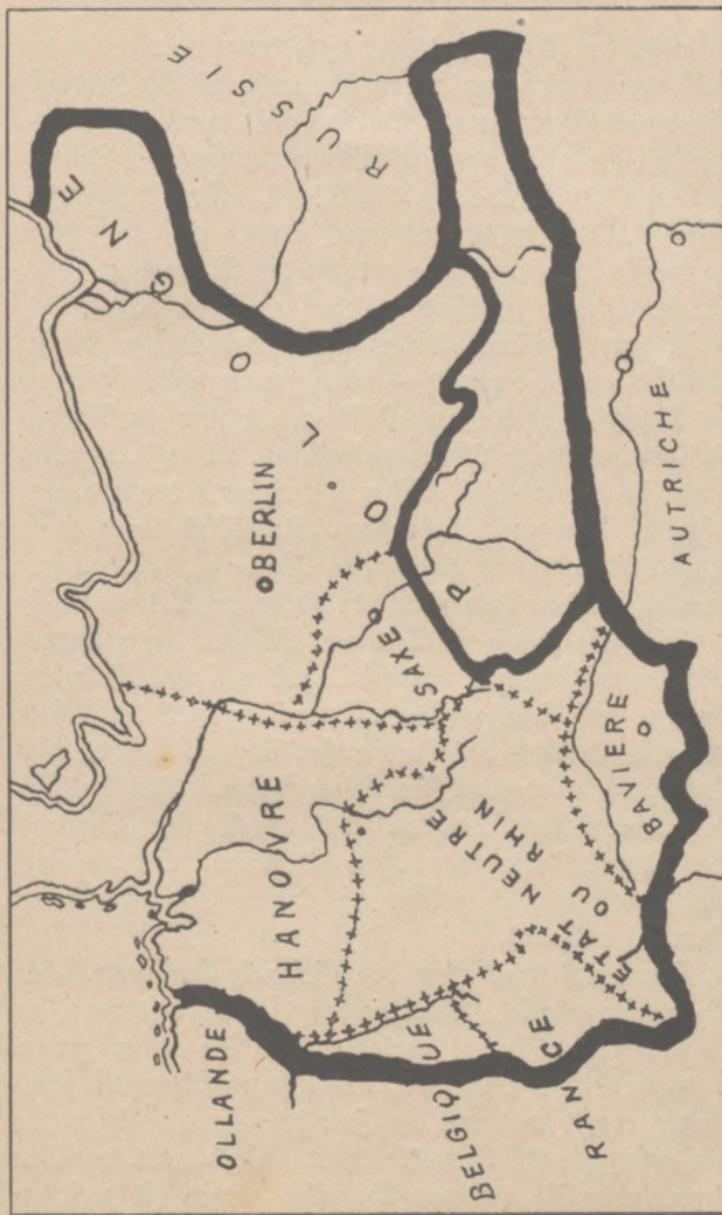
Die Aufteilung Deutschlands.

Griechenland Albanien und die letzten türkischen
Inseln im Ägäischen Meer. Italien bekommt das
Trentino, Istrien, die Karnischen Alpen, darf aber seine
Kriegsflotte nur auf höchstens zehn Panzer bringen.
Damit wird Italien zu einer Macht fünften Ranges

herabgedrückt, Österreich von der Adria abgedrängt. Überdies wird beiden Ländern gegenüber — durch Zuteilung der verschiedenartigsten Völkerschaften — das „Nationalitätenprinzip“ so glücklich angewendet, daß keines von beiden fortan zur Ruhe kommen kann.

Gerade deshalb rühmt der Verfasser den Vertrag als „ein Meisterstück weitblickender Diplomatie“!

Raum minder phantastisch als dieser Aufteilungsutopist verfährt Franc Gaulois in seiner ebenfalls schon vor dem Krieg 1913 zu Genf erschienenen Broschüre „Das Ende Preußens und die Zerstückelung Deutschlands“ (vgl. S. 195). Die Gruppierung der Mächte ist hier ungefähr die gleiche wie die in der letzterwähnten Broschüre dargestellte, nur daß der Verrat Italiens hier vorausgesagt wird. Deutschland und Österreich werden programmäßig geschlagen. Die Sieger ziehen in Wien und Berlin ein, Kaiser Wilhelm II. wird von den Engländern gefangen genommen. In der Haager Konferenz gelangt man nach langwierigen Debatten zu einer „gerechten Verteilung der Beute“. Österreich, das zuerst die Waffen streckte, wird „weniger grausam“ betroffen; es verliert „nur“ Galizien an Rußland und die Bukowina an Rumänien. Bulgarien erhält von Rumänien dafür einen großen Teil des rechten Donauufers. An Serbien fällt Bosnien, die Herzegowina und das Gebiet zwischen Drau und Sau, an Griechenland Albanien mit den Inseln des Adriatischen Meeres. Italien steckt Dalmatien — trotz seiner größtenteils serbokroatischen Bevölkerung! — Istrien und den größten Teil von Tirol ein. Aus Württemberg, dem nördlichen Bayern, Baden und dem Großherzogtum Hessen wird



Franc Gaulois.

Genf. Société Universelle "Edition. Art et vérité" (1913).

Das Ende Preußens und die Zerstückelung Deutschlands.

ein neuer Rheinstaat gebildet. Hollands Gebiet reicht auf dem linken Rheinufer bis Düsseldorf; seine neue Grenze gegen Belgien geht durch Gladbach. Belgien erhält das linke Rheinufer zwischen Düsseldorf und der Mündung der Mosel. Frankreich, dessen „Übergewicht in Europa fortan unbestritten ist“, erreicht die Rheingrenze, erhält das ganze preußische Gebiet zwischen Rhein und Mosel und dazu Elsaß-Lothringen. Das einstige Königreich Hannover wird — mit einem englischen Prinzen als König — wiederhergestellt und grenzt im Norden an Dänemark, im Osten an Holland. Das Königreich Sachsen wird auf Kosten Preußens bedeutend vergrößert. Ein ganz besonderes Kunststück dieser Aufteilung ist das neue Königreich Polen, dessen Herrscher in — Berlin residiert; Böhmen, Österreichisch-Schlesien, ja sogar ein Teil von Mähren liegen innerhalb seiner Grenzen. Rußland verspeißt Galizien, Persien und Afghanistan, England Belutschistan und alle deutschen Kolonien außer Togo, Kamerun und Kongo, die wieder an Frankreich fallen. Das britische Protektorat über Ägypten wird anerkannt; England herrscht unbestritten vom Kap bis Kairo. Spanien wird durch die Vergrößerung seiner Einflußzone in Marokko entlohnt.

Frankreich wird Herr der Geschichte Europas; jeder Krieg ist unmöglich. Im Haag tagt ständig das internationale Parlament der Vereinigten Staaten von Europa, das alle zwischenpolitischen Fragen regelt und mit der Zeit die ganze vollziehende und gesetzgebende Gewalt erhält. Verbündet mit den Vereinigten Staaten von Amerika, streben die geeinten Völker Europas dem Ideal der allgemeinen Weltver-

brüderung zu, das sich mit dem Beitritt der Vereinigten Staaten Asiens endgültig erfüllen soll.

Wie italienische Willkür sich die Gruppierung nach Nationen in Österreich-Ungarn und den angrenzenden Staaten vorstellt, ist aus der verkleinerten Wiedergabe der Karte von Adriano Colocci zu ersehen.



Adriano Colocci.

Istituto geografico de Agostini Novara (1915).

Karte der politischen Umgruppierung nach Nationen in Österreich-Ungarn und den benachbarten Staaten.

Die giftige Broschüre „Der Frieden, den wir schließen müssen“ — „Die Wiederherstellung Europas“ — erschien 1915 zu Paris und Lausanne, fällt also bereits in die Kriegszeit. Sie liefert einen höchst interessanten Beitrag zu den sonst beinahe unerklärlichen Verstrickungen des Ribotschen Kriegsfurors. Ein Unterhandeln mit dem — natürlich total „zerschmetzerten“ — Deutschen Kaiser wird darin als unter der Würde Frankreichs für ausgeschlossen erklärt; bloß mit einzelnen Bundesstaaten, zu denen noch Hannover hinzu-

tritt, soll beim Friedensschluß unterhandelt werden. Im gleichen Sinne sind später die diplomatischen Vertretungen einzurichten. Bestehen die Deutschen durchaus darauf, einem ihrer Fürsten den Kaisertitel zu geben, so wird man sie daran nicht hindern; aber an die Stelle des erblichen soll das Wahlkaisertum treten; die Hohenzollern aber sind fortan unbedingt „von der Kandidatur ausgeschlossen“. Auch hier wird wieder — in Form der gegenseitigen Rivalität unter den deutschen Fürstenfamilien — jener giftige Keim der Zwietracht in die deutsche Verfassung hineingetragen, der in all diesen feindlichen Aufteilungsbrochüren eine so hervorragende Rolle spielt. Die Grenzverschiebungen auf Kosten Deutschlands vollziehen sich mit der üblichen Unverfrorenheit: Elsaß-Lothringen und der größte Teil des linken Rheinufers kommen an Frankreich, Schleswig-Holstein mit der Kontrolle über den Kieler Kanal an Dänemark, Belgien und großmütigerweise auch das neutrale Holland erhalten einen beträchtlichen Gebietszuwachs am Rhein. Die rechtsrheinischen Festungen werden geschleift, die Bewohner der einverleibten Gebiete kurzerhand zur Nationalität des Eroberers gepreßt. Luxemburg bildet hinfort einen Bestandteil des durch den Zusammenschluß von Frankreich, Belgien und Holland wiederhergestellten Galliens. England erhält nebst einer Geldentschädigung Helgoland, die Herrschaft in Ägypten und die Vorherrschaft am Persischen Golf und in Arabien; vor allem aber — was es wohl am sehnlichsten erstrebt: die feindliche Flotte wird teils konfisziert, teils zerstört. Gewiß die bequemste Art, sich des U-Boot-Schreckens zu entledigen! Bei einem Frieden, wie ihn Frankreich nach der Meinung

des Verfassers schließen „muß“, ist weder auf die Nationalität noch die gepriesene Selbstentscheidung der Bürger der einverleibten Gebiete die geringste Rücksicht genommen. Die eigenen idealen Forderungen der „Menschlichkeit“ werden vergessen, sobald sie unbequem werden *).

Die Idee eines „neutralen, international garantierten Pufferstaats“, der es „den deutschen Horden für immer unmöglich machen soll, brennend und ausschweifend nach Westen vorzubrechen“, vertritt auch der liberale englische Führer E. F. G. M a s t e r m a n im „Daily Chronicle“. Frankreich erhält nach diesem Eroberungsprogramm Elsaß-Lothringen, Entschädigung für allen in den besetzten französischen Gebieten angerichteten Schaden und eine „natürliche defensive Grenze“, die selbstverständlich keine andere sein kann als die Rheingrenze. Belgien wird in völliger Unabhängigkeit wiederhergestellt und reich entschädigt. Dänemark nimmt Schleswig in Besitz, das deutsche, österreichische und russische Polen wird zu einem selbständigen Staat vereinigt. Übrigens darf England bei alledem in Mitteleuropa keineswegs leer ausgehen. Herr M a s t e r m a n verrät leider nicht, welche der Mittelmächte in Zukunft mit den Segnungen der britischen Kolonialherrschaft beglückt werden soll.

*) Die Einsicht in die oben im Auszug gekennzeichnete Kriegsliteratur der Franzosen verdanken wir der Güte des Herrn Professor Karl v. Stockmayer an der Königlichen Hofbibliothek in Stuttgart, dessen Verdienst es ist, die einschlägigen Erscheinungen gesammelt und im vorigen Jahre zum ersten Male öffentlich ausgestellt zu haben. Die spätere Geschichtschreibung wird an solchen Dokumenten nicht achtlos vorübergehen.

Noch gründlicher beschäftigt sich die bekannte konservative Monatschrift „National Review“ mit der „Aufteilungsfrage“. Belgien erhält danach, abgesehen von sonstigen Genugtuungen und Entschädigungen, zehn Milliarden Mark bar. Außerdem muß eine weitere Form der Entschädigung Belgiens gefunden werden, die für alle Zeiten auf die Vorstellung der Menschen wirken und „ein dauerndes Zeugnis für das Verbrechen Wilhelms II.“ sein soll. Rußland ist ähnlich zu entschädigen wie Belgien. Frankreich, Serbien, Rumänien und Japan erhalten, was sie wollen. Italien hat Anspruch auf Triest und das Trentino. Der Kieler Kanal ist zu internationalisieren, Preußen für immer zu zerschmettern, die deutsche Flotte an die Verbündeten auszuliefern, Berlin bis zur Erfüllung des Vertrags militärisch zu besetzen, und — das wichtigste Stück britischer Sehnsucht — der deutsche Handel ist durch drakonische Bestimmungen zu beschränken.

Ein etwas vorsichtigerer „Aufteiler“, der Weltreisende und diplomatische Mitarbeiter des englischen Auswärtigen Amtes Sir Harry Johnstone, hält in der „Daily News“ folgende Bedingungen für möglich: Rückgabe Belgiens und der besetzten Teile Frankreichs; Deutschland und England zahlen je zwei Milliarden Mark Schadenersatz. Rußland erhält alles Verlorene zurück, außerdem das Protektorat über Armenien und freie Durchfahrt durch die Dardanellen. Frankreich wird Protektor von Syrien. England besetzt die Sinaihalbinsel, das Euphrattal bis Bagdad und — gemeinsam mit Rußland — Persien. Italien erhält das Trentino, das Protektorat von Albanien und vielleicht die Insel Rhodos, den Dode-

kanes und Zypern. (Von italienischer Seite wird in letzter Zeit überdies ganz Abessinien verlangt!) Ost-



Ankunft des Generals Pershing in Frankreich.

afrika wird an Deutschland zurückgegeben, das sich überdies am türkischen Besitz schadlos halten darf.

Leider nimmt deutsche Gutmütigkeit solche wahnwitzige Anmaßungen nicht ernst, weil sie, wie man an-

nimmt, doch höchstens in den Köpfen einzelner unzurechnungsfähiger und unmaßgeblicher Phantasten spuken können. Man verkennt dabei immer wieder die seelische Veranlagung des Franzosen, seine Berauschungsfähigkeit. Bismarck schätzte sie anders ein; er äußerte sich gelegentlich über französische Revanchefucht: „Wer auf die letzten drei Jahrhunderte der französisch-deutschen Geschichte zurückblickt, wird in dem Geiste, der die Führung und die Erziehung der französischen Nation beherrschte, nur so viel Unterschied finden, wie ihn die verschiedenen Zeitverhältnisse mit sich brachten. Die Nachbarn Frankreichs müssen auf ein gelegentliches Überkochen des französischen Topfes jederzeit gefaßt sein. Es war zur Zeit der Gallier, des Brennus und des ‚Vae victis!‘, mit dem er sein Schwert in die Wagschale warf, nicht anders wie heute. Es ist das eine Naturnotwendigkeit, in die Gott die Nachbarn Frankreichs gesetzt hat. Es ist dem gallischen Hahn unerträglich, wenn auf dem europäischen Hühnerhofe ein anderer lauter kräht als er. Ich betrachte die französische Kriegs- und Ruhmesucht nicht bloß vom Standpunkte der Empfindlichkeit aus, sondern psychiatrisch, und kann nur wünschen, daß man ihr mit der Überlegenheit der ruhigen Vernunft begegnet.“

So unvernünftig und phantastisch alle die Beispiele französischer Weltverteilungspläne auch erscheinen mögen, so wenig Aussicht sie auch nach dem bisherigen Verlauf des Krieges auf Verwirklichung haben, so töricht ist gerade jetzt, wo die Gemüter überall von der Frage, ob ein „Verständigungsfriede“ möglich ist, bewegt werden, eine Unterschätzung und Verkennung der Unterschiede und Gegensätze in den Nationalcharaktern. Eine objektive Prüfung zeigt, daß diese phantastischen Kriegs-

ziele doch einen sehr ernst zu nehmenden Tatsachengrund haben, nämlich die gleiche Anmaßung der Berufung Frankreichs als „erste, führende Nation“ und die gleiche gefährliche Sucht, sich an Phrasen von Völkerfreiheit und Völkerrechten zu berauschen, wie sie in der Revolutionszeit sich äußerten und wie sie seither immer wieder auftraten, sowie sich die leiseste Gelegenheit dazu bot.

Fixe Ideen sind nicht deshalb un-gefährlich, weil sie unvernünftig sind, denn sie können in der Suggestion auf leicht erregbare Massen, wie das französische Volk, epidemisch werden und sind ihrer Naturanlage nach unausrottbar. In all diesen irren Anmaßungen kehrt die Forderung wieder, daß das linke Rheinufer Frankreich überlassen werden müsse, da diese Gebiete zu dem ehemaligen Gallien gehört hätten, so wie sie schon 1797 geltend gemacht wurde. Immer wieder wird der Besitz Belgiens, der Schelde, Rhein- und Wesermündung, Hannovers und Westfalens in Anspruch genommen, immer wieder versucht man durch Uneinigkeit zwischen Nord und Süd und Trennung Österreichs Deutschland zu schwächen.

Während mit allem Nachdruck die Stärkung der französischen Militärmacht verlangt wird, kann man sich nicht genug tun in pharisäischer Verächtlichmachung der preussischen Militärmacht, die eine schamlose Bedrohung des europäischen Friedens sei. Der Nationalegoismus der Franzosen kennt ebensowenig wie der der Briten trotz aller Deklamationen von Freiheit und Recht etwas anderes als seinen eigensten Vorteil. Die Rücksicht auf die anderen kann nach ihrer Meinung nur darin bestehen, daß man sich selbst sättigt, soviel es irgend angeht, und großmütig nur die unverdaulichsten Reste liegen läßt.

In Deutschland übertreibt man den Gerechtigkeits-
sinn im politischen Leben leicht so sehr, daß man dem
Gegner lächerlich wird, und erschauert bei dem Gedanken
an Annexionen wie bei einer kaum einzugestehenden
heimlichen Versündigung, als machte sich der Gegner,
wenn er irgend Aussicht auf Erfolg hat, im geringsten
ein Gewissen daraus. Der Vergleich der französischen
Kriegsziele und -karten von 1797 und 1913, ein Gang
durch die Geschichte des ganzen vergangenen Jahrhun-
derts bestätigen mit überzeugender Übereinstimmung die
grenzenlose Anmaßung des britischen und französischen
Nationalbewußtseins und den unausrottbar festgewur-
zelten Willen, Deutschland zu zerstückeln, Deutschland
unschädlich zu machen. Freilich krankt die Fähigkeit
dieser stetigen Wiederholung nie bewiesener Ansprüche
an der verblendeten Verkennung der Unterschiede zwischen
dem Deutschen Reiche von heute und dem zerrissenen
Vaterland am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts,
dem Osterreich, das in Preußen seinen Rivalen sah, und
der österreichisch-ungarischen Monarchie von heute, die
mit Deutschland in gegenseitiger Achtung auf Leben und
Tod verbunden ist. Die europäische Geschichte stand
seit 1815 nicht still, wenn auch englische und französische
nationale Vorurteile, die sich wie erbliche Übel von Ge-
schlecht auf Geschlecht verpflanzen, die gleichen blieben.
Das deutsche Volk würde ein Verbrechen an sich selbst
begehen, wenn es diese Äußerungsformen nicht ernst
nehmen wollte.



Generalstabskarten

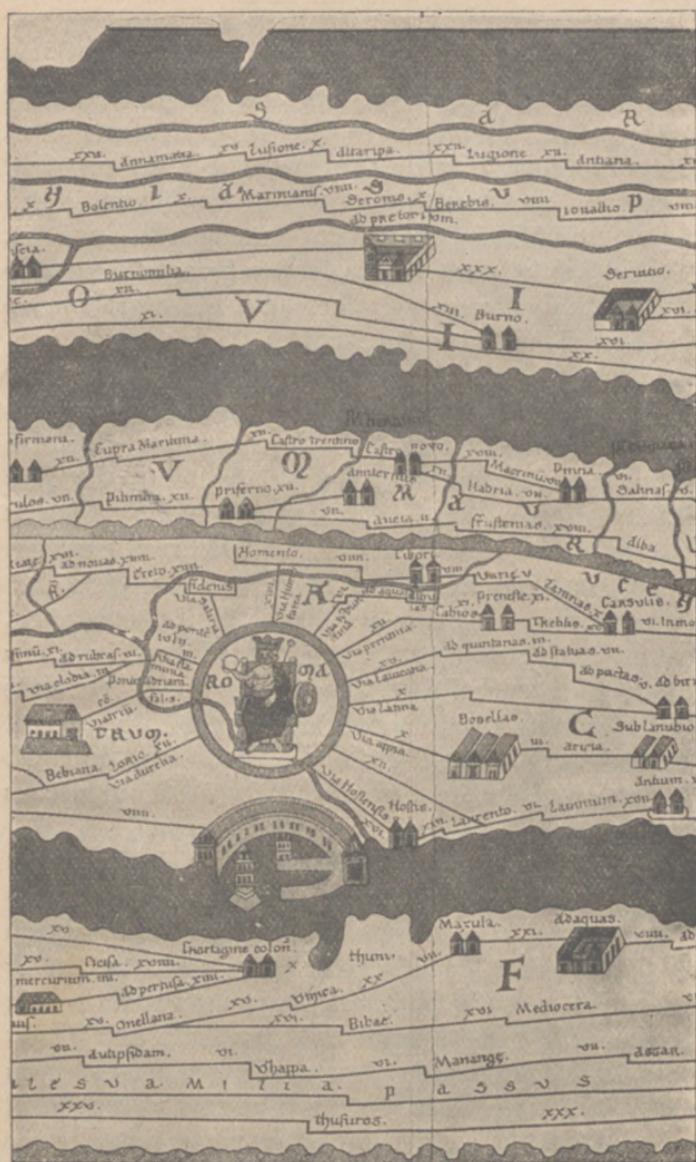
Von Friedrich Wilhelm

Mit Bild

Ein Bild von einer Landschaft, das in militärischem Sinne mit Nutzen zu gebrauchen war, konnte erst dann richtig entworfen werden, wenn man sich eine annähernd richtige Vorstellung von der Erde zu machen vermochte. Fast ein Drittel des Erdballs war lange Zeit gänzlich unbekannt, die Erdteile Amerika und Australien erhielten erst spät auf der Erdkarte ihren Platz. Aber auch bekannte Länder waren nicht weitgehend genug durchforscht, das Reisen war mühsam, nicht selten gefährlich, die Wege nicht immer gut gangbar; so stellten sich einer genauen Kenntnis der verschiedenen Länder große, ja unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Im alten Rom behalf man sich damit, daß man auf dem Forum Bronzetafeln aufstellte, die die Entfernungen der bedeutendsten Städte angaben. Später, etwa am Anfang des vierten Jahrhunderts, ging man dazu über, Reisebücher, die sogenannten Itineraria, herauszugeben, die — als Vorläufer unserer Kursbücher — Verzeichnisse der wichtigsten Reisewege mit Angaben der Entfernungen enthielten. Außerdem wurden Reisekarten (*Itineraria picta*) angefertigt. Von diesen letzteren ist uns eine schon aus dem dritten Jahrhundert stammende in einer Kopie von 1264 erhalten. Ein Wormser, Konrad Celtes, hat sie aufgefunden und dem um die Erforschung der römischen Inschriften sehr verdienten, mittelalterlichen Augsburger Gelehrten Konrad Peutinger geschenkt, nach dem sie schließlich *Tabula Peutingeriana* genannt wurde. Sie war auf zwölf Pergamenttafeln gezeichnet. Der in der Abbildung als Probe wiedergegebene Abschnitt zeigt die von Rom ausgehenden Straßenzüge in der damaligen Darstellung (S. 207).

Die Notwendigkeit, für Kriegszwecke in allen Einzelheiten genaue Landeskunde zu besitzen, war früher nicht so bedeutsam. Die Zahl der Truppen war im Verhältnis zu den heutigen Heeren gering, und dementsprechend war auch das Schlachtfeld in der Regel ein beschränktes. Die Gegner trafen meist auf möglichst flachem Gelände aufeinander, kämpften Mann gegen Mann, und die Zahl der Überlebenden entschied zumeist den Sieg. Das galt für die offenen Feldschlachten. Belagerungen von Städten und Festungen wurden durch Umzingelung und Aushungerung und, wenn beide zu lange währten, durch Sturm zu entscheiden gesucht. Gelang es den Belagerten, die Umzingelung zu durchbrechen oder sich sonst genügend mit Lebensmitteln zu versehen oder den Sturm zurückzuschlagen, so gab man die Belagerung als erfolglos auf. Eine bis ins einzelne genaue Kenntnis des Geländes war auch in solchen Fällen nicht notwendig. Rekognoszierungen mußten genügen, um sich über Stärke und Stellung des Gegners Kenntnis zu verschaffen.

Mit fortschreitender Kriegstechnik, mit der Vermehrung der Heere, insbesondere aber durch die Verbesserung des Geschützwesens erwies es sich immer mehr als notwendig, auch Stellungen zu finden, in denen man sich vor feindlichen Angriffen schützen, den Feind selbst aber angreifen konnte. Dazu war nicht nur Kenntnis der topographischen Verhältnisse im allgemeinen notwendig, sondern diese mußte sich ebenso sehr auf das eigene Land wie auch auf die Länder erstrecken, mit denen man in Fehde lag. Rechnete doch jeder kriegsführende Teil damit, den Kampf im Feindeslande auszufechten und alle Bürden und Schäden der Kriegsführung dem eigenen Lande zu ersparen.



Ein Teil der Peutingerischen „Weltkarte“.

So entstanden die ersten genaueren Skizzen, die über topographische Einzelheiten jener Gegenden Aufschluß geben sollten, in denen ein Treffen zu erwarten war. Als Grundlage dienten Landkarten, die seit ungefähr 1600 von den Holländern in einer für damalige Zeit vorzüglichen Weise gestochen und herausgegeben wurden. Vorher gab es noch die im großen hergestellten italienischen Küstenkarten, die Portolani, die allerdings an Genauigkeit viel zu wünschen übrig ließen.

Auch die holländischen Karten waren durch viele irrige Annahmen, die zu jener Zeit noch in der Gelehrtenwelt herrschten, fehlerhaft. Es vergingen noch fast anderthalb Jahrhunderte, ehe die Ergebnisse der Forschungsreisenden, der Geographen und Geologen soweit fortgeschritten waren, daß ein Kartenwerk entstehen konnte, das sich wenigstens in vielen Einzelheiten als richtig erwies. Die erste auf Grund der Triangulation, das heißt also eine mit Hilfe wissenschaftlicher Meßinstrumente und wissenschaftlicher Berechnungen gemachte Landesaufnahme fand in den Jahren 1750 bis 1793 statt, und zwar in Frankreich durch die Gebrüder Jacques und César Cassini, die auch große, auf diese Messungen gegründete topographische Karten entwarfen.

Die vorerst nur für wissenschaftliche Zwecke hergestellten Karten fanden bald auch für militärischen Bedarf Verwendung. Die Wichtigkeit der Landeskunde war zu selbstverständlich, als daß sich die Feldherren deren Kenntniss versagt und die Hilfsmittel dazu nicht eifrig benutz hätten. Die volle Erkenntnis dieser Wichtigkeit führte dazu, daß die leitenden Armeekreise, um möglichst genaue Karten zu haben, die Herstellung derselben selbst besorgten, sie einer Abteilung der unter dem Namen Generalstab geschaffenen Behörde übertrugen und auf

diese Weise die Generalstabskarten schufen, die als die genauesten und besten Landkarten gelten.

Man braucht kein militärischer Fachmann zu sein, um den Wert einer genauen Karte würdigen zu können. Jeder Wanderer, jeder Ausflügler weiß, wie nützlich eine gute Karte ist, und zwar um so nützlicher, je genauer sie mit Einzelheiten versehen ist. Unerläßlich aber wird die Karte für den Soldaten, der jeden Weg und jeden Steg kennen muß, nicht nur alles, was die Natur auf dem in Frage kommenden Gelände hat erstehen lassen, sondern auch alle Gebäude und sonstigen Anlagen, die darauf durch Menschenhand errichtet wurden. Gebäude, seien es Wohnhäuser oder Fabriken, Mühlen oder öffentliche Anstalten, müssen ebenso genau verzeichnet sein wie jede Bodenerhebung, jedes Gehölz, jeder Graben, jeder Wasserlauf, jede Straße und jeder Schienenstrang.

Fast gleichzeitig mit Frankreich begann auch Preußen seine ersten genauen Karten herzustellen. Im Jahre 1773 erschien eine sehr brauchbare Karte der Mark Brandenburg von Gützfeld, die dem Prinzen Wilhelm, nachmaligem König Friedrich Wilhelm II., gewidmet war. Dieser König hob auch die Geheimhaltung der Karten auf, die Friedrich der Große aus militärischen Gründen streng durchgeführt hatte. Die Plankammer zu Potsdam, wo das wertvolle Kartenmaterial, das sich aber nur auf deutsche Lande beschränkte, aufbewahrt wurde, durfte niemand außer dem Plankammerinspektor Neumann betreten. Dennoch wurde das Geheimnis nicht völlig gewahrt, denn sowohl der erwähnte Gützfeld als auch ein anderer Kartenstecher, Desfeld, konnten zu ihren Karten das Material aus der königlichen Kartenkammer benutzen, wenn auch nur insgeheim. Der König schien das aber doch übelgenommen zu haben, denn Gützf-

feld verließ Preußen und trat in sachsen-weimarische Dienste.

In jener Zeit nahm die Kartographie bald einen großen Aufschwung. Die Familie Homann in Nürnberg stellte die meisten Kartenwerke her; dann wurde in Berlin eine Kupferstecherschule gegründet, deren Erzieher, der Württemberger Karl Jäck, für die Herausgabe guter Karten sorgte. Unter Friedrich Wilhelm III. gelangte unter Leitung des Ministers Schrötter eine Karte des ganzen Königreichs Preußen zur Ausgabe, die sogenannte Schröttersche Karte, der bald andere Einzelkarten folgten. Die trigonometrische Aufnahme der Schrötterschen Karte hatte der Artillerieleutnant Tector, die topographische der Wasserbauinspektor Engelhardt durchgeführt. Weitere Aufnahmen wurden durch die Kriege gegen Napoleon wiederholt unterbrochen und erst 1816 wieder fortgeführt. Bis zu diesem Jahre war die Herstellung der Karten entweder ausschließlich Privatunternehmung, oder sie lag in den Händen der Leitung des Statistischen Landesamtes, dessen Aufgabe auch die Landesvermessung war. Im Sommer 1816 ging nun diese Arbeit an den Großen Generalstab über, der auf Befehl des Generals von Krauseneck im Jahre 1829 die Generalstabskarten auch veröffentlichte, wodurch sie allgemein zugänglich wurden.

Seitdem besitzt der Große Generalstab eine bestimmte Abteilung, das Zentraldirektorium mit dem Chef des Generalstabes als Vorsitzendem, dem die Leitung und Überwachung der Vermessungsarbeiten übertragen ist. Ein im Generalsrange stehender Offizier, der Chef der Landesaufnahme, ist zum Leiter der trigonometrischen, topographischen und kartographischen Abteilung, der Plankammer und der Ökonomiekommission der Landes-

aufnahme bestellt. Die Aufgabe der trigonometrischen Abteilung ist es, das Land mittels Triangulierung und Nivellements zu vermessen; die topographische Abteilung nimmt das Land mittels Meßtisch und Kippregel auf und sammelt statistisches und militärisch wichtiges Material, während die kartographische Abteilung die Originalaufnahmen verkleinert, die Karten zeichnen läßt und in den Verkehr bringt.

Heute besitzt jeder Staat mit Militärmacht eine kartographische Abteilung in seinem Generalstab, die unablässig bemüht ist, möglichst genaues, klares Kartenmaterial zu liefern. Die technischen Fortschritte, die das moderne Druckverfahren erreicht hat, ermöglichen außerordentlich scharfe Kartenbilder, die auch in der Verkleinerung noch deutlich lesbar bleiben.

Die deutsche Generalstabskarte mit ihren 675 Blättern ist ein Meisterwerk der Kartographie. Man kann sich einen Begriff von der aufgewendeten Mühe und Arbeit machen, wenn man erfährt, daß jedes einzelne Blatt die Arbeit von fast zehn Jahren erfordert, und man wird verstehen, daß viele tüchtige Männer an diesem Werke mitwirkten.

Die Maßstäbe, in denen die Generalstabskarten angefertigt werden, sind in den verschiedenen Ländern nicht gleich. Während die deutsche Karte im Maßstab 1 : 100 000 hergestellt ist, besitzt Frankreich im Maßstabe von 1 : 80 000 seine Carte de France, dite Carte de l'Etat major, bearbeitet vom Service géographique de l'Armée und bestehend aus 965 Blättern mit Bergstrichen, sowie die Carte de la France, dressée par Ordre du Ministre de l'Intérieur, im Maßstab von 1 : 100 000, in 590 Blättern, farbig, mit Schummerung, und schließlich die noch unvollendete Carte d'Algérie im Maßstab

1 : 50 000, bearbeitet vom Département de la guerre, 383 Blätter, nebst der Carte topographique de la Tunisie, 1 : 50 000, 50 Blätter, farbig, mit Höhenlinien und Schummerung.

Die englische Heeresleitung verfügt über die Ordnance of England and Wales, die Ordnance of Scotland and of Ireland, im Maßstab von 1 : 63 360 bearbeitet vom Ordnance Survey Office, zusammen 665 Blätter, farbig, mit braunen Bergstrichen und Höhenlinien. Rußland verfertigte eine kriegstopographische Karte vom europäischen Rußland, die sogenannte Dreiverstkarte, im Maßstab 1 : 126 000; 503 Blätter, bearbeitet vom kriegstopographischen Büro. Diese Blätter umfassen das europäische Rußland ohne den nördlichen Teil und sind mit Bergstrichen versehen.

Eine Geheimhaltung der Generalstabskarten wäre heute nicht mehr möglich, denn die Geographie ist eine so wichtige Wissenschaft, daß sie schon mit Rücksicht auf den internationalen Verkehr allgemein gelehrt werden muß. Atlanten in großer Zahl, die Aufschluß geben über die Bodengestaltung eines jeden Landes und einzelner Teile, sind überall käuflich, ebenso auch Spezialwerke über Bodenbeschaffenheit und Verkehrswege.

Allerdings wird es gewisse Einzelheiten geben, die nicht allgemein bekannt, auch nicht für jedermann von Bedeutung sind, die aber für das Militär sehr wichtig sein können; solche Einzelheiten zu erforschen ist Aufgabe der Spione, die gerade Rußland uns und dem verbündeten Oesterreich-Ungarn in so großer Anzahl auf den Hals gehetzt hat. Soweit man diese Leute dingfest machte, erhielten sie die verdiente Strafe. Daß sie nicht viel erbeuten konnten, ist bekannt; meist sind es wertlose,

keinswegs geheime Dinge, die sie für Geld an Rußland oder Frankreich verrieten. Bei uns öffnet der Rubel weder die Türen, noch löst er verschlossene Lippen; was erbeutet werden konnte, waren Dinge, die jedermann wissen konnte und durfte, und die so zugänglich sind wie die Generalstabskarten.



Mannigfaltiges

Krokodilsfang auf Borneo. — Auf der Insel Borneo liegen oft große Krokodile am schlammigen Ufer eines Flusses und lassen sich von der Sonne bescheinen. Ganz nahe gehen die Eingeborenen vorbei, aber die Tiere kümmern sich nicht um sie. Dieser Anblick ist so häufig, daß auch die Dajaks — Urbewohner von Borneo — im Gegensatz zu den eingeborenen Malaien — nicht auf die gefährlichen Reptile achten. Doch geschieht es auf Borneo nicht selten, daß ein Menschenleben durch ein Krokodil vernichtet wird. Monatelang leben die Krokodile in einem Flusse in bestem Frieden mit den Menschen, da fällt plötzlich eines dieser Geschöpfe einen jungen Burschen an, der im Flusse badet oder in seinem Boote rudert. Die Dajaks suchen sich solche überraschenden Anwandlungen mit abergläubischen Gründen zu erklären. So sagen sie, daß jemand, der von einer vorgesezten Speise nichts genießt, ja die Nahrung nicht einmal berührt, von einem Krokodile überfallen werden wird. Nach ihrem Glauben bestrafen die Götter Verbrechen damit, daß sie den Missetäter von einem Krokodile überfallen lassen; wenn jemand von einem Krokodile getötet wird, pflegen die Dajaks zu sagen, er müsse das Mißfallen der Götter erregt haben, weil er vielleicht nicht die Warnungen beachtet habe, die ihm durch Träume oder durch den Vogelflug zuteil wurden; möglicherweise habe er auch ein noch nicht entdecktes Verbrechen begangen.

Die Dajaks auf Borneo töten kein Krokodil; nur dann, wenn sie sich an ihm zu rächen haben. Lebt das Tier mit ihnen in Frieden, so wird kein Dajak Streit mit ihm vom Zaun brechen; tötet es aber einen Stammesgenossen, dann halten sie sich berechtigt, Vergeltung zu üben. Man sucht den Übeltäter ausfindig zu machen und fängt und tötet so lange Krokodile, bis das gelungen ist. Die Dajaks tragen Schmucksachen aus Bronze und wenn sie ein erlegtes Krokodil öffnen, können sie leicht feststellen, ob es die Kreatur ist, die bestraft werden muß. Manchmal fallen ihnen zehn Tiere zum Opfer, ehe sie den Mörder finden, an dem sie Rache üben wollten. Glücke ihnen das endlich, dann leben sie so lange weiter in Frieden mit diesen Reptilen, bis von neuem ein Mensch getötet wird.

Meist fängt man in Borneo die Krokodile mit einem hölzernen Stabe, der mit einem schlaffen Tau verbunden ist. Ein etwa zollstarkes, gegen zehn Zoll langes Stück hartes Holz spitzt man an beiden Enden stark zu; von der Rinde des Barubaumes wird ein gegen acht Fuß langes Stück geflochten und an einem flachen Einschnitt mitten in dem Holzstabe befestigt. Ein vierzig bis fünfzig Fuß langes Zuckerrohr wird an das Ende des Rindentaues gebunden, mit dem es eine lange Schnur bildet. Als Köder nimmt man den Kadaver eines Affen, seltener den eines Hundes oder einer Schlange. Der Köder wird an den hölzernen Stab geschnürt, dessen eines spitze Ende durch Baumwolle mit dem Rindentau verbunden wird; Stange und Tau liegen in einer geraden Linie. Je stärker der Geruch des Köders ist, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß er von einem der Tiere geholt wird.

Der Köder wird an einen Baumzweig aufgehangen, der eine Stelle des Flusses überragt, wo die Reptile sich aufhalten. Er hängt nur ein paar Fuß hoch über dem Wasserstand. Die lange Zuckerrohrschnur liegt mit dem Ende hineingesteckt auf dem Boden; ähnliche Fallen werden an verschiedenen Stellen des Flusses gestellt und bleiben dort tagelang, bis ein Krokodil an den Köder geht. Erhebt sich ein Tier aus dem Wasser und schnappt nach dem von oben herabhängenden Bündel, so bietet die schlaffe Schnur ihm keinen Widerstand, es verschluckt den Köder und will sich davon machen. Das im Boden steckende Ende des Zuckerrohres hält indes fest genug, um den leichten Faden, mit dem das spitze Ende an das Tau gebunden ist, zum Reißen zu bringen. Der Stock schnellst in seine ursprüngliche Lage, im rechten Winkel zur Schnur, zurück, und wird gegen den Magen des Krokodils gepreßt; die scharfen Spitzen bohren sich tief ins Fleisch. Das Tier schwimmt fort und schleppt das lange Zuckerrohr, das an den Köder gebunden ist, nach. Es kann geschehen, daß jenes baumwollene Zeug, mit dem die Holzstange an dem Zuckerrohr befestigt ist, nicht zerreißt, dann versucht das Reptil auf das Flußufer zu klettern und speit den Köder und den Holzstab in die Dschungel aus. Wenn das baumwollene

Zeug zerreißt, dann bohrt sich der Stock im Innern des Tieres fest, und es vermag sich nicht mehr zu retten. Mit seinen Zähnen kann es das Seil nicht durchbeißen, das an dem Köder befestigt ist; die Fasern der Rinde, aus denen es gemacht ist, kommen zwischen seine spitzen Zähne, und das Rindentau hält, wenn auch die einzelnen Fasern durch Bisse voneinander getrennt werden.

Jeden Morgen wird nachgesehen, ob einer der Köder genommen wurde; dann beginnt das Suchen danach. Gewöhnlich treibt das lange Zuckerrohr an der Oberfläche einer tiefen Stelle im Wasser, nicht weit davon, wo der Köder angelegt wurde. Ein fester, aber behutsamer Zug daran bringt das Krokodil an die Oberfläche; ist es ein großes Tier, so zieht man es ans Ufer, kleinere werden in Boote gelegt und gebunden.

Nun beginnt ein eigenartiger Vorgang. Mit schmeichelnden Worten spricht man zu dem Tiere und „überredet“ es, wie die Eingeborenen sagen, keinen Widerstand zu leisten. Man nennt es einen „Rajah — einen Fürsten — unter den Tieren“, man sagt ihm, es mache einen freundschaftlichen Besuch und müsse sich danach benehmen. Zunächst bindet ihm der Jäger mit geschickten Griffen die Kinnladen zusammen. Immer noch spricht er in bilderreicher Sprache zu dem Geförderten und erzählt ihm, er habe ihm schöne Ringe für seine Finger mitgebracht; dann bindet er die Hinterbeine des Tieres auf dem Bauche zusammen; damit hat es jeden Halt auf dem Boden verloren und vermag auch den Schwanz nicht mehr abwehrend zu gebrauchen. Wenn man gesehen hat, welche Kraft in diesem muskulösen Körperteile liegt, bewundert man den Mut eines Mannes, der sich an ein großes Krokodil heranwagt, um seine Hinterbeine zusammenzubinden. Auf gleiche Weise werden zuletzt auch die Vorderbeine auf den Bauch gebunden. Dann ziehen die Leute eine starke Stange zwischen die gefesselten Beine und tragen die Beute fort. Man bringt das Reptil nach der nächsten Regierungsstation, um eine Belohnung nach der Länge des erlegten Tieres ausbezahlt zu erhalten.

Wenn die Eingeborenen mit dem Tiere, ehe es festgebunden ist, auch in den schmeichelhaftesten Ausdrücken sprechen, so wird

es doch im gleichen Augenblick, in dem seine Füße zusammengebunden sind und es keinen Schaden mehr anrichten kann, von den Eingeborenen mit Spott und Hohn überschüttet und seiner Dummheit wegen verlacht. Man reißt ihm den Bauch auf und durchsucht ihn nach menschlichen Überresten. Der Kopf wird abgeschnitten und über die Feuerstätte neben einer Menge menschlicher Köpfe gehangen, die von erschlagenen Feinden stammen.

Nur unter den Malaien findet man berufsmäßige Krokodilsjäger, nur selten sind Dajaks darunter, die ihre abergläubische Furcht vor den Krokodilen überwunden haben und gegen Bezahlung erbötig sind, sie zu fangen und zu töten. J. C.

Aus der Zeit der „schweren Not“. — Neunzehn Jahre nach dem Anfang des Dreißigjährigen Krieges war im westlichen Deutschland ein unermessliches Elend herangewachsen. Furchtbare Schilderungen der Kriegsgreuel und Hungersnöte finden sich in einem Bande des *Theatrum Europaeum* vom Jahre 1670. Die Schilderung betrifft die Wormser Umgegend im Jahre 1637. Die Franzosen nahmen unbarmherzig Hab und Gut, alle Nahrungsmittel, und so „mußte sich der arme Landmann, der nicht deß schwarzen Hungers sterben wollte, ernehren von Gras, Kraut, Wurzeln, dürren, und nach Gelegenheit grünen Baumblättern, ohne Brodt, Salz und Schmalz, und das war noch erträglich. Sie mußten sich nehren von Häuten oder Fellen von Thieren, Ochsen, Pferden, Schafen, nachdem ihnen zuvor die Haar abgeseiget und abgebrannt worden. Hunde, Katzen, Ratten und andere Thier wurden gegessen, auch die Aser davon, so an Wegen, in Pfützen, im Wasser gelegen, und weggeworffen waren. Um das Pferdefleisch haben sich die Menschen geraufft, geschlagen und gar ermordet. Es war eine solche Noth, daß auch kein Mensch des andern verschonete, und sie schlugen einander todt. Sie durchsuchten die Gottesäcker, brachen die Gräber auf und holten die Leichen vom Hochgericht, um die Todten zur Speise zu nehmen. Wenn man von den Afrikanischen und West-Indischen Menschenfressern liest, wer ist da, dem nicht die Haare zu Berg stehen und darob sich zum höchsten entsetzet? Jezo aber müssen wir das vor unserer Haustür mit eygenen Augen ansehen. Nahe bei

Worms fand man im Eingang des Jahres 1637 in einer öde stehenden Mühlen eine gute Anzahl Menschen beysammen, welche bey einem Feuer unter dem hellen Himmel diejenigen Menschen, die sie im vorübergehen eingefangen und erwürgt, gekocht und begierig gefressen. Nachdem man sie von ihrem Ort verschucht, fand man noch augenscheinlich menschliche Arm, Hände und Füße in den Töpfen.“

Aus einem niedergebrannten Dorf „zwischen Geelhausen und Aschaffenburg“ waren alle Überlebenden in die nächsten Städte entflohen. Ein Bauer hatte sein Geld in einem Keller verscharrt und suchte das verödete Dorf auf, um es wieder auszugraben. Als er an die Trümmer seines Hauses kam, hausten Wölfe im Keller. Er rief ein paar Soldaten zu Hilfe, die mit ihren Büchsen die Raubtiere abschossen. Als man in den Keller gehen konnte, fand man „einen greulichen Wust von allerhand zusammengeschleppten todten Körpern, so wol von Menschen als Tieren, so das Wolfsgeziefer elendig erwürgt und hernach in gedachter Gruben zusammengebracht, um sich und ihr junges Geschmeiß davon zu erhalten“.

Nicht weniger furchtbar war allerorten die Plage durch verwilderte Hunde geworden. In starken Rudeln streiften die raublustigen Tiere durch weite Landstrecken. Zeitgenössische Berichte melden: „Im vergangenen Sommer wurde viel Volks erschlagen und in den Rhein geworfen, die Leichen wurden ausgespült und am Land von den wilden Hunden gefressen. Im Winter fielen die Tiere über Groß- und Kleinvieh her; man schätzte den Schaden, so sie am Rhein entlang anrichteten, auf 25 000 Gulden. Endlich machte sich das Volk auf und zog mit Speißen, Stangen und Büchsen aus; es wurden viele Hunderte der Bestien erschlagen und erschossen. Es geschah an vielen Orten, daß man Menschen fand, die von rasenden Hunden gebissen, toll geworden, elendiglich herumirrten. Man mußte auch diese mit großer Müh und Sammer aus dem Weg räumen.“

„Bei Alzei in einem Flecken der untern Pfalz fand man zwei Weibspersonen in einem öden Haus, welche auch nur von Morden und Leutherwürgen eine lange Zeit anhero gelebt. Eine Frau,

die in selbigem Flecken sich nach ihren Gütern umsehen wollen, ist zu einem der Mordweiber kommen, von ihr elendig erwürget und zur Speise zugerichtet worden. Hernach hat man die Weiber aufgeforscht und gefänglich eingezogen. Ist zwar fast unglücklich, was bey der Stadt Frankfurt am Mayn vorgangen, wie wol es jedermann bekennen und viele mit eygenen Augen angesehen haben. Das arme Volk rottirete sich aus unleidlichem Hunger häufig bey der am Main gelegenen Schindergruben; dort sind sie zusammen gewesen, und kochten das von dem todten Laß abgeschundene Fleisch und zehreten es auf; waren auch dermaßen von dem schwarzen Hunger getrieben, daß sie dem Schindermeister kaum so viel Zeit gelassen, nur das Fell vom umgefallenen Vieh-Laß abzulösen und sich darob gerauft und unter einander geschlagen. Die arme Leut klopften das Mark und Fett aus den todten Laß-Beinen und schmelzeten ihre Suppen darmit. Ja man hat befunden, daß etliche von dem Laß Dürrefleisch gemacht, solches geräuchert und aufbehalten haben. Wie denn auch in der Stadt Frankfurt kein Hund auf der Gassen mehr sicher gewesen, der nicht von den armen Leuten auffgefangen und als ein Wildprat verzehret worden; und das geschah ganz ohne Scheu, daß man es auch auf offener Gassen frey sehen, und die abgezogenen Hundshäute auff den Wegen und Strassen liegend gesehen, welches noch wäre zu ertragen gewesen, so da nicht auch an die Menschen, so bey nächtlicher weyle über die Gassen gehen wollten, wäre Hand angelegt worden. Das verzweifelte Gesindel lag hin und wider in den Winkeln der Stadt auff den offenen Gassen, war mit Stricken wol versehen, welche sie den unversehens vorübergehenden umb die Hälse geworffen, und ihnen die Gurgel hiemit zugestricket.“

H. Crus.

Admiral Russels Höllenmaschine. — Am 29. Mai 1692 lieferte der englische Admiral Russel den Franzosen bei Hogue an der Küste der Normandie eine Schlacht, nach deren Verlauf er acht französische Häfen bombardierte. Eine Höllenmaschine, die er zu verwenden gedachte, versagte in diesen Kämpfen. Die Engländer hatten ein Schiff von 350 Tonnen gebaut, dessen Kiel neunzig Schuh lang war. Auf dem Holzgerüst, das auf dem

Wasser ruhte, war eine Art Bord aus Ziegelsteinen gemauert worden. Auf dem Deck lagen dreihundert Pulvertonnen, darüber lag eine Decke von Leer, Schwefel, Harz, Pech, Hanf, Stroh und grobem dürrern Astwerk und Reisig. Über diesen Stoffen befand sich eine Reihe dicker Balken, auf denen sich dreihundertvierzig große Karkassen befanden, die mit Granaten, Feuer- und Kettenkugeln vollgepfropft waren. Viele Hunderte geladener Pistolenläufe und dicke, mit Pulver gestopfte Gläser waren dazwischen angebracht. Alle leeren Räume zwischen den Karkassen hatte man mit eisernen Stangenstücken und weiteren Brennstoffen dicht ausgefüllt und das Ganze zum Schutz vor Regen und Wellengang mit geteertem Segeltuch überzogen. Sechs Öffnungen in der großangelegten Höllenmaschine waren so sinnreich angelegt worden, daß die Flammen mit vernichtender Gewalt daraus hervorbrechen mußten.

Am 30. November 1692 sollte diese furchtbare Mordbarke ihr zerstörendes Werk tun; englische Schiffe schleppten sie vor St. Malo. Drei Tage lang beschloß die britische Flotte die umliegende Gegend und die Stadt. Man hoffte, daß sich der benachbarte Adel, die Befehlshaber der Provinz und das Landheer in der Stadt zusammenziehen würden, wo man sie durch die Explosion der Höllenmaschine mit einem Schlag zu vernichten hoffte. Um Mitternacht wurde das Höllenwerk bei frischem Wind gegen die Stadt geschickt. Schon war es auf Pistolenschußweite vor den Ort gekommen, wo es verankert werden sollte, da trieb es ein widriger Wind auf einen Felsen, daß es nicht nahe genug herankam. Die Maschine bekam ein Leck, Wasser drang in die unten gelegenen dreihundert Tonnen und durchfeuchtete die Pulvermassen. Da steckte der Kriegsbaumeister die Maschine in Brand. Als die Explosion erfolgte, erbehte die Erde auf drei Meilen Entfernung, über dreihundert Häuser wurden ihrer Dächer beraubt. Die nach der Seeseite gelegenen Mauern stürzten in sich zusammen; hoch über die Stadt hinaus flog die über zweitausend Pfund schwere Schiffswinde und zerschmetterte ein Haus bis auf den Grund. Das Schiff trieb nach der See ab, und die Stadt litt weiter keinen Schaden. Um seine Bundesgenossen aus

Calais wieder hinauszubringen, würde Frankreich ein Duzend solcher Höllenmaschinen nach diesem Kriege bauen müssen. U. Hel.

Metalle in Theilen von Pflanzen und Tieren. — Je nach der Beschaffenheit des Bodens, aus dem sie die verschiedenen Bestandteile zu ihrem Aufbau ziehen, nehmen Pflanzen die mannigfaltigsten Stoffe auf, die im Körper von Tieren, denen sie zur Nahrung dienen, wieder gefunden werden. Durch genaue chemische Untersuchung wurde Kupfer, Nickel, Zink und Kobalt in gewissen Pflanzen festgestellt. In einem Boden, der Kupfer-, Nickel- und Kobaltverbindungen enthält, nehmen manche Gewächse diese Metalle in geringen Mengen auf, die sich vorzüglich in den Blättern und Stammteilen ablagern. Die Asche solcher Pflanzenteile enthält Spuren von Zink- und Kupferoxyd bis zu einem Prozent. Diese Stoffe dienen allerdings nicht zum Aufbau der Gewächse und werden nur durch die Wurzeln mit anderen Stoffen zugleich aufgenommen. Allerdings zeigen einzelne Pflanzen besondere Vorliebe für Plätze, deren Boden reich an gewissen metallischen Stoffen ist; die Asche von *Viola lutea calaminaris*, *Thlaspi alpestre*, *Armeria vulgaris*, *Festuca duriuscula* und *Silene inflata* weist oft mehrere Prozent Zinkoxyd auf. Auf dem kupferschieferhaltigen Boden der Mansfelder Gegend findet man in der *Alsine verna* Kupfer und Zink zusammen. Diese Metalle werden vorzugsweise in der Leber pflanzenfressender Tiere wieder gefunden; selten jedoch mehr als dreieinhalb Milligramm auf einmal. Aber auch durch Mineralwasser werden pflanzlichen und tierischen Organismen Spuren von Arsenik, Kupfer, Zink und anderen metallischen Stoffen zugeführt, doch nur in geringen und unschädlichen Mengen. Versuchspflanzen, die mit sehr verdünnten Auflösungen von Kupfer-, Nickel- und Kobaltsalzen behandelt wurden, gediehen dabei ohne Schaden zu nehmen. Die Zuführung von einem vierzigstel Prozent schwefelsauren Kupferoxydes, einem fünfundzwanzigstel Prozent schwefelsauren Kobaltoxydes und einem fünfzehntel Prozent schwefelsauren Nickeloxydes in wässriger Lösung bewirkten das rasche Absterben der Gewächse.

C. Dry.

Ein Held der Tiroler Freiheitskämpfe. — Die heutigen Standschützen Tirols und Tausende seiner Landsleute werden in diesen Tagen des „Mannes von Rinn“ gedenken, Joseph Speckbacher, des unbeugsamen tapferen Kämpfers um die Freiheit Tirols. Im Unterböckshof im Gnadenwald bei Hall kam Speckbacher als Sohn eines begüterten Holzhändlers am 13. Juli 1767 zur Welt. Nach hundertfünfzig Jahren lebt die Erinnerung an den Helden noch in den Herzen des Volksstammes, der sich auch in diesem Ringen um die Freiheit wie in alten Tagen bewährte. Die Sage wob um die Vorfahren des kühnen Mannes wie um seine Gestalt ihre veredelnden Züge; schon der Großvater Speckbachers soll zur Zeit Max Emanuels sich als Führer und Retter seines Volkes hervorgetan haben. Für die Laten des Enkels zeugt die Geschichte. Der „Mann von Rinn“ — eine historische Bezeichnung, die er nach dem Hofnamen des Gutes seiner Frau, Maria Schmiederer von Rinn, führte — griff als Dreißigjähriger 1797 zum erstenmal zu den Waffen, und auch in den Jahren 1800 und 1805 verteidigte er als Landeschütze seine Heimat. Als der Aufstand 1809 ausbrach, stand er unter den Führern der Bewegung. Am 12. April leitete er den Kampf bei Bolders und Hall; bei dem schweren Ringen am Berg Isel befehligte „Herr Spöck“, wie ihn Andreas Hofer in seinen Briefen nannte, den äußersten rechten Flügel mit entscheidendem Erfolg. Nach dem zu Znaim am 12. Juli abgeschlossenen Waffenstillstand fuhr Speckbacher mit einigen Offizieren vom Korps Vuol durchs Pustertal. Unfern Bruneck, bei St. Nepomuck, kam ein Gefährt des Weges, in dem Andreas Hofer von Lienz zurückkehrte, wo er die Botschaft des Waffenstillstandes erfahren hatte. Andreas Hofer wollte von keinem Stillstand der Kämpfe wissen und rief Speckbacher zu: „Seppel, auch du willst mich im Stich lassen? Sie führen dich in die Schand.“ Ins Herz getroffen durch des Sandwirts Worte, sprang Speckbacher aus dem Wagen und kehrte mit Hofer wieder um. In den folgenden Kämpfen mit dem französischen Marschall Lefebvre setzte er durch seinen persönlichen Mut und natürliche taktische Begabung die geschulten, kriegserfahrenen Offiziere der französischen Armee in

höchstes Erstaunen. Er drang ins Pinzgau ein und traf zu St. Johann im Pongau seinen Sohn Anderl, der gegen des Vaters Willen als zwölfjähriger Bursch mit in den Krieg gezogen war. Nach dem Ende der aufständischen Bewegung erhielt Speckbacher in Wien von Kaiser Franz einen Ehrensold von tausend Gulden.

Noch einmal erhoben sich die Tiroler gegen die Franzosen, als Napoleon bei Leipzig 1813 geschlagen worden war, und Speckbacher stand wieder als Führer im Felde. Geliebt von seinen Landsleuten, lebte Joseph Speckbacher mit dem Rang eines k. k. Majors bis 1820 zu Hall in Tirol. Im Juni 1858 wurden seine sterblichen Reste aus dem Haller Kirchhof ausgegraben und neben Andreas Hofers Gebeinen in der Hofkirche zu Innsbruck feierlich bestattet. Egger schrieb 1880 in seiner Geschichte



Joseph Speckbacher.

Tirols über Speckbacher: „Der kecke, verschlagene Kinner Gebirgsschütze repräsentierte mit dem gutmütigen, frommen Sandwirt Andreas Hofer ebenso treffend das tirolische Bauernthum, wie Achill und Odysseus die Zeit der griechischen Heroen.“

Die Tiroler werden niemals ihre beiden großen Helden vergessen, die beide lieber sterben, als Knechte der Welschen sein wollten.

H. Crus.

„Der Rhein ist nicht die natürliche Grenze“. — Wenige Monate nach der Völkerschlacht bei Leipzig, im Dezember 1813,

erschien ein heute selten gewordenes Schriftchen, in dem sein ungenannter Verfasser Gedanken über einen „klaren, dauerhaften, vollständigen Frieden“ aussprach. Er fürchtete, daß die Franzosen mit der „Schlangengewandtheit ihrer allverwirrenden Diplomatie“ alles verderben würden, wie sie vorher durch Ränke und Lügen Deutschland schwächten und zerstückelten. „Als die Apostel der Schwindelfreiheit sich des französischen Staatsruders bemächtigt hatten, erschien zwar die feierliche Erklärung: ‚das französische Volk wolle keine Eroberungskriege mehr führen‘. Allein wie bald und wie gräßlich hat sich die Falschheit dieser erheuchelten Selbstverleugnung verraten, wie treulos haben die Machthaber und Heerführer dieses Volkes Wort gehalten.“

In diesem Schriftchen wird die Auffassung vertreten, daß es keine natürlichen Grenzen der Völker, sondern nur politische Grenzen der Staaten und ihrer Gebiete geben dürfe. „Die Rhone, die Saone, die Maas und Schelde: diese vier Ströme sind es, die nach dem Vertrag von Verdun ursprünglich die wahre, wenigstens die rechtmäßige politische Grenze zwischen Frankreich und Deutschland sind. Die Geschichte lehrt, wie listig und gewaltthätig das von jeher zu Eroberungskriegen geneigt gewesene Frankreich seit dem vierzehnten Jahrhundert seine nördlichen und östlichen Grenzen immerfort zu erweitern und den deutschen Völkerverein zu zerreißen gesucht hat.“ Ein nur „halb gedemüthigtes Frankreich wird bei seiner Neigung zur Rachsucht ein nur um so gefährlicherer Feind sein. Ach, so viel theures vaterländisches Blut würde dann vergebens geflossen sein; und unsere Nachkommen würden uns mit Recht den Vorwurf machen, auf halbem Wege stille gestanden, unsere vom Himmel gesegneten Siege nicht mit weiser Beratung benützt, nicht mit standhaftem Mute verfolgt zu haben! Unser allgemeiner Feind, der nicht seinem Rechte, sondern seiner Willkür, seiner Nichtachtung alles Menschlichen und Göttlichen, nicht seiner Kraft, sondern nur seinen Ränken, seinen Zwietrachtsfeuerbränden die ehemalige Überlegenheit verdankte, wird sich zu einem klaren, dauerhaften, vollständigen Frieden bequemen müssen. Die Abtretung des

linken Rheinufer und aller zum Deutschen Reiche einst gehöriger Länder und Provinzen, die Freiheit der Schifffahrt auf dem Rhein, der Maas und Schelde, die genügende Sicherheit vor zukünftigen Machtstreichern und Gebietsverletzungen, diese Bedingungen werden nicht als Nebenpunkte, sondern als Hauptsache hoffentlich bald zur Erfüllung kommen."

Nach 1870 erst kam Elsaß-Lothringen an uns zurück, das Ludwig XIV. mitten im Frieden raubte. Und dieses Land ist nach hundertzwei Jahren, nachdem die obigen Sätze geschrieben wurden, abermals der Zankapfel. Wird auch diesmal die Stunde für ähnliche Klagen wiederkehren müssen? B. Dorn.

Der Bart macht den Mann. — In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nahm die Sitte, mächtige Bärte zu tragen, in allen Schichten Deutschlands überhand. Kaum jemals zuvor hatte man so abenteuerliche Zeichen der Mannhaftigkeit gesehen, wie zu jenen Zeiten; die Geistlichen predigten von den Kanzeln dagegen, Flugblätter und Spottschriften erschienen, aber die Mode blieb Siegerin gegen allen Spott und Hohn. In Erfurt schrieb der Prädikant M. Johann Hachenburg: „Wie man denn zu dieser Zeit, sowol unter den Bauern, als unter denen vom Adel und anderen Ständen Leute findet, die aus lauterem Muthwillen oder Fürwitz und Hoffart, aus einem Bart mit Drehen, Flechten, Schlichten und Krümmen wohl sechs Bärt machen, gar gräulich anzuschauen. Sie vermeinen all: der Bart sei es, der da den Mann erst mache. Über dem Maul haben sie drei Bärt sitzen; bey einem jeglichen Ohr einen, in die Höhe gekrümmet, wie zwei Boekshörner; der dritte Bart hängt gar über das Maul herab, wie ein garstiger Schüßellappen, daß man das Maul vor demselbigen nit wohl sehen kann, oder, wann mans gleich noch siehet, so kann mans doch nit größer sehen, dann, als wäre es ein Mäuseloch. Am Kinn hangen auch drey; der eine zur rechten, der andere zur linken Seiten, die seind geformet wie die Schwalbenschwanz, und zwischen demselben hänget am Schlunde oder der Gurgel ein Rattenkönig mit seinem dreyfachen Schwanz durcheinander geflochten wie ein Frauenzopf. Und ich weiß nicht, ob es möglich wäre, daß

ein Mannsbild sein Angesicht könnte scheußlicher verunstalten und verstellen, indem man daraus eine Larve oder ein Fastnachtsgesicht macht, darob einer gewaltig möchte erschrecken. Ein Bart, der so ist, daß man das Maul sehen kann, ziert den Mann, und ist nichts dawider zu haben; ich red auch nit darüber, sondern ich ergrimme mich wider den großen Aberwitz der Leute, die ihr Maul und ganzes Angesicht mit solchen Büffelshörnern, Eselsohren, Mäuslöchern, Schwalbenschwänzen, Lumpensäcken, Mattenschwänzen und Frauenzöpfen also scheußlich verstellen, daß es schlimmer nit noch ärger geschehen könnte. Denn Weibsbildern steht es wohl an, daß sie ihr Haar einflechten; den Mannsbildern aber nit also, es wär denn, sie wollten mit Gewalt Weiber werden. Wahrhaftig, der Bart nach rechter Art machet den Mann. Solche Bärt, wie ich sag, machen Narren.“ L. Müd.

Luther an die deutsche Jugend. — Vor fast dreihundertfünfzig Jahren schrieb Dr. Martin Luther die folgenden Sätze; sie muten uns heute an, als habe er sie für unsere Zeit geschrieben: „Es ist auch sehr wohl bedacht und geordnet, daß sich junge Leute üben und etwas Ehrliches und Nützlichs vorhaben, damit sie nicht in Schwelgen, Saufen und Spielen gerathen. Deshalb gefallen diese zwo Übungen und Kurzweile am allerbesten, nämlich die Musica und ritterlich Spiel oder Leibesübungen mit Fechten, Ringen, Laufen und Springen. Unter welchen das erste die Sorgen des Herzens und alle traurigen Gedanken vertreibt; das zweite macht feine, geschickte, starke Gliedmaßen am Leibe und erhält ihn sonderlich bei guter Gesundheit. Die endliche Ursach ist auch, daß man nicht auf Unzucht und Spielen gerathe, wie man jezo leider siehet in den Städten und leider auf den Höfen. Also gehet es, wenn man solche ehrbare Übungen und Ritterspiele verachtet und von ihnen läset. Ganz zu geschweigen, daß uns Deutschen zu dieser Zeit wahrlich höchlich von Nöthen ist: zum Heer und Streit tüchtig und allezeit bereit zu seyn. Denn es sollen ja unsere Zungen Land und Leute vertheidigen und Kriegsleute seyn; dieselbigen sind so gut als Pfeile, die da treffen, der Herr schießt sie ab und gibt sie. Alte Leute sind nicht geschickt zum Kriege, sondern wo Arbeit ist, dieselbe sollen

junge Leute auf sich nehmen. Sie gerathen auch in dem Krieg oder Streit gar wohl, wenn Gott seinen Segen gibt; denn derselbige will also, daß die Jüngerer Land und Leute beschützen und vertheidigen; es hießen daher auch Ritter oder Reuter die, so ihre Leutlein aus Noth errettet haben und werden also bei ihren Namen, ihres Standes, Amtes und Tugend ermahnet. Derohalben müssen unsere Jungen ernst und streng auferzogen werden; nicht tändelnd und spielend wie etliche thun. Sie sollen frühzeitig lernen und entbehren, die Arbeit lieben, Beschwerden ertragen und keine Leibesanstrengung scheuen; denn sie müssen hinaus in das Leben und hinfort auch in den Krieg ziehen; da aber ist eitel Arbeit und viel Drangsal zu erdulden. Die Tugenden, in denen wir unsere Jungen ausrüsten sollen, sind aber vornehmlich: Gottesfurcht, Arbeitsamkeit, Vaterlandsliebe, Mäßigung, Muth und Demuth. Mit solchen Waffen allein sind sie zu jeglichem Kampfe wohlgerüstet, denn sie haben eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe.“ D. Imh.

Verb, aber wahr. — Jedes Geschlecht hat seine besondere Torheit. Die Spötter über die jeweilige Narrheit der Altvorderen sitzen meist, ohne es zu ahnen, in einem Glashause und würden es besser unterlassen, mit Steinen zu werfen. Heute lächelt man über die Klopfsgeister, deren übersinnliche Mittheilungen unsere Großväter beschäftigten und erschütterten; der Okkultismus von heute und seine Offenbarungsformen scheinen damit gar nicht zu vergleichen. Die nächsten Geschlechter werden darüber ein anderes Urtheil fällen, aber auch ihre besonderen Abergläubigkeiten nicht weniger ernst nehmen und betreiben.

Es gab eine Zeit, da es vom Thron bis zu den Bürgerstuben kein Haus gab, wo nicht allerlei „Klopfsgeister“ durch tanzende Tische sich in Verkehr mit den Lebenden setzten. Man brauchte nur in geschlossenem Kreise einen Tisch zu umstehen, die Hände auf die Platte legen, und bald wurden die Klopföne hörbar, deren Aufeinanderfolgen man als Stimmen aus dem Jenseits aufzulösen suchte, wie man einen Rebus löst. In einem deutschen Fürstenhose peinigte man den großen Naturforscher Alexander

v. Humboldt unausgesetzt damit, er möge doch diese übernatürlichen Erscheinungen erklären. Lange blieb der Gelehrte geduldig und lehnte höflich ab, sich darüber zu äußern. Eines Abends trat ein junger Prinz aus einem Nebenzimmer in einen Raum, in dem Humboldt sich aufhielt. Erregt trat der Prinz auf ihn zu und rief: „Erzählen, ich sah es eben mit eigenen Augen. Dort drinnen tanzt ein Tisch im Zimmer umher, und zwar so schnell, daß die Prinzessinnen ihm kaum nachfolgen können. Nun, was sagen Sie dazu?“ Humboldt erwiderte: „Mein lieber Prinz, es ist eine alte Wahrheit: der Klügere gibt endlich nach. Ich finde es artig, daß der Tisch zu tanzen beliebt.“ E. Scho.

Wie man Geschichte schrieb. — Im Jahre 1698 verfaßte Hans Jakob von Wagenfeld eine „Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf diese Zeiten“. Der gelehrte Mann schilderte umständlich, wie der Totschläger Kain, der seinen Bruder Abel grausam mordete, zum Urheber alles Übels in der Welt wurde. Nach der sündhaften That habe Gott dem Brudermörder ein Malzeichen „eingedrucket, daß ihn niemand umbringen dürfte“. Kain floh voll Zittern und Schrecken die Gemeinschaft der Menschen und gründete zu seiner Sicherheit eine Stadt. „Und gleich wie er der Erste gewesen, der eine Stadt gebauet, also hat er auch allerhand Sachen erfunden, nemlich: Maaß und Gewicht, die Läng, Spielleuth und Singer, das Schmidtwerck, die Waffen und die Kunst selbe zu führen. Doch ist Kain deshalb nimmermehr zu rühmen, weil er dergleichen Erfindungen nur zu Uppigkeit, Hoffart und zum Verderben der Menschen mißbrauchet hat. Weil demnach bey ihm keine Besserung mehr zu hoffen, wolte Gott auch die wohlverdienete Straff endlich herfürkehren. Um das Jahr der Welt 688 wurde selbiger Kain von seinem eigenen Urenkel Lamech, der ein gar kurzes Gesicht hatte, in einem Gesträuch für ein jagbares Gewild angesehen, und mit einem Pfeil ganz jämmerlich erschossen.“ E. Be.

Der letzte Meisterfinger. — In allen deutschen Städten saßen vor Jahrhunderten die ehrsamten Meister verschiedener Gewerbe auf ihren Zunftstuben und übten sich im Gesang nach den Regeln der Tabulatur. Sie dichteten ihre Verse und sangen



Schulesingen einer Meistersingerzunft.
Nach einer Zeichnung von Herterich.

sie nach der „Silberweis“, der „hohen Bergweis“, im „Rosenton“ oder nach dem „langen Regenbogenton“; später versuchten einige ihre Kunst nach der „Gestreiften-Safran-Blümleinsweis“, der „kurzangebundenen Affenweis“, der „stinkenden Grillenweis“ und ähnlichen wunderlichen und kunstvollen Tabulaturen. Schon um 1450 dichteten und sangen die biedereren Handwerkerpoeten in Mainz, zu Augsburg, in Worms, Straßburg und Nürnberg, Memmingen und Ulm.

In den meisten Städten waren die sangeskundigen Männer Angehörige verschiedener Zünfte, die sich als Sänger zu einer freien Gesellschaft einigten. In Kolmar blieben die Schuster unter sich, wie die Weber in der freien Reichsstadt Ulm. Wenn die alten Handwerksmeister ihre Webschifflein in Ruhe gestellt, Ahle und Pechdraht zur Seite gelegt, die Nadel aufgesteckt und die Schere an den Wandhaken gehängt hatten, übten sie sich in der einsamen Stille des Kämmerleins in der Nachbildung oder Erfindung kunstvoller Gesänge. Am Sonntag hingen sie die mit bunten Malereien gezierte Schultafel aus, zur Ankündigung, daß nach dem zweiten Gottesdienst am Nachmittag „Schule gefungen“ werden sollte auf dem Rathaus oder späterhin in der Kirche. Dort versammelten sich die Reimer und die Dichter, die Meister der Gesellschaft, ihre Schulfreunde, Schüler, und ein stattlicher Kreis von Bürgern und Bürgerinnen lauschte zu den besten Tagen in ehrerbietigem Schweigen auf die gebotenen Künste.

Obenan saß der Vorstand, das sogenannte „Gemerk“: der „Büchsenmeister“, wie man den Kassenwart hieß, der „Schlüsselmeister“ oder Verwalter, der „Merkmeister“ und der „Kronmeister“. Neben dem Merkmeister standen die „Merker“, als Kritiker oder Richter, die auf jeden Fehler und Verstoß gegen erprobte Regeln sorgfältig achteten und am Schlusse des Gesanges ihr Urteil über das Gebotene sprachen. In jeder Singeschulstunde wurde der Tüchtigste vom Kronmeister mit einem, oft kostbar gezierten Kranze gekrönt, manchmal erhielt er wohl auch ein sogenanntes Kleinod an einer Kette um den Hals gehängt. Kranz und Kleinod gehörten der Gesellschaft und

verblieben ihr; nur zum Zeichen hoher Ehrung wurden sie in der „Schule“ umgehangen. In manchen reichen Städten besaß die Meistersinger-Gesellschaft einen recht stattlichen Schatz von Schmuckstücken — „Kleinod“ genannt —, so daß jene Meister, die früher schon gekrönt worden waren, in jeder Singschule mit ihren Zierden angetan erscheinen konnten.

Gekrönt und mit dem Kleinod geehrt zu werden, war für den Sieger selbst, für Frau und Kinder, für die Anverwandten und gar für die Zunft, welcher der Geehrte angehörte, die höchste Freude und Auszeichnung. Die vortrefflichsten Gedichte wurden in ein großes Buch geschrieben und vom Schlüsselmeister sorgfältig verwahrt.

Das waren die Feierabends- und Feiertagsbeschäftigungen, die Sonnabends- und Sonntagsvergnügungen der Vorzeit, die Erholungen und bescheidenen Freuden der alten Väter des bescheidenen Handwerks, unserer Väter, deren wir uns, nach Wilmar's Worten, wahrlich nicht zu schämen haben. „Die in ihrer beschränkten Häuslichkeit und bescheidenen Ehrbarkeit lebten, während der höhere Bürgerstand sich oft in Genußsucht und Prahlerei verzehrte, der Bauer zum großen Teil in geistiger und körperlicher Niedrigkeit am Boden lag, die Gelehrten dem Genius und dem Wein dienten, zahllose Müßiggänger und fahrende Leute maßloser Trunksucht frönten, und die Ritterschaft in blutigen Händeln und rohen Gewalttätigkeiten ihr edles Erbe vergebete.“

Ganz so rosig war indes kaum die älteste Zeit, denn schon um 1528 verbot der Nürnberger Rat das öffentliche Singen, weil ein roher Ton eingerissen war; die Meistersinger wurden aus ihrer „Poetenschule“ bei St. Lorenzen, wo sie damals ihre Singschule hielten, ausgewiesen. Die heftige Erregung des Volksgeistes und die wilden Stürme zur Zeit des Bauernkrieges machten ihren Einfluß geltend; Verwilderung und Verrohung waren nicht nur in den untersten Schichten zu spüren. Von solchen Strömungen konnten auch die Singschulen der Meistersinger, die sich aus Handwerkern zusammensetzten, nicht unberührt bleiben. Schon 1528 hieß es in einem Ratserslaß, sie sollten

„mit ihrem unschick und unzucht auf die Hallerwiesen oder den Plerer“ gehen. Unzucht bedeutet im damaligen Sprachgebrauch: Unfug, Unmanier oder Roheit. Bis zum Jahr 1546 hing die Genehmigung, Singschulen abzuhalten, vom Willen des Rates ab. Zuzeiten, so um 1580, verbot er sie vorübergehend ganz; sie wurden nur unter der Bedingung wieder erlaubt, daß sich die „Singer schambarer, unzüchtiger lieder“ völlig enthielten, und daß sie auch „ihre Stimme mit singen dermaßen moderierten, daß es männiglich gesungen und nit geplerrt“ heißen möge. Auch die Übung der „holdseligen“ Kunst des Meistergesangs litt unter dem allgemeinen Gebrechen der guten alten Zeit, der Roheit und Ungefäßigkeit der Sitten.

Späterhin besserte sich der Ton wieder, und trotz aller Verändèrung eines allzu engen Tabulaturregiments und schaler „Merkerei“ rettete sich ein besserer Geist im Bürgertum durch die Tätigkeit der Singschulen. Nach 1528 tagten die Nürnberger Meistersinger lange Zeit im Spital und über fünfzehn Jahre, bis 1578, im Predigerkloster; von da ab sangen sie bis 1614 in der Kirche von St. Martha, die allerdings seit der Reformation nicht mehr für kirchliche Zwecke diente. Acht Jahre später wurde ihnen die Katharinenkirche geöffnet, wo sie bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts blieben. Daneben kamen sie noch im Predigerkloster, bei St. Martha und in der Wöhrder Bartholomäuskirche zusammen.

Jahrhundertlang dauerte die Übung des Meistergesanges; im sechzehnten war er am lebendigsten, aber auch das siebzehnte mit seinen dreißigjährigen Kriegsstürmen vermochte die Freude daran nicht völlig zu zerstören; die Schulen erhielten sich bis tief in das achtzehnte hinein. Am frühesten erlosch der Meistergesang in Mainz, seiner ältesten Pflanzstätte; in seiner zweiten Heimat Nürnberg, wo Hans Sachs ein glänzendes Gestirn war, wurde um 1770 die letzte Schule gehalten. Nur in Ulm überdauerte der Bund sogar die Schrecken der französischen Revolutionskriege.

Noch im Jahre 1830 lebten dort zwölf alte Singmeister, welche zuweilen noch, nachdem sie erst vom Rathause aus ihrer „Schaufstube“ und dann noch aus einem anderen städtischen

Raum ausgetrieben worden waren, in den Handwerkerherbergen zuweilen noch ihre alten Weisen sangen, ohne Noten und ohne Textbücher, bloß aus dem treuen Gedächtnis, so daß es un-



Lade der Meisterfinger.

Nach dem Original im „Germanischen Museum“ zu Nürnberg.

begreiflich schien, wie sie sich die künstlichen Versgebilde und noch künstlicheren Weisen solange durch blanke Überlieferung erhalten konnten. Im Jahr 1839 waren noch vier dieser alten Männer übrig, das Gemerk: der Büchsenmeister, der Schlüsselmeister, der Merkmeister und der Meister der Krone. Die vier

letzten Sänger beschlossen am 21. Oktober 1839, den alten Meistergesang feierlich zu bestatten: ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden, ihre Tabulatur, Sing- und Liederbucher vermachten sie durch eine förmliche Urkunde dem Ulmer „Liederkranz“. Sie sprachen in dem Schriftstück den Wunsch aus: „Daß, gleichwie der Meistersinger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jahrhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen.“

Etliche Jahre nach der Auflösung der Meistersingerschule lebte nur noch ein einziger als letzter Sänger, der Leineweber Häberle. Allerlei starken Getränken sprach er nicht ungern zu, und mit seinem Geschäft wollte es nicht mehr recht gehen. So entschloß er sich — städtischer Nachtwächter zu werden. Seine Lunge war noch stark genug, und an musikalischem Vermögen fehlte es dem letzten Meistersinger auch nicht. Gern sah man den Alten um seiner Schnurren und guten Einfälle wegen in den Trinkstuben, wo er sich manchen guten Schoppen erspaste und ersang. Wenn das Bier in seinem Kopf ein wenig über Gebühr rumorte, schwang er sich auf einen Tisch und begann alte Meistersingerweisen, wie er sie im Gedächtnis behalten, abzusingen. Manch derben Spaß verstand er nicht ungeschickt einzuflechten und schloß meist mit dem Nachtwachterruf: „Hört ihr Herrn und laßt euch sag’n . . .“

Nur eines konnte er nicht vertragen, wenn einer aus der fröhlichen Runde das Lied anstimmte:

„Die Leineweber haben eine herrliche Junft,
Titscharum, titscharum, tshum!
Am Galgen ist ihre Zusammenkunft,
Titscharum, titscharum, tshum —“

Wenn der alte Häberle das hörte, dann lief ihm die Galle über; wie ein Rasender schimpfte er über das Gesindel, griff nach Spieß und Horn und rannte aus der Wirtsstube.

Draußen klang es fern und ferner: „Hört ihr Herrn und laßt euch sag’n, die Glock’ hat zwolfe g’schlag’n . . .“

Von den Furstenburgen war einst der Minnesang in die engen

Stuben ehrsamers Bürger herabgestiegen, vergrößerte sich und verkücherte. Der letzte Meisterfinger ging als Nachwächter aus der Welt; er war zum Gelächter geworden für ein neues Bürgertum, das über sich selbst spottete, ohne es zu ahnen. L. L.

Greuel der französischen Revolution. — Ein längst ver-
gessenes dreibändiges Werk Alexander v. Segurs, das im
Jahre 1803 erschien, enthält, in leidenschaftsloser Form vorge-
tragen, so viel Entsetzliches, daß man kaum einen halben Band
davon zu lesen vermag, ohne an der Menschheit zu verzweifeln.
Ein Mädchen folgte dem zum Tode verurteilten Geliebten
bis zum Richtplatz und ging noch mit dem Leichenkarren bis
an den Ort, wo die Opfer des Tages eingescharrt werden sollten.
Hier bestach sie den Totengräber, um wenigstens das teure
Haupt wieder zu bekommen, dessen erloschene Augen ihr im
Leben so teuer gewesen waren. Für hundert Louisdor ward ihr
Wunsch gewährt. Sie wickelte das Haupt in ein Tuch und wandte
damit fort. Erst unterwegs erwachte sie wieder aus ihrer tiefen
Verzweiflung, und auf einmal schien ihr die Last, die sie trug,
furchtbar. Ihre Hände zitterten, das Haupt des Toten ent-
fiel ihr und rollte den Vorübergehenden zu Füßen. Man schleppte
das irrsinnig gewordene Mädchen vor das Revolutionstribunal,
und noch in der gleichen Stunde verurteilte man die Irre zum
Tode.

Während der schrecklichen Mordtage im September versuchte
ein Fräulein v. Sombreul alles, was die kindliche Liebe ihr
eingab, um ihren Vater zu retten. Einer der Henker versprach
ihr, er wolle den Vater entfliehen lassen, wenn sie ein Glas
voll Menschenblut austrinken werde. Die Verzweifelte willigte
ein und hatte von jenem Augenblick an Anfälle von Krämpfen,
die regelmäßig wiederkehrten. Nach einigen Tagen fiel sie in
eine Ohnmacht, aus der sie als Irresinnige wieder erwachte.

Delleglace, der von Paris nach Lyon entflohen war, wurde
zurückgebracht. Seine Tochter wich nicht von ihm. Sie bat
den Begleiter ihres Vaters um Erlaubnis, auf dem Wagen
sitzen zu dürfen, der ihn nach der Hauptstadt bringen sollte.
Ihre Bitten blieben unerhört. Das fünfzehnjährige Mädchen

lief neben dem Wagen her; mittags versuchte sie ihrem Vater Speise zu verschaffen und erbettelte unterwegs eine alte Pferde-
decke für ihn, denn er fror in den kalten Nächten. So trieb sie es während der langen Reise, bis der Pariser Kerker beide trennte. Dann fing das Mädchen an, alle Mitglieder des „Wohlfahrts-
ausschusses“, die man ihm als einflussreich schilderte, mit Bitten und Tränen zu bestürmen; hundertmal zurückgewiesen, kehrte die Tochter immer wieder, um für den Vater zu bitten, dessen
ganzes Verbrechen darin bestand, daß er ein Kammerdiener Ludwigs XVI. gewesen war. Endlich gab man den Vater frei; mit freudigem Stolz führte sie ihn nach Lyon zurück. Erschöpft
von den unsäglichen Aufregungen und Beschwerden, erkrankte sie unterwegs und starb in den Armen ihres unglücklichen Vaters, der sich in der Nacht nach ihrem Tode erhängte. Als die Mutter die furchtbare Nachricht hörte, suchte sie mit zwei Söhnen im
Alter von zehn und zwölf Jahren den Tod in den Wellen.

Eine Frau v. Moreau versuchte vergeblich ihren Mann zu befreien. Sie bat zuletzt um die Gnade, ihn nur noch einmal sehen zu dürfen oder mit ihm eingekerkert zu werden; auch das wurde ihr versagt. Täglich hoffte sie ihn im Gefängnis zu erblicken und wartete vom frühesten Morgen bis zur Nacht, ohne ihn zu gewahren. Als die Unglückliche an einem Morgen ankam, fuhr ein Karren zum Richtplatz. Der Gatte lag mit mehreren anderen Opfern gebunden darauf. Als sie sich dem Karren näherte, stießen die Wachen sie mit den Gewehrkolben zurück. Sie folgte dem Wagen bis zum Schafott und bat den Henker, er möge sie mit dem Gatten sterben lassen. Als man sie abermals zurückstieß, riß die Frau einem der Soldaten den Säbel aus der Scheide und durchstach sich die Brust.

Auch die Frau eines anderen zum Tode Verurtheilten, Henry Lefort, wollte sich nicht von ihrem Manne trennen. Als man ihn zum Schafott führte, rannte sie mit dem Kopf gegen das eiserne Gefängnisgitter und sank sterbend zu Boden. Die Gattin des Marschalls v. Mouchy, die nicht zum Tode verurtheilt war, suchte sein Geschick zu teilen und wurde ohne Todesurteil vom Henker gerichtet.

Alexander v. Segur schrieb: „Solche schreckliche Fälle geschahen fast in jeder Woche. Man vergaß alle diese Gräßlichkeiten rasch, und die flüchtige Erinnerung an das Opfer jener edlen Liebenden wurde von den Blutströmen weggeschwemmt, welche täglich neu flossen.“

A. Eb.

Rädelsführer. — Wenn dieses Wort heute noch gebraucht wird, geschieht es meist in einem wegwerfenden, verächtlichen Sinne; man will damit den Anstifter oder Anführer einer Sache bezeichnen, die ihren innersten Triebfedern nach nicht einwandfrei ist. So spricht man etwa von dem Rädelsführer einer verwegenen Bande. Trotzdem die Herkunft des Wortes längst vergessen ist, wendet man es dem Sinne nach in einer Weise an, der ihm schon zur Zeit seiner Entstehung anhaftete.

Im Jahre 1525 erhoben sich allerorten in Deutschland auführerische Bauern und zogen sengend und plündernd, raubend und mordend gegen die Obrigkeit ins Feld. Im Januar 1525 brach der Aufstand im Stift Kempten aus, um sich rasch nach Tirol, über die Gegenden zwischen dem Bodensee und der Donau, nach den Rhein- und Mainländern bis nach Lothringen und Thüringen zu verbreiten. Im Lande ob der Enns rotteten sich die Bauern am Fronleichnamstag auf der Welscherheide unter ihrem Hauptmann Alexander v. Schiffer zusammen. In den früheren Aufständen, die dreiundzwanzig Jahre früher am Rhein stattfanden, trugen die Bauern einen Schuh als Sinnbild in ihren Kottenbannern; man nannte die ganze Bewegung danach „Bundschuh“. Die Bauern ob der Enns führten ein Pflugrad als Fahnenzeichen; sie hatten geschworen, zusammenzuhaltten wie die Speichen in einem Rade. Die Hauptleute der Bauern erhielten in jener Zeit den Namen „Rädelsführer“, der ihnen damals schimpflicher Weise gegeben wurde.

J. Ma.

Ums Honorar geprellt. — Der Leibarzt Napoleons III., Doktor Nélaton, erzählte gern, wie ihn ein Patient lange Zeit um ärztlichen Rat anging und bezahlte, ohne jemals einen Sou aus seiner eigenen Tasche zu nehmen. Der Betrüger kam immer zu so früher Stunde in das Wartezimmer Nélatons, wo er gewiß sein konnte, der erste Besucher zu sein. Erschien nun

ein Kranker aus der Provinz, oder ein Ausländer, so benahm sich der Geriebene, als wenn er selbst der berühmte Arzt wäre. Gelang ihm die Täuschung, so hörte er den Berichten oder Klagen mit größtem Ernst zu und sagte gewöhnlich: „Beruhigen Sie sich, Ihr Leiden ist nicht derart, daß Sie etwas zu befürchten haben. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß alles von selbst gut werden wird. Vorläufig wenigstens brauchen Sie mich nicht weiter zu beanspruchen.“ Die Patienten nahmen diesen Trost gleich einer Offenbarung mit Dank an und legten gewöhnlich ein Goldstück auf den Kaminsims. Kaum war eines der geprellten Opfer aus dem Wartezimmer, da steckte der angebliche Mélaton das Geld ein, wartete, bis der berühmte Arzt kam, ließ sich seine Ratschläge geben und zahlte mit dem Geld, das er sich auf so billige Art zu verschaffen wußte. W. Ket.

Wo der „Spleen“ sitzt. — Wer hat nicht schon von „spleenigen“ Engländern gehört, von einer den Briten eigentümlichen, närrischen Gemütsbeschaffenheit, einer ganz besonderen Krankheit, die oft die Ursache törichter Handlungen und Verkehrtheiten ist, die häufig zum Selbstmord führte? Der melancholische Trübsinn, die launenhafte, krankhaft reizbare Grillenhaftigkeit eines vom Spleen Beherrschten hatte nach Jahrtausende altem Glauben ihren „Sitz“ in der — Milz, einem übrigens heute noch dunklen Organ unseres Körpers. Nach der Auffassung der Ärzte des alten Orients und der Griechen sollte sich die Seele des Menschen in der Milz befinden; das griechische und lateinische Wort Spleen bedeutet Milz, und im englischen Wort Spleen erhielt sich bis heute die gleiche Bedeutung. Je nach der Beschaffenheit der Milz sollte einst auch die seelische Stimmung eines Menschen trübsinnig oder heiter, krankhaft oder gesund geartet sein. Nach übermäßig starkem Lachen wird zuweilen ein heftiger Stich in der Milzgegend empfunden; man nahm deshalb an, daß dieses Organ der Sitz der heiteren Fröhlichkeit sei. Traurige, trübsinnige Leute nannte man bis in die neueste Zeit „milz-süchtig“; sie galten als milzleidende Kranke. Geistige Erkrankungen, die wir heute als Nervenleiden ansehen, stammten nach altem Glauben aus der Milz. Konrad von Megenberg schrieb im Jahre 1337:

„Es wähen etliche Menschen, daß sich das Lachen und der Frohsinn mehre nach dem Wachsen der Milz und sich mindere, wenn sie abnehme.“ Bei Geisteskranken suchte man deshalb in vergangenen Zeiten vor allem auf die Milz einzuwirken, und es gab eine ganze Reihe merkwürdiger Mittel, die den Zustand dieses leidenden Organs bessern sollten. So sollte die Milz frisch geschlachteter Tiere Linderung bringen, wenn man sie „blutwarm“ auflegte. Dies war von all den Behandlungsweisen des melancholischen Irreseins noch die harmloseste und unschädlichste. H. Fen.

Hundekadaver in den Staatskarossen. — Zur Zeit der großen französischen Revolution, an deren unübertreffliche Größe die verblendeten Franzosen bis zum letzten Atemzuge glauben werden, trieben sich zahllose verwilderte Hunde in allen Winkeln von Paris umher. Sie umlagerten die Guillotine und nährten sich von dem Blute ihrer ehemaligen Herren, der in Massen geköpften Aristokraten. Das Treiben der immer mehr verwildernden Hunde machte den Revolutionsmännern lange Zeit vielen Spaß; man freute sich darüber, daß sie so gut gediehen. Als die Guillotine nicht mehr täglich von Blut triefte, wurden die wilden herrenlosen Tiere, denen niemand Futter gab, zu einer immer lästigeren Gefahr. Sie griffen, oft in ganzen Rudeln, einzelne Menschen an und kümmerten sich nicht darum, ob es edle Sansculotten oder verächtliche Vaterlandsfeinde waren. Als sie im Sommer 1793 mehrere Menschen angefallen und zerfleischt hatten, entschloß man sich, die wilden Bestien auszurotten. Aus allen Schlupfwinkeln lockte oder heßte man die wilden Hunde nach den Champs Elysées und erschoss dort gegen dreitausend an einem Tage. Trotz des Verwesungsgeruches, der alle belästigte, wollte niemand die Kadaver weg-schaffen; da gab der Konvent einem Bürger, Gasparin, den Auftrag, die Aßer zu beseitigen. Als echter Pariser faßte Gasparin den Gedanken, den Hundeleichen eine feierliche Bestattung zu geben. Er ließ die Staatskarossen Ludwigs XVI. und einen Teil der Hofwagen aus den Remisen holen und eröffnete mit sechs königlichen Karossen den Beerdigungszug der Hundekadaver. Die blutigen, schmutztriefenden Tierkörper lagen auf

den goldgestickten Kissen und wurden unter hellem Jubel der Pariser zu einer Massengrube geleitet. Als Bonaparte mit seinem ersten Gefolge in die Tuilerien einzog, befanden sich die Hofwagen Ludwigs XVI. in einem so trostlosen Zustand, daß sie nicht benutzt werden konnten. M. G.

Ein weißer Rabe. — In den achtziger Jahren starb ein französischer Oberst, der 1870 als Hauptmann unter Bazaine, den die Franzosen als Verräter bezichtigten, die Belagerung von Metz mitgemacht hatte. Der Oberst hinterließ ein Tagebuch, aus dem im Londoner „Globe“ 1888 Auszüge erschienen. Unter anderem erklärte der französische Offizier, daß gegen das Ende der Belagerung von Metz die verfügbare deutsche Truppenzahl höchstens auf 50 000 Mann geschätzt werden durfte; die französischen Streitkräfte seien dreifach überlegen gewesen. Daß Bazaine kein Verräter war, dafür bringt der Franzose mehr als einen Beweis. Fraglich bleibt nur das, ob nach diesem Kriege ein Bekenntnis wie das folgende aus dem Munde eines Franzosen zu hören sein wird. Und gewiß ist das eine: keine englische Zeitung würde es wagen, folgendes abzudrucken: „Der Krieg von 1870 wurde Deutschland unter den lächerlichsten und niedrigsten, jemals ausgeheckten Vorwänden aufgezwungen. Die Franzosen wurden von den Deutschen in ehrlichem Kampfe überwunden, und so hart es auch zu hören sein mag, wir sollten unser Los wie Männer tragen. Die Schuld ihrer Niederlagen fällt keinem einzelnen, sondern der ganzen Nation zur Last, und es ist ein im höchsten Grade unwürdiges und unmännliches Schauspiel, wenn eine große Nation die Last ihrer eigenen Torheit und Verderbnis auf die Schulter einiger unglücklicher Männer, wie Bazaine, Trochu und andere Generale abzuwälzen sich bemüht. Vom französischen Standpunkt aus wird man am klügsten handeln, wenn man möglichst wenig über den Deutsch-Französischen Krieg redet. Wir haben allen Grund, seine Ursachen wie seinen Verlauf ein für allemal zu vergessen.“ M. W.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
 Stephan Steinlein in Stuttgart,
 in Oesterreich-Ungarn verantwortl. Robert Mohr in Wien



Die Bücher der Frau.

Eine Sammlung des Notwendigen, Praktischen
und Schönen für die gebildete Frauentwelt.

Vollständig in 10 gebundenen Bänden zu je 4 Mark 75 Pf.

Erschienen sind:

- Bd. 1 u. 2. **Die Frau, was sie von Körper und Kind wissen muß.** Von Dr. W. Liepmann, Privatdozent an der Kgl. Universität in Berlin, Frauenarzt. Mit 109 Figuren im Text und 40 theils farbigen Tafeln.
- Bd. 3. **Wege zur Frauenschönheit.** Von Dr. Robert Hessen. Mit 38 Abbildungen.
- Bd. 4. **Billiges Haushalten.** Zeitgemäßes, Erprobtes und Bewährtes. Von Bernhardine Schulze-Smidt.
- Bd. 5. **Die Erziehung des Kindes zur Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit.** Von Frau Elisabeth Krusenbergs-Conze. Mit 39 Abbildungen.
- Bd. 6. **Die gebildete Frau.** Ein Berater für den gesellschaftlichen und geistigen Wirkungs- und Pflichtenkreis. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

In Vorbereitung befinden sich:

- Bd. 7. **Zu Hause und in der Gesellschaft.** Takt, guter Ton, Lebensart und Sitte. Von Laura Frost.
- Bd. 8. **Behagliches Heim.** Wie man es nach seinen Mitteln sonnig und zweckmäßig ausgestaltet. Von Hedwig Heyl. Mit Abbildungen.
- Bd. 9. **Rezeptschagkästlein für die praktische Frau.** Von Rose Szczesny (geb. Heyl). Mit Abbildungen.
- Bd. 10. **Gesunde Küche.** Eine Anleitung zur vernunftgemäßen Ernährung. Von Prof. Dr. med. Heinrich Kraft, leitender Arzt von Dr. Lahmanns Sanatorium, Weißer Hirsch. Mit Abbildungen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Zuckerkrankte

erhalten Gratis-Broschüre über
stetlose Kur (nach Dr. med.
Stein-Callenfels). W. Rihartz,
Cöln 31, Georgsplatz 2b.



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung

Klein Verstellapparat, keine Beinschlösser.

Unser wissenschaftlich feinsinnig konstruierter Apparat heilt nicht nur bei jüngeren, sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- u. X-) Beine ohne Zeitverlust noch Berufsstörung bei nachweislichem Erfolg. **Ärztlich im Gebrauch.** Der Apparat wird in Zeiten der Ruhe (meist vor d. Schlafengehen) **eigenhändig** angelegt u. wirkt auf die Knochensubstanz u. Knochenzellen, so daß die Beine nach u. nach **normal** gestaltet werden. **Bequem im Felde zu benutzen**, da sehr leicht im Gewicht (1½-2 kg) u. in einigen Augenblicken an- u. abgelegt werden kann. Verlang. Sie g. Einsend. von 1 M. oder in Briefm. (Betrag wird bei Bestellung gutgeschr.) unsere wissenschaftl. (anat.-physiol.) Broschüre, die Sie überzeugt, Beinfehler zu **heilen**.
Vissensschaffl. orthopäd. Versuch „Ossale“

A. Nildner, Chemnitz 14, Leichpauerstr. 2.

Fortmitdem

Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar.

Grat.-Brosch. senden:
Extension, G. m. b. H.,

Frankfurt a. M., Eschersheim No. 263.



+ Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann einzig und allein nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal u. für immer beseitigt werden. Deutsches Reichspatent Nr. 196 617. Prämiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen. Sofortiger Erfolg durch Selbstanwendung. Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— gegen Nachnahme. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikant **Herm. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.**

+ Reines Gesicht +



rosige Frische verleiht rasch u. sicher „Krem-Haifa“. Unübertroffen geg. Sommersprossen, Miltsesser, Pickel, Rote, Rauheit und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis M. 2.50.

H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.

Über 300000 im Gebrauche Haarfärbekamm



(ges. gesch.
Marke

„Hoffera“)

färbt graues
oder rotes
Haar echt
blond, braun
od. schwarz.



Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. M. 3.—.

Rud. Hoffers, Kosmetisch-Laboratorium
Berlin 76, Koppenstr. 2.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Werkbuch fürs Haus.

12. Auflage. Mit 409 Abbildungen. Praktisch gebunden 6 Mark.

Eine Anleitung zur Handfertigkeit für
Bastler. Von Eberhard Schnetzler. 10. bis

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt Dessau I (Anhalt)

Altteste u. größte Anstalt Norddeutschlands. Gegr. 1885.
Preisgekrönt auf der Intern. Hygiene-Ausstellung Dresden 1911
behandelt mit bestem Erfolg

= Rückgratverkrümmungen, = Gelenkentzündungen, Lähmungen, Klumpfüße usw.



Bei der Aufnahme.



Prospekte kostenlos.

Nach der Behandlung.

Nasenformer „Zello“

Modell 20

1	2	3	4	5	6	7	8
Kartoffel-Nase	Sattel-Nase	Erbsenbohnen-Nase	Spitz-Nase	Lange-Nase	Haken-Nase	Breite-Nase	Gleichmäßig römisch
						Schiefe-Nase	Normal-Nase

Solche Nasenfehler u. ähnliche werden mit dem orthopädischen Nasenformer „Zello“ ganz bedeutend verbessert. Das neue verbesserte Modell 20 übertrifft alles. Doppelte Polsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so, dass die beeinflussten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Knochenfehler nicht.) Vom kgl. Hofrat Professor Dr. med. G. von Eck u. anderen med. Autoritäten wärmstens empfohlen. 100 000 „Zello“ im Gebrauch. Preis M. 5. —, M. 7. — u. M. 10. — mit ärztlicher Anleitung. (Formbezeichnung erwünscht.) Spezialist L. M. Baginski, Berlin W. 127, Winterfeldtstr. 34.



Bei Schwerhörigkeit, Ohrgeräuschen

verlangen Sie Beschreibung über den Gebrauch von **Gehör-Patronen**.
Aeußerst bequem zu tragen. Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich
empfohlen. Zahlreiche Anerkennungen.

Hans Sieger, Bonn a. Rh.

Biblioteka Główna UMK



300020176202

